Bio 6970
2

J. Gerstner sc.

Pichegru zerstreut die Terroristen
zu Paris am 1. April 1795.

Gallerie interessanter Personen.

Oder

Schilderung

des

Lebens und Charakters

der

Thaten und Schicksale

berühmter und berüchtigter Menschen

der ältern und neuern Zeit.

Herausgegeben

von

Karl August Schiller.

Zweiter Band.

Zweite verbesserte und vermehrte Auflage.

Wien
im Verlage bei Anton Doll.
1799.

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

Gallerie interessanter Personen.

Von
K. A. Schiller.

Zweiter Band.

Maria Theresia.

Maria Theresia wurde zu Wien den 13. Mai 1717 gebohren. Ihre Eltern waren Kaiser Karl VI. und Elisabeth, eine Herzoglich Braunschweigische Prinzeßin. Bei ihrer Erziehung wurde nichts verabsäumet, was nur immer eine grosse Prinzeßin in allen Tugenden und Wissenschaften auszubilden erforderlich war. Aus besonderer väterlichen Vorsorge ließ Kaiser Karl im Jahre 1724 durch die Stände der verschiedenen Provinzen, und mit deren Einwilligung der jungen Erzherzogin die Erbfolge in unfehlbarer Vereinigung sämmtlicher Königreiche und Erblande für den Fall, daß kein Erzherzog von ihm vorhanden seyn würde, kraft einer pragmatischen Sankzion zusichern; welcher Zusicherung auch nach einiger Zeit die mächtigsten europäischen Staaten beitraten.

Viele Prinzen aus hohen Häusern bewarben sich um die Erzherzogin Maria Theresia; es hatte aber keiner das Glück, von ihr und ihrem erhabenen Vater gewählt zu werden, als Franz Stephan, Herzog von Lothringen. Die Vermählung mit demselben geschah den 12. Februar 1736 mit vieler Pracht.

Im Jahre 1738 den 17. Dezember trat sie mit ihrem geliebten Gemahle eine Reise nach Florenz an, auf welcher beide aller Orten auf das prächtigste empfangen wurden, und endlich wieder den 10. Mai 1739 in Wien anlangten; bald darnach begaben sie sich auf das kaiserl. Sommerschloß Laxenburg, das der Lieblingsaufenthalt Kaiser Karls VI. war.

Den 20. Oktober 1740 starb dieser Kaiser. Während jener Zeit wurde die Großherzogin Maria Theresia mit drei Prinzeßinnen gesegnet, von denen aber zwei in kurzer Zeit starben. Sogleich nach dem Tode des Kaisers übernahm Maria Theresia die Regierung, und trat in den Besitz aller hinterlassenen Staaten; darum sie auch den Titel einer Königin von Ungarn und Böhmen annahm. Die junge Regentin übertrug, um das Glück ihrer Unterthanen desto besser besorgen zu können, ihrem Gemahle die Mitregentschaft. Durch ihre Leutseligkeit gewann sie die Herzen aller ihrer neuen Unterthanen. Sie zog Damen

und Offiziere vom ersten Range an ihre Tafel; die Abgeordneten der Provinzen ermahnte sie frei zu sprechen; sie gab jedermann Gehör, und ließ alle befriediget von sich.

Ihre ersten Regierungstage zeichnete sie mit Wohlthaten aus, und mit solchen Anstalten, die auf ihre Unterthanen einen guten Einfluß hatten. Unter diese gehöret, daß sie gleich vom Anfange mit der Kellerei und Jägerei solche Anordnungen und Abänderungen getroffen hatte, durch welche die Oekonomie in eine bessere Ordnung kam, und manche Last von einigen ihrer Unterthanen hinweggewälzet wurde. Einzelne Wohlthaten ließ sie mehreren zukommen; vorzüglich denen drei Grafen Sekendorf, Wallis und Neuberg, welche in dem die drei vorhergehenden Jahre geführten Türkenkriege als Feldmarschälle kommandiret hatten, verschiedener Fehler wegen waren beschuldiget worden, und dessenthalben im gefänglichen Verhafte sassen, von ihr aber des Arrestes entlassen wurden.

Sobald der Tod Karls und die wirklich erfolgte Thronbesteigung Theresiens allenthalben bekannt wurde, so kam mehr als halb Europa darüber in Bewegung, und verschiedene Mächte machten Anspruch auf die Erbfolge dieser jungen Fürstin. Karl Albrecht Churfürst von Baiern verlangte die Erbfolge vermöge eines Testaments des Kaiser Ferdi-

nands des Ersten; August der Dritte König von Pohlen und Churfürst von Sachsen berief sich auf die Rechte seiner Gemahlin, als der erstgebohrnen Tochter Kaiser Josephs des Ersten; Philipp der Fünfte König von Spanien meldete sich ebenfalls, und glaubte ein Recht auf die Oesterreichischen Staaten zu haben, weil er unter seinen Ahnen die Gemahlin Philipps des Zweiten zählte, die als Tochter Maximilians des Zweiten eine österreichische Prinzeßin war; Karl Emanuel König von Sardinien machte Ansprüche auf das Herzogthum Mailand; und Ludwig der Fünfzehnte trat als Schiedsrichter derer auf, die sich um den Besitz der österreichischen Staaten bewerben wollten.

Zu allen diesen gesellte sich noch Friedrich der Zweite König aus Preussen, welcher auf vier Distrikte des damals unter österreichischer Oberherrschaft stehenden Landes Schlesien, nämlich auf die Herzog- und Fürstenthümer Jägerndorf, Brieg, Liegniz und Wohlau Ansprüche machte, ungeachtet seine Vorfahren durch öfters wiederholte Verträge und Aeusserungen allen Rechten auf dieselben entsaget hatten. Er fiel daher im Jahre 1740 um die Mitte des Christmonats mit einem Heere von 40,000 Mann in das von Soldaten fast ganz entblößte Schlesien ein.

Da zu wenig Mannschaft in Schlesien war, und General Browne, der die Truppen dieses Landes kommandirte, und sich zu schwach fühlte, einer solchen Menge hinlänglichen Widerstand zu leisten, sich zurück ziehen mußte, so sahen sich viele Orte genöthiget, sobald sich nur preußische Truppen zeigten, ihnen die Thore zu öffnen, und die Hauptstadt Breßlau ergab sich, ohne nur einen einzigen Kanonenschuß zu thun. Der General Browne selbst, der sich zu Gräz am Flusse Mora halten wollte, wurde durch wiederholte Angriffe genöthiget, das Städtchen zu verlassen, und sich über den Fluß des Markgrafthums Mähren zurückzuziehen. Nur die Festung Neisse, in welcher General Roth kommandirte, hielt sich gegen das Bombardement tapfer; und die wiederholten tapfern Ausfälle der Mannschaft zwangen den König von Preussen die Belagerung aufzuheben.

Der König machte zwar einige dem Scheine nach gemäßigtere Vorschläge: allein die standhafte Theresia schlug sie als unvereinbar mit ihrer Ehre aus. Dagegen brachte sie eine Klagschrift wider den König von Preussen bei dem Reichstage zu Regensburg an; die aber ohne alle Wirkung blieb. Und so schloß sich das Jahr 1740 sehr betrübt für die junge Königin von Ungarn.

Im folgenden Jahre 1741 erschien Friedrich schon im Hornung bei seiner Armee in Schlesien; in der Nacht zwischen dem 8. und 9. des Monats März ließ er Großgloggau mit Sturm einnehmen, und machte die Besatzung zu Kriegsgefangenen. General Schwerin rückte mit der Hauptarmee der Preussen bis gegen Troppau und Jägerndorf vor; ließ beide Städte befestigen, und zog eine Linie bis an die mährischen Grenzen.

Mitten unter diesen Unglücksfällen erfreute Gott das gepreßte Herz der Königin Theresia. Sie gebahr den 13. des Monats März zum ungemeinen Vergnügen aller ihrer Unterthanen ihren ersten Sohn Joseph, diesen ihren ewig unvergeßlichen nachherigen Nachfolger. Jedermann war entzücket über die Nachricht dieser glücklichen Niederkunft, und die Feierlichkeiten, die man deßwegen anstellte, übertrafen alles, was man davon erzählen oder schreiben kann.

Auf dem Kriegsschauplatze kommandirte Graf Neuberg die bei Ollmütz in Mähren stehenden Truppen der Königin Theresia, drang mit selben über die mit Schnee noch bedeckten Berge bis an die schleßischen Grenzen, und nahm den 8. April den Preussen die Stadt Grotgau wieder ab, wo er viele Bagage und 800 Rekruten bekam. Den 10. April war die grosse Schlacht bei Molwitz, wo die Oe=

sterreicher und Preussen beinahe gleich viel verloren; zuletzt aber dennoch der Sieg sich auf die Seite der Preussen lenkte. Hierauf belagerte der König Brieg, und bekam es bald in seine Gewalt. Auch Neisse wollte er belagern, wurde aber durch den Grafen von Neuberg daran verhindert. Von dieser Zeit an herrschte ungefähr drei Monate hindurch eine Art Ruhe auf dem Kriegsschauplatze.

Nun glaubte die junge Königin, daß es Zeit sey, sich nach der bei der edlen ungarischen Nazion gewöhnlichen Art krönen zu lassen. Sie ließ also einen Landtag auf den Monat Mai nach Preßburg ausschreiben, wo sie zufolge den Beschlüssen desselben am 25. Juni zur unaussprechlichen Freude der ganzen Nazion gekrönet wurde. Auf diesem Landtage wurde auch Franz, der Gemahl Theresiens zum Mitregenten des Königreichs erkläret; das alte Ansehen des Palatinus, des Primas, und des Banus von Kroazien wieder hergestellet, und beschlossen, daß die höhern geistlichen und weltlichen Bedienstungen im Königreiche nur an gebohrne Ungarn sollten vergeben werden; dagegen aber sollten die ungarische Kanzlei und Kammer vom König nur allein abhängig seyn. Die Krönung geschah mit einer Pracht, die fast nichts Aehnliches in der Geschichte aufzuweisen hat.

Bald darnach fingen die Feindseligkeiten in Schlesien wieder an. Am 10. August ließ sich der preußische König die Huldigung vom Magistrate zu Breßlau ablegen; diesem Beispiele folgten bald die Städte Liegniz und Schweidniz nach. Es fielen zwar mehrere kleine Gefechte vor, die aber nicht entscheidend waren. Unterdessen vermehrten sich die Feinde Theresiens gewaltig. Der erste unter ihnen war Karl, Churfürst von Baiern, der von Frankreich, das immer bedacht war, Oesterreichs Ansehen zu unterdrücken, von Spanien, Savojen und Sachsen unterstützet war. 40,000 Franzosen gingen im Monate August über den Rhein, um in Baiern als Hilfsvölker zu dienen; sie wurden von dem Feldmarschall Belleisle kommandirt.

Eine andere französische Armee marschirte unter dem Kommando des Marschall von Maillebois in das Hannöveranische Gebiet, um den König von England abzuhalten, daß er der bedrängten Königin von Ungarn nicht zu Hilfe kommen konnte. Die baierischen Völker drangen in das Herzogthum Oesterreich ein, und bemeisterten sich der Stadt Linz.

So widrig das Schicksal der jungen Königin war, so standhaft war der Muth, mit dem sie es ertrug; der mit der Grösse der Gefahren nur zuzunehmen schien. Sie war bloß bedacht, der ungerechten Gewalt

gerechte Macht entgegen zu setzen. Sie verlangte von den Generalstaaten von Holland die traktatenmäßige Hilfe: allein diese wurde zwar nicht abgeschlagen, aber doch von einem Tage auf den andern verschoben. Das einzige, was die bedaurenswürdige Königin erhielt, war, daß Holland in Vereinigung mit England sich Mühe gab, den Frieden zwischen Preussen und Oesterreich herzustellen: obgleich dieses Geschäft viele Schwierigkeiten fand.

Während dieser Zeit starb den 27. August die durchlauchtigste Erzherzogin Maria Elisabeth, gewesene Gouvernantin in Niederlanden, und Theresia übertrug die Statthalterstelle dieses herrlichen Landes dem Herzog Karl von Lothringen, Bruder ihres geliebten Gemahls: weil sie glaubte dadurch das Wohl ihrer Länder zu befestigen, da er durch seine Leutseligkeit und sein menschenfreundliches Betragen die Niederländer leicht dahin zu bewegen Hoffnung gab, daß sie die Rechte ihrer Fürstin wider die Anfälle ihrer Feinde mit Macht vertheidigen würden. Aus gleicher Absicht nahm sie ihr Zutrauen zu den Edeln der ungarischen Nazion; sie berief dieselben auf einen Landtag nach Preßburg; trug ihren neugebohrnen Prinzen auf ihren Armen, und hielt mit Majestät und Würde eine rührende Rede an sie, um sie dahin zu vermögen, daß

sie mit aller Macht die gekränkten Rechte ihrer Monarchin vertheidigten.

Gerührt von dem Nachdrucke ihrer Rede, und von dem Anblicke des jungen Prinzen, nach dem man so lange geseufzet hatte; hingerissen von der Gerechtigkeit der Sache, zu deren Vertheidigung sie aufgefordert wurden; aufgemuntert von den Thränen, die an dem Feuerauge der schönsten Rednerin zitterten, schwuren sie Gut und Leben für sie aufzuopfern; mit Thränen in den Augen zogen sie ihre Säbel, und schrieen: Wir wollen sterben für unseren König Theresia. Die Redlichen hielten auch Wort; sie verkündigten ein allgemeines Aufgebot, und wandten alles an, was ihnen möglich war, um die Rechte ihrer Königin aufrecht zu erhalten.

Bisher war England noch immer der gekränkten Theresia geneigt; noch im April hatte das Parlament ihr zur Aufrechthaltung der pragmatischen Sankzion, nebst andern Subsidien 300,000 Pfund Sterling, das ist nach unserm Gelde ungefähr 2 Millionen 700,000 Gulden bewilliget: nun aber, den 27. des Herbstmonats schloß der König als Churfürst zu Hannover einen Neutralitätsvertrag mit Frankreich, um seine deutschen Staaten sicher zu stellen; wodurch die Umstände für Oesterreich eine äusserst ungünstige Wendung bekamen. Theresia befahl im Weinmo-

nate ihren Generalen, Schlesien zu räumen, und so war der König von Preussen Meister von diesem Lande. Die Franzosen und Baiern drangen in Oesterreich und Böhmen immer weiter vor; und brachten fast beide Länder in ihre Gewalt, nachdem die Franzosen im Monate November in Vereinigung mit den Sachsen die Stadt Prag eingenommen hatten, wo sich der Churfürst aus Baiern zum böhmischen König krönen ließ.

Im Jahre 1742 wurde der Churfürst von Baiern im Monate Jäner unter dem Namen Karls des Siebenten zum deutschen Kaiser gewählt, und als solcher den 22. Hornung gekrönet. Dieser Vorfall beseelte den Kriegseifer der Ungarn noch mehr, von den entferntesten Gegenden eilten sie zusammen, die Feinde Oesterreichs zu demüthigen. Das Kriegsglück nahm eine andere Wendung, die österreichischen Völker drangen vorwärts, der General Bärenklau setzte sich zwischen Linz und Scharding fest; wurde daselbst von dem Feldmarschall des Churfürsten von Baiern angegriffen, schlug ihn aber mit grossem Verluste zurück, und dieser glückliche Anfang zog gute Folgen nach sich.

Um nun die Zahl der Feinde zu vermindern, und den Uebrigbleibenden mehr Macht entgegen setzen zu können, schloß Maria Theresia Frieden mit König Friedrich, der zu

Breßlau am 11. Junius unterzeichnet war, in welchen sie ihm nebst der in Böhmen liegenden Grafschaft Glaz, ganz Ober- und Niederschlesien, mit Ausnahme von Teschen, Troppau und Jägerndorf, mit aller Landeshoheit abtrat; der König sich aber verband, an England die vom verstorbenen Kaiser auf dieses Land gemachten Schulden sammt Interessen abzuzahlen, und seine Truppen aus Böhmen herauszuziehen.

Dadurch wurden die österreichischen Völker in den Stand gesetzet, die Franzosen bis unter die Mauern von Prag, welche sie inne hatten, zurückzudrücken, sie daselbst eng einzuschliessen, und zu Friedensunterhandlungen zu zwingen. Man machte Friedensbedingnisse, die aber, weil sie keine Sicherheit gewährten, von Theresien verworfen wurden. In Deutschland wurden die Franzosen sammt den mit ihnen verbundenen Volkern von einem Orte zum andern geschlagen, und bis über den Rhein gejagt. Dadurch verlor der Kaiser einen Theil seines Landes, flüchtete nach Frankfurt, und mußte dort ohne Soldaten, ohne Geld und ohne Kredit, ein seinem Charakter gar nicht angemessenes Leben führen.

In Prag lagen nur noch 6000 Mann Franzosen; sie wurden zur Uebergabe aufgefordert: weil aber ihr Kommandant Chevert erklärte, daß er, wenn man ihm keinen eh-

renvollen Abzug eingestehen wollte, die Stadt an vier Ecken anzünden, und sich selbst unter den Ruinen begraben würde, so wurde ihm auf Befehl Theresiens ein ehrenvoller Abzug gestattet, und er zog sich am Ende des Jahres, nämlich den 27. des Christmonats, mit den Seinigen zurück. Hierdurch kam Theresia wieder in den Besitz ihres Königreichs Böhmen, worüber alle Einwohner dieses unglücklichen Landes eine ausserordentliche Freude äusserten, und mit dem lautesten Jubel ihrer rechtmäßigen Königin huldigten. Die Franzosen hatten in diesem Jahre über 45,000 Mann eingebüsset.

Im Jahre 1743 eröffneten die Oesterreicher den Kriegsschauplatz; gewannen den 9. April die grosse Schlacht bei Braunau, wo der Herzog Karl von Lothringen das Kommando führte; nach diesem nahmen sie die festen Plätze Dingelfingen, Landau, Deckendorf, und noch andere mit ihren Besatzungen weg. Unterdessen war Theresia nach Prag zur Krönung gereist, wo sie die frohe Nachricht von der Schlacht bei Braunau empfing. Die Krönung selbst aber ging den 11. Mai mit grosser Pracht für sich. Bald darnach wurde München von den Truppen der Königin eingenommen, und das war nun schon das drittemal, daß der Kaiser seine Residenzstadt verloren hatte.

Da die Franzosen über den Rhein waren getrieben worden, und der unglückliche Kaiser auch diese Stütze verloren hatte, so ersuchte er durch einen seiner Generale die Königin von Ungarn und Böhmen um einen Waffenstillstand, der ihm aber abgeschlagen wurde. Die Oesterreicher nahmen ihm späterhin Reichenhall, Friedberg, Straubingen, und endlich die wichtige Festung Ingolstadt weg: die Königin aber schickte den Graf Goes als Statthalter nach Baiern. Ihr siegreicher Schwager Karl aber rückte mit seinem muthigen Heere an den Rhein, und machte im Elsaß schöne Eroberungen. Vor dem Schlusse dieses Jahres machte die Königin mit dem König in Pohlen und Churfürsten von Sachsen Friede.

Im folgenden Jahre hatte Karl VII. zwar Ruhe, aber kein Land: er suchte daher die Vermittlung des Londnerhofes an, um einen anständigen Frieden, und den Abzug der Oesterreichischen Truppen aus Baiern durch dessen Vermittlung zu erhalten. Das Geschäft schien anfänglich einen guten Fortgang zu bekommen: es zerschlug sich aber unvermuthet. Karl ließ also seine noch übrige Mannschaft, die sich etwan auf 7000 Mann belaufen mochte, zu den Franzosen stossen. Hierdurch bekamen die Oesterreicher Gelegenheit sich der

Stadt

Stadt Donauwerd zu bemeistern, und die Donau für sich frei zu behalten. Karl schloß nun ein neues Bündniß mit Preussen, Pfalz und Hessenkassel. Dieses gab der Sache eine ganz andere Wendung.

Der König aus Preussen fiel abermal in Böhmen ein; die pfälzischen und hessenkasselschen Truppen vereinigten sich mit den bairischen unter dem Kommando des Generals Seckendorf, der dadurch eine Armee von ungefähr 18,000 Mann zusammenbrachte. Prinz Karl sah sich also genöthiget Elsaß zu verlassen, und nach Böhmen zu eilen, wo er dann noch einige Mannschaft aus Baiern an sich zog. Dadurch bekam Seckendorf Gelegenheit Baiern wieder für den Kaiser einzunehmen; und zog im Weinmonate in München ein. Die Oesterreicher zogen sich allenthalben zurück, setzten sich bei Passau, und bezogen daselbst die Winterquartiere. Jedoch diese dauerten nicht lange: denn schon am 1. Jäner des Jahres 1745 rückten die Oesterreicher wieder in die obere Pfalz ein. Bald hierauf beschloß der unglückliche Kaiser sein Leben, nämlich am 20. des Monats Jäner. Sein Erbprinz und Nachfolger im Churfürstenthume Maximilian Joseph wollte den Krieg fortsetzen: allein er verlor die Schlacht bei Pfaffenhofen, und mußte von München nach Augsburg entfliehen;

er entschloß sich daher, seine vermeinten Ansprüche auf die österreichische Erbschaft fahren zu lassen, und mit der Königin von Böhmen und Ungarn Frieden zu machen, der dann auch in der bischöflich-augsburgischen Stadt Füssen den 22. April unterzeichnet wurde.

Theresia war nun im Ernste bedacht, die Kaiserkrone auf das Haupt ihres Gemahls, des Großherzogs von Toskana, zu bringen. Der König aus Frankreich ließ eine Armee unter dem Befehle des Prinzen Conti an den Main rücken, unter dem Vorwande, die freie Kaiserwahl zu schützen: allein weil es leicht vorzusehen war, daß diese Armee die Wahl nur beunruhigen würde, so ließ sie Theresia durch den General Traun vertreiben, der es auch in Verbindung mit dem General Bathiani treflich bewirkte. Zu Anfang des Heumonates traf der Großherzog selbst bei dieser Armee ein; verlegte das Hauptquartier nach Heidelberg, wo er so lange blieb, bis er die Nachricht erhielt, daß er den 13. des Herbstmonates zum römischen Kaiser war erwählet worden. Den 21. hielt er zu Frankfurt seinen Einzug; und wurde am 4. des Weinmonats, als an seinem Namenstage, gekrönet. Die freudenvolle Theresia war selbst nach Frankfurt gereiset, und sah auf einem prächtigen Balkone der Feierlichkeit der Krönung zu. Hierauf begab sie sich ins Lager nach Heidel-

berg, wo sie ihre 60,000 Mann starke Armee, an deren Spitze sie ihr Gemahl begrüßte, in Schlachtordnung sah. Sie ging alle Reihen durch; speiste unter einem Gezelte, und beschenkte einen jeden Mann mit einem Gulden.

Vorher, nämlich im Monate August, hatte der König von Preussen dem König von Pohlen und Churfürsten von Sachsen den Krieg angekündiget: weil derselbe mit Theresien Frieden geschlossen hatte. Den 15. des Christmonats erlitten die Sachsen bei Kesseldorf eine gewaltige Niederlage, nach welcher Friedrich selbst nach Dreßden ging; er zog den 18. daselbst ein, und gab nicht das mindeste Zeichen einer feindlichen Behandlung. Bald darnach schloß er mit Oesterreich und Sachsen Friede, der zu Dreßden am 25. dieses Monats unterzeichnet ward. Hierauf erkannte Friedrich den Großherzog als rechtmässigen römischen Kaiser, welchem Beispiele auch Baiern, Pfalz und Hessenkassel folgten. Worauf endlich das deutsche Reich der erwünschten Ruhe genoß.

In Italien dauerte der Krieg zwischen der Königin von Ungarn und Böhmen, und dem König von Spanien in Vereinigung mit Frankreich fort, woselbst der Vortheil meistentheils auf Seite Oesterreichs war. In den Niederlanden führte Frankreich ebenfalls

den Krieg mit Oesterreich, und seinen Alliirten, England und Holland fort, und hier siegten meistentheils die Franzosen unter dem berühmten Marschall von Sachsen. So gingen die Sachen in den Jahren 1746 und 1747. Im Jahre 1748 sollten 35,000 Russen auf dem niederländischen Schauplatze erscheinen, als Hilfsvölker wider Frankreich; allein der in diesem Jahre zu Stande gekommene Friede, der zu Aachen geschlossen wurde, machte sie überflüßig. In diesem Frieden gab Frankreich alle in den Niederlanden gemachten Eroberungen zurück; dem Hause Oesterreich wurde aufs neue die pragmatische Sankzion Kaiser Karls VI., und dem König von Preussen der ruhige Besitz von Schlesien garantiret; der Infant von Spanien bekam mit gewissen Bedingnissen Parma, Piazenza und Guastalla; der König von Sardinien einen Theil des Herzogthums Mailand.

Nach diesem Friedensschlusse zeigte sich die erhabene Theresia ganz als Mutter ihrer Völker; sie belohnte die Feldherren und andere Krieger, die sich wohl verhalten hatten; ließ einen Theil der Auflagen ihren Unterthanen nach, und machte verschiedene nützliche Verordnungen für ihre Länder. Auch ganz Europa genoß bei dem holden Frieden eine Art lang entbehrter Glückseligkeit, und alle näherten sich wieder ihrem vorigen Wohlstande.

Nur dauerte dieser gewünschte Zustand nicht lange; denn es fiel der König von Preussen Friedrich im Jahre 1756 den 29. August ganz unvermuthet in das völlig wehrlose Sachsen ein, und dadurch begann der so denkwürdige siebenjährige Krieg.

Zum Vorwande, diesen Krieg anzufangen, gab der König an, als wollte man ihm sein erobertes Schlesien wieder abnehmen: im Grunde aber war es der allgemach zunehmende Glücksstand des Erzhauses Oesterreich: denn Friedrich konnte es nicht ansehen, daß Theresia durch die genauen Bündnisse mit August dem König von Pohlen, mit Elisabeth Kaiserin von Rußland, und endlich mit Ludwig XV. König von Frankreich das Glück ihrer Unterthanen auf einen festen Fuß zu bauen angefangen hatte. Am meisten fiel das Bündniß mit Frankreich auf, da dieses Reich mehr als 200 Jahre mit dem Erzhause in beständige Uneinigkeit verwickelt gewesen war.

Friedrich hielt sein Vorhaben so geheim, daß er Sachsen eher überfiel, als man daselbst einen Feind nur vermuthete: weil er da den geringsten Widerstand zu besorgen hatte; indem das Land weder mit Mannschaft, noch mit Kriegsbedürfnissen versehen war. Es ist daher leicht zu begreifen, wie er sich so schnell der Stadt Leipzig, und bald darnach der Hauptstadt Dreßden bemeistern konnte. Bald

hernach marschirte Schwerin und der König selbst mit einer zahlreichen Armee in Böhmen ein, wo bei Lowositz die erste grosse Schlacht zwischen dem König und dem österreichischen Feldmarschall Browne vorfiel, bei welcher der beiderseitige Schaden fast gleich groß war, und die daraus entstehenden Folgen sich gegenseitig aufwogen.

Hierauf kam fast ganz Europa in Bewegung. Die Russen, Franzosen, Schweden, die mächtigeren Reichsfürsten traten auf den Kampfplatz; und in Deutschland standen neun grosse Armeen. Selten wurde ein Krieg geführet, bei dem so viele Schlachten wären geliefert worden, als in diesem. Im Jahre 1757, noch ehe die Oesterreicher sich gehörig sammeln konnten, brach der König in vier abgetheilten Kolonnen in Böhmen weiter vor gegen Prag zu, wo eine grosse Armee unter dem Kommando des Prinzen Karl und Feldmarschall Browne sich ihm entgegensetzte. Den 6. Mai lieferte der König die Schlacht bei Prag, bei der er zwar den Sieg davon trug, jedoch mehr Mannschaft verlor als die Oesterreicher, bei denen Browne Wunder der Tapferkeit that, aber das Unglück hatte verwundet zu werden. Er wurde nach Prag getragen, und starb in wenigen Tagen an seinen Wunden. Aber auch Preussen verlor den heldenmüthigen Grafen von Schwerin.

Der König machte hierauf Anstalten Prag zu belagern, und schon den 29. dieses Monats nahm das Bombardement seinen Anfang, ungeachtet der grossen 40,000 Mann starken Besatzung; die Bürgerschaft war in der größten Verzweiflung, und bat den Kommandanten, zur Schonung der Stadt mit dem Feinde sich in Unterhandlungen einzulassen: dieser aber wollte davon nichts hören. Graf Daun, der an der Stelle des Grafen Browne das Kommando erhalten hatte, setzte sich bei Planian unweit Kollin in die gehörige Verfassung, die Stadt zu entsetzen, und wartete in seinem verschanzten Lager nur auf gute Gelegenheit und Verstärkung. Friedrich hielt sich für unüberwindlich; er wollte dem Grafen Daun keine Zeit lassen, und griff in Vereinigung mit dem Prinzen Bevern denselben den 18. Junius Nachmittag wüthend an: allein die Oesterreicher standen wie Felsen, und fochten wie Löwen; der König griff siebenmal an, und wurde siebenmal zurückgeschlagen. Die Folge dieser Schlacht, welche die Schlacht bei Kollin genannt wird, war, daß die Belagerungsarmee, die ohnehin durch mehrere muthige Ausfälle der Besatzung war geschwächet worden, unverrichteter Sache abziehen mußte.

Zum Andenken dieses herrlichen Sieges stiftete Theresia den militärischen Orden, den sie nach ihrem Namen den Theresienorden

nannte; der nur solchen Offizieren zukommen kann, die sich im Felde bei Schlachten oder Belagerungen tapfer gehalten haben. Vor der Schlacht bei Kollin hatte der König von Preussen sich vorgenommen nach Wien zu gehen, und daselbst seine Lorbeern aufzupflanzen: jedoch es mißlang ihm durch die schreckliche Niederlage, die er erlitten hatte. Ueber dieses Vornehmen waren die Oesterreicher erbittert, und nahmen sich vor es zu rächen. General Graf Haddik führte die Rache aus. Mit ungefähr 2000 Ungarn und Kroaten drang er durch die Lausniz; kam am 16. Oktober unvermuthet nach Berlin, machte von der Besatzung bei 800 Mann nieder, bei 400 nahm er gefangen; erhob 310,000 Thaler Brandschatzung, und kehrte mit den Seinigen glücklich zurück.

Gleiches widriges Schicksal erfuhren die Preussen noch in eben diesem Jahre bei Breßlau in Schlesien, wo der Prinz Karl am 22. November sie in ihrem verschanzten Lager angriff, daraus schlug, das Lager besetzte, und die Stadt Breßlau einnahm, nachdem zehn Tage vorher Schweidniz war erobert worden. Den 5. des Christmonats wurde die Stadt von den Preussen wieder weggenommen, und die Oesterreichische Besatzung zu Kriegsgefangenen gemacht, nachdem das Oesterreichische Heer war in die Flucht getrieben worden.

Im folgenden Jahre 1758 fiel die Preussische Armee in zwei Kolonnen ins Mähren ein, und rückte nach Olmütz, um diese Festung zu belagern; den 27. Mai wurden die Laufgräben eröffnet, und das Bombardement mit Eifer fortgesetzet. Die Preussen hatten gegen das Ende des Junius eine starke Abnahme von Viktualien und Kriegsbedürfnissen, die durch einen Transport, der von Troppau her erwartet wurde, sollte ersetzt werden. Es waren wirklich mehrere tausend Wägen mit Munizion, Lebensmitteln und Gelde beladen auf dem Wege begriffen, und wurden von einer Bedeckung von 7000 Mann begleitet. Daun erfuhr dieses, und schickte die Generale Loudon und Siskowitz mit einer ansehnlichen Armee dem Transporte entgegen. Diese kamen demselben drei Meilen hinter Olmütz bei dem Gebirgstädtchen Danstadtel entgegen; schlugen unter der Leitung Loudons die Bedeckung, tödteten bei 3000 Mann, sprengten viele Wägen in die Luft, und eroberten die übrigen. Dieser grosse Verlust zwang den König, die Belagerung aufzuheben, welches dann auch in der Nacht zwischen dem 1. und 2. Juli geschah. Merkwürdig ist hiebei, daß während der ganzen Belagerung die Komunikazion zwischen der Festung, und der kaiserlichen bei Littau stehenden Armee nicht konnte unterbrochen werden, und die Wochenmärkte

in der belagerten Stadt so regelmäßig wie in Friedenszeiten gehalten wurden: weil der Feind auf zweien Seiten der Stadt nicht zukommen konnte, an denen sie durch grosse Schleussen auf drei Stunden weit unter Wasser gesetzt war.

Der König trat nun seinen Rückzug an, den die Oesterreicher bis an den 6. August unaufhörlich beunruhigten. Feldmarschall Daun zog sich in die Lausnitz, wo er bei Hochkirchen den Feind aus seinem verschanzten Lager trieb, und in die Flucht schlug. Eben dieser Held nahm im folgenden Jahre 1759 den 21. November bei Maxen den Preußischen General Fink mit noch 8 anderen Generalen und 14,000 Mann gefangen. Im Jahre 1760 machte General Loudon am 23. Junius bei Landshut über 8300 Preussen mit dem General Fouquet zu Kriegsgefangenen; wurde aber den 15. August von Friedrich selbst, dessen Uebermacht zu groß war, bei Liegnitz geschlagen. Auf diese Art wurde der Krieg mit immerwährendem ausserordentlichen Glückswechsel geführet, bis endlich im Jahre 1763 den 15. Hornung auf dem Schlosse Hubertsburg in Sachsen der Friede zwischen der Kaiserin und dem König von Preussen geschlossen wurde, ohne daß ein Theil nur eine Hand breit Erde mehr bekommen hätte, als er vor dem Kriege besessen hatte.

Nun hatte Theresia abermal Musse, auf die Wohlfahrt ihrer Staaten und des deutschen Reiches mütterlich zu denken. Die erste Frucht des Friedens war, daß ihr geliebter Erbprinz und Erzherzog Joseph den 27. März 1764 von allen Churfürsten einstimmig zum römischen König erwählet, und den 3. April hierauf zu Frankfurt am Main gekrönet wurde. Kaiser Franz begleitete ihn dahin auf der Reise, und wohnte der Feierlichkeit bei; Theresia aber verherrlichte dieses glückliche Ereigniß in Wien mit besonderen Wohlthaten und Gnadenbezeugungen.

Im folgenden Jahre 1765 reisete sie mit ihrem Gemahle, bei Gelegenheit des erfreulichen Beilagers ihres zweiten Prinzen Leopolds mit der königlich Spanischen Prinzeßin Louise, nach Innsbruck. Allein hier wurde die Freude bald in die äusserste Traurigkeit durch den schnellen und unvermutheten Tod ihres Gemahls verändert, der am 18. August nach einer fast dreißigjährigen höchstglücklichen und fruchtbaren Ehe in den Armen des römischen Königs Joseph verschied. Ihre Betrübniß über diesen Todfall war unbeschreiblich groß, und nur die Religion, der sie unveränderlich zugethan war, konnte sie noch aufrecht erhalten. Von dieser Zeit an widmete sie den 18. Tag eines jeden Monats einer stillen Einsamkeit, und dem inbrünstigen Gebete für die

Seelenruhe ihres verstorbenen Gemahls. Sie ließ das Zimmer, in welchem Franz starb, in eine Kapelle verwandeln, und errichtete ein adeliches Damenstift von zwölf Personen, denen sie zur Pflicht machte, allzeit den 18. eines jeden Monats ihr feierliches Gebet für den verstorbenen Kaiser zu verrichten.

Nach diesem traurigen Ereignisse war Joseph also, unter dem Beinamen des Zweiten, römischer Kaiser. Seine erhabene Mutter nahm ihn am 23. September eben dieses Jahres zum Mitregenten aller Oesterreichischen Staaten an, und übertrug ihm das Großmeisterthum aller Ritterorden ihrer Länder. Bald darnach vertraute sie ihm die Besorgung des Militärs, und die Leitung des ganzen Kriegswesens an. Joseph gab bald öffentliche Beweise seiner besondern Herrschertalente, zum Entzücken aller Erbländer und deutschen Staaten. Oesterreichs Unterthanen waren mit ihrem Glücke zufrieden, und fingen an, sich ihres Wohlstandes zu freuen: wurden aber bald wieder in die äusserste Betrübniß versetzt, da ihre angebetete Theresia im Jahre 1767 an den Kindsblattern darnieder lag. Alle flehten mit Thränen zu Gott nur um die Rettung ihrer theuren Landesmutter. Desto entzückender war ihre Freude, da sie durch Gottes Hilfe und das Bemühen des berühmten Arztes, des Freyherrn van Swieten, wieder ihre vorige

Gesundheit erlangt hatte, und ihre Regierungsgeschäfte wieder verwalten konnte.

Das Glück, das ihre Regierung verbreitete, ganz zu schildern, dazu fehlt hier der Raum: ganz zu verschweigen, wäre eine Beleidigung für den Leser. Sie errichtete zum Schutze ihrer Staaten und zum Besten ihrer Länder, die Militär-Akademie in Wienerisch-Neustadt; adeliche Erziehungshäuser in Wien und anderen Orten; acht Waisenhäuser; verschiedene Spitäler; stellte neue Lehrstühle für die nothwendigsten Theile der Wissenschaften auf; besorgte die Aufnahme deutscher Schulen; erbaute das prächtige Universitätsgebäude in Wien; verbannte Dummheit und Hexenglauben; reformirte die höheren Studien, vorzüglich die Theologie; verbot, daß Niemand vor dem 24. Jahre seines Alters die Ordensgelübde ablege, und machte andere dergleichen nützliche Verordnungen. Das Manufakturwesen zu befördern, nahm sie fremde Eingewanderte in ihre Staaten auf, und ertheilte ihnen das Bürgerrecht.

Ungarns Grenzen erweiterte sie durch die Vereinigung der dreizehn Zipserstädte mit diesem Reiche, mit den im Jahre 1772 dem Hause Oesterreich anheimgefallenen Königreichen Gallizien und Lodomerien, und mit der bald darauf von dem Großsultan abgetretenen Bukowina. Sie verband mit Ungarn ebenfalls

das Temeswarer Banat; reinigte dasselbe mit unsäglichen Kosten von den vielen Morästen und stehenden Wässern durch viele und lange Kanäle, und gab dem Lande dadurch mehr urbare Felder und eine gesündere Luft. Die Böhmischen und Mährischen Bauern beglückte sie durch Einschränkung der so lästigen Robbath im Jahre 1775.

Im Jahre 1777 starb Maximilian Joseph Churfürst von Baiern den 30. September an Kindesblattern, und mit ihm erlosch der männliche Stamm des baierischen Hauses. Oesterreich erhielt durch diesen Todfall Ansprüche auf die königl. böhmischen Lehensherrschaften, und auf die Grafschaft Mindelheim. In Ansehung dieser Ansprüche wurde den 3. Jäner 1778 eine besondere Konvenzion mit dem rechtmäßigen Nachfolger Karl Theodor, Churfürsten von der Pfalz abgeschlossen. Allein der auf die Vergrösserung des Erzhauses Oesterreich immer eifersüchtige König Friedrich, widersetzte sich in Vereinigung mit Sachsen dieser Konvenzion mit den Waffen in der Hand, und so entstand der vierte Krieg zwischen Theresien und Friedrich, der aber ohne Feldschlacht vorüber ging, durch das ewig merkwürdige feste Lager, das nach Anordnung des Feldmarschall Lasci war geschlagen worden, berühmt wurde, und sich schon im folgenden Jahre 1779 durch den, den 13. Mai als am Ge-

burtstage Marien Theresiens, geschlossenen Teschnerfrieden endigte.

Nun nahte das Trauerjahr 1780 herzu. In diesem überfiel die gute Theresia am 19. November ein Steckkatharr, der sich täglich verschlimmerte, so, daß sie am 26. mit den Sterbsakramenten versehen zu werden verlangte. Nun verließ der tiefgebeugte Joseph das Zimmer der Leidenden nicht mehr. Am 28. nahm das Uebel zu, sie verlangte die heilige Krankenölung, und beurlaubte sich hierauf von der ganzen in Wien anwesenden Familie. Den 29. befand sich die Monarchin etwas ruhiger, allein sie fühlte von Zeit zu Zeit betäubende Schwachheiten, und verschied an eben diesem Tage endlich Abends um 9 Uhr, und versetzte dadurch alle ihre Länder in die tiefeste Trauer.

Friedrich II.

Friedrich, von seinen Zeitgenossen der Einzige genannt, war einer von den seltenen Genien, deren vielleicht in jedem Jahrtausend nur etliche erscheinen, die groß in allem sind, was sie unternehmen, die nichts zu klein für sich finden, weil sie die kleinsten Dinge zum Besten des Ganzen zu benutzen im Stande sind; die alle Schwierigkeiten zu überwinden wissen, Licht schaffen, wo der gemeine Menschenhaufen immer und ewig in chaotischer Finsterniß tappt, und alles aus und durch sich selbst nehmen und sind, wie — freilich in einem unendlich hohen Grade — das erste der Wesen in seiner eigenen Fülle bestehet und handelt. — War Friedrich groß als Feldherr, als einsichtsvoller Taktiker, der die Heere, die sein Vater nur zum Staat unterhalten hatte, zu wahren Kriegern umschuff, und mit ihnen eine Reihe der glänzendsten Siege

er=

erfocht, — so war Er noch grösser als Staatsmann; oder war Er's nicht selbst, der mit aller Ueberredungsgabe, Feinheit, Geistesgeschmeidigkeit, jeden Grossen, den er wollte, zum Freunde gewann? der seine Staatsverbindungen errichtete? seine Verträge und Bündnisse schloß? —

Dieser grosse Mann wurde zu Berlin den 24. Januar 1712 als Prinz von Preussen und Oranien gebohren, und mit dem Namen Karl Friedrich belegt. Sein Vater, Friedrich Wilhelm, damals noch Kronprinz, zeugte ihn mit Sophia Dorothea, einer Churbraunschweigischen Prinzeßin. Er war der dritte Prinz des königlichen Paares, aber seine beiden ältern Brüder starben bereits, ehe sie ein Jahr erreicht hatten. Seine erste Erziehung bekam er von der geist- und geschmackvollen französischen Dame Marthe du Val de Recoule, der Wittwe eines Obersten, und schon hier ist der Grund seiner grossen Vorliebe für die französische Sprache zu suchen.

Wer den Charakter des preußischen Hofs aus jenen Zeiten, und Friedrich Wilhelms Abneigung gegen alles, was einer Gelehrsamkeit ähnlich sah, einigermassen kennt, wird leicht glauben, daß Friedrichs Erziehung nicht so beschaffen war, Ihn zu dem zu bil-

den, was er nachher geworden ist; wenn er übrigens auch der strengen Erziehung, die er genoß, seinen so festen unzuerschütternden Körper, die Liebe zur pünktlichen Ordnung, den Haß gegen weichliche Vergnügungen und gegen eine unthätige Lebensart zu danken hatte. Der König suchte ihn durchaus zum Soldaten zu bilden; daher war seine ganze Erziehung militärisch, und der Prinz, der so gerne den sanften Künsten hätte huldigen mögen, sah sich beständig in seinen liebsten Neigungen eingeschränkt. Der Graf von Finkenstein, ein unter den Waffen grau gewordener Krieger wurde nebst 3 anderen braven Offiziers vom Jahr 1718 an der Führer des Prinzen, und jetzt schon mußte der letztere reiten, fechten, exerciren, marschiren, und sogar vor dem Schlosse seines Vaters Schildwache stehen. Unter diesen Beschäftigungen verging die meiste Zeit, und nur hin und wieder wurde eine Stunde den Wissenschaften und der Musik gewidmet. Der Prinz wurde des militärischen Zwanges bald überdrüßig, und suchte ihm unter andern auch dadurch zu entgehen, daß er seinen Vater um die Erlaubniß bat, Reisen zu machen: aber alle seine Bemühungen blieben fruchtlos.

Alles, was er erhielt war, daß er den König auf seinen kleinen Reisen in Deutschland begleiten durfte. So kam er im Jahr 1728

nach Dreßden in das berühmte königlich pohlnische Lustlager bei Mühlberg, und 2 Jahre darauf nach Leipzig, Coburg, Bamberg, Augsburg, Stutgardt, Ludwigsburg, Mannheim, Darmstadt, Frankfurt und den Rhein hinab nach Wesel. Hier war es, wo der Prinz im Jahr 1730 der väterlichen Strenge mit 2 jungen Offiziers von der Garde durch die Flucht entgehen wollte, mit welchem Gedanken er schon einige Jahre umging. Allein sein Vorhaben wurde entdeckt, der erzürnte König ließ ihn in Wesel arretiren, und nach Cüstrin auf die Festung bringen, wo er in ein schlechtes Wohnzimmer anfänglich ohne alle Bequemlichkeit eingekerkert wurde. So hart dieß war, und so viel härter auch das Schicksal Friedrichs noch hätte werden können, wenn des Königs raschen Entschlüssen nicht wäre Einhalt gethan worden, so wußte doch der Prinz diese Entfernung von einem Hofe, wo es Ihm ohnedem nicht gefiel, auf das beste zu benutzen. Hier in Cüstrin hatte er alle Gelegenheit, die grossen Talente auszubilden, die vielleicht bei jener ganz soldatischen Erziehung ganz erstickt worden wären, oder doch eine falsche Richtung bekommen hätten. Hier unterrichtete er sich durch das Lesen der besten Schriften, und durch den Umgang mit dem Kammerpräsidenten von Münchow, hier opferte

er den Musen, so sehr auch sein Vater wider Wissenschaften und Künste, als den kriegerischen Geist niederdrückende Beschäftigungen eingenommen war, und so strenge Verfügungen er auch getroffen hatte, um dem Prinzen alle Mittel zur Kultur derselben zu versagen, und ihm seine Verbannung dadurch um so härter und peinlicher zu machen. Und so kam Friedrich von hier, mit ungleich mehr Kenntnissen bereichert, wieder nach Berlin zurück, als er es verlassen hatte.

Diese Zurückkunft geschah im August 1731, nachdem er acht Monate in einer Art von Gefangenschaft war, die wahrscheinlich noch länger gedauert hätte, wenn nicht die Vermählung seiner ältesten Schwester mit dem Erbprinzen Friedrich von Baireuth in diese Zeit gefallen wäre. Im Jahre darauf wurde nun auch an der Verlobung des Prinzen gearbeitet, und zwar mit der nunmehr auch verstorbenen Königin Elisabeth Christine, einer schon damals bewunderten Prinzeßin von Braunschweig-Bevern, die der König, ob er sich ihr gleich lebenslang entzog, bis ans Ende so hoch schätzte, als es ihre Tugenden und die seltene Güte ihres Herzens verdienten. Die Vermählung selbst wurde den 12. Junius 1733 zu Salzdahlen vollzogen. Bei dieser Gelegenheit bekam der Prinz die Grafschaft Ruppin zum

Leibgedinge, und das Städtchen gleiches Namens wählte er zu seiner Residenz.

Hier lebte er ganz den Musen, noch mehr aber zu Rheinsberg, wohin er bald darauf mit den Seinigen zog. In diesem Städtchen, entfernt von allem Geräusche der grossen Welt, verflossen ihm seine Tage in jener entzückenden Stille, die eine Mutter der größten Gedanken und der süssesten Empfindungen ist, hier bildete er sich zu dem grossen König und Helden, der er nachmals ward. Doch nicht lange lebte er in dieser philosophischen Stille, als ihn sein Vater zum Geräusche des Krieges abrief. Bei Gelegenheit der pohlnischen Erbfolge-Streitigkeiten, die 1734 fast ganz Europa in Waffen setzten, ließ Friedrich Wilhelm 10,000 Mann zur kaiserlichen Armee stossen, die dießseits des Rheins stund; hier sollte der Prinz, vom Vater und dem grossen Eugen von Savoyen, der die Reichsarmee kommandirte, begleitet, — das Kriegführen recht praktisch lernen. Allein dieser Zweck wurde nicht erreicht. Der König mußte sich schon in den ersten Wochen aus dem Lager entfernen, weil er seine Gesundheit zu wenig geschonet hatte, und Eugen war zu alt, um noch etwas zu wagen. Nach einigen Monaten führte deßwegen der Prinz die väterlichen Truppen nach Frankfurt am Main zurück, reiste von hier allein nach Anspach und Bai-

reuth, wo er seine beiden Schwestern besuchte, und fand zu Potsdam seinen Vater sehr krank.

Er blieb bei ihm bis zur Wiedergenesung, mußte darauf die Festungswerke in Stettin in Augenschein nehmen, und kam dann nach seinem geliebten Rheinsberg zurück, von dem er sich nun bis zu seiner Thronbesteigung — einige kleine Reisen ausgenommen — nicht mehr trennte. Hier bildete er seinen Geist durch die ernsten und schönen Wissenschaften, durch Musik und Dichtkunde, Staatskunde, Politik und Kriegswissenschaften. Dabei genoß er zur gemeinschaftlichen Vervollkommnung den steten Umgang vieler würdiger Männer, des Ritters Chasot, des Freyherrn von Kaiserling, des geheimen Raths Jordan, des Hofpredigers des Champs, des Freyherrn von Knobelsdorf, des Oberstwachtmeisters von Semnirg, des berühmten Geschichtsmalers Pene, der beiden Compositeurs Gebrüder Graun, des grossen Violinisten Benda, u. a. m.

Mit diesen Männern brachte der Prinz, wenn er sich vom ernsten Studiren erholen wollte, denn er war den größten Theil des Tages in seiner Bibliothek, Mittags und Abends gewöhnlich einige Stunden zu, und in diesen Gesellschaften folgte fast immer ein witziger Gedanke auf den andern. Koncert hielt der Prinz gewöhnlich jeden Abend auf

seinem Zimmer, aber nur von wenig auserlesenen Kennern, denn ob er gleich die Flöte als Meister blies, und selbst meisterhaft für sie setzte, so erlaubte ihm die Bescheidenheit doch nicht, sich öfters hören zu lassen.

Frühzeitig fing der Prinz hier einen Briefwechsel mit vielen grossen Männern an, die damals besonders Frankreichs Stolz waren, und von denen er nach seiner Thronbesteigung viele an seinen Hof zog. Aber keinen schätzte er mehr als Voltairen, dessen Bild er allein in seiner Bibliothek zu Rheinsberg wie ein Palladium im Allerheiligsten des Schlosses aufstellte. Er studirte mit vielem Eifer Wolfs Schriften, trug Voltairen seine Zweifel dagegen vor, und es schmerzte ihn sehr, daß die Kabalen der Geistlichen den deutschen Philosopen zwangen, Halle zu verlassen. Die Schrift Machiavels, die den Fürsten Despotismus lehrt, empörte das Herz und den Verstand des Fürsten so sehr, daß er 1740 eine Widerlegung dieser Schrift unter dem Titel, Antimachiavel drucken ließ, die im Kurzen in fünf Sprachen übersetzt wurde, und die stets ein schönes Denkmal von dem Verstande, den Kenntnissen, der Menschenliebe, und dem edlen Herzen dieses Prinzen bleiben wird.

Neben diesen Beschäftigungen machte der König auch viele französische Verse und andere kleine Aufsätze, und unterwarf alles der Kri-

tik des von ihm angebeteten Voltaire. Noch als Prinz, in seinem 26sten Jahre, trat nach Bielfelds Zeugnisse Friedrich zu Braunschweig in den Freimaurerorden, und war demselben stets ergeben. In den ersten Tagen nach dem Tode seines Vaters erklärte er sich öffentlich für einen Freimaurer, und hielt zu Charlottenburg eine eigene Loge. Nachher besuchte er die Logen zwar seltener, und zuletzt gar nicht mehr, aber er gab der Maurerei doch immer Beweise seiner Achtung und Zuneigung, und nahm sie öffentlich in seinen Schutz.

Den Eintritt in diese Gesellschaft mußte er vor seinem Vater stets geheim halten, der überhaupt gegen alles, was nicht militärisch war, eine grosse Abneigung hatte, und daher auch mit den Gesellschaftern seines Sohnes sehr unzufrieden war, sogar oft bei gewissen Anwandlungen von Verdruß öffentlich gedrohet hatte, die schönen Geister, die Freigeister, die Philosophen, Irrlehrer und Verführer seines Sohnes aufheben, nnd sämmtlich auf die Festung Spandau setzen zu lassen. Solche Aeusserungen setzten gewöhnlich ganz Rheinsberg einige Tage hindurch in das äusserste Schrecken, und oft mußte der Prinz seine ganze Beredsamkeit anwenden, um seine ängstlichen Freunde zu beruhigen, und von einer förmlichen Flucht abzuhalten. So vergingen gegen sechs Jahre, als Friedrich seine philoso-

phische Muse gegen das geräuschvolle Leben des Throns vertauschen mußte. Friedrich Wilhelm hatte schon lange gekränkelt, mit dem Jahre 1740 aber wurden seine Umstände immer gefährlicher, und in der Nacht vom 26. und 27. Mai wurde der Prinz eiligst von seinen Freunden nach Berlin gerufen. Sein Vater war über seine Ankunft erfreut, betete in den letzten Tagen viel, und gab seinen militärischen Geist den 31. Mai 1740 in seinem 52. Lebensjahre auf.

So wenig es auch zu läugnen ist, daß die Ordnung und Sparsamkeit Friedrich Wilhelms dem neuen König vieles erleichtern mußte, so fand Friedrich demohngeachtet itzt vieles zu verbessern und anders einzurichten. Wissenschaften, Künste und Handlnng bedurften seines Beistandes; die Sitten waren roh, durch keine einzige der schönen Künste oder Feinheit des geselligen Umgangs geschmücket; die militärische Form, in welche alles gegossen seyn mußte, gab zu manchen Ungerechtigkeiten Anlaß; und Fremde flohen die preußischen Lande, wenn sie nicht von der Natur einen Freibrief vom Soldatenstande erhalten hatten. Der König fand also vieles nicht so wie er wünschte, er konnte die Maschine des Staats nicht ihren gewohnten Gang fortgehen lassen, sondern er mußte beträchtliche Veränderungen vornehmen lassen, wenn der grosse Plan, Preuſ-

ſen furchtbar von auſſen, und blühend in ſeinem Innern zu machen, ausgeführt werden ſollte. Seine erſten Regierungstage waren ſogleich dem Vaterlande geheiliget: er ließ die Vorrathshäuſer gleich am zweiten Tage eröffnen, und das Getreide den Armen um einen mäßigen Preis verkaufen; erleichterte die Ehen in bisher verbotenen Graden; ſchafte die wilden Thiere in dem Hetzgarten zu Königsberg ab, und verordnete, daß die jährlich für dieſelbe beſtimmten 1000 Thaler unter die Armen vertheilt werden ſollten, und traf andere Verfügungen mehr, die alle das Beſte des Landes zum einzigen Augenmerk hatten.

Mitten unter dieſen friedlichen Beſchäftigungen vergaß er auch nicht für die Armee zu ſorgen, die nicht nur beträchtlich vermehrt, ſondern auch auf einen weit mehr kriegeriſchen Fuß geſetzt ward, als ſie unter dem vorigen König geſtanden hatte. Die folgende Zeit rechtfertigte dieſe Anſtalten völlig, denn noch in demſelben Jahre ward die Ruhe von Deutſchland durch einen Krieg unterbrochen, in dem Friedrich ſeine groſſen Talente als Feldherr von der glänzendſten Seite zeigte. Dieß war der Oeſterreichiſche Erbfolgekrieg. Da dieſer und alle folgenden Kriege, welche Friedrich führte, in der vorhergehenden Biographie Marien Thereſiens ohnehin erzählt

wurden, so schweige ich in dieser ganz von denselben.

Ostfrießland nahm er 1744, als das fürstliche Haus mit Karl Edgard ausstarb, vermög einer dem Hause Brandenburg von Kaiser Leopold 1694 ertheilten Anwartschaft in Besitz, wogegen das Haus Braunschweig-Lüneburg ohne Erfolg protestirte. Westpreussen mit dem Netzdistrikte erhielt er im Jahre 1772 durch die bekannte friedliche Theilung Rußlands und Oesterreichs mit ihm in ein beträchtliches Stück von Pohlen. Beim Antritt seiner Regierung enthielten seine Länder ungefähr 2,240,000 Einwohner; im Jahre 1785 völlig 6 Millionen; zieht man 2 Millionen für die neu eroberten Länder ab, so bleiben für die alten beinahe 4 Millionen. Man kann also annehmen, daß die Volksmenge unter seiner Regierung sich verdoppelt habe.

Mit der Vermehrung derselben stiegen auch seine Finanzen, und der Militäretat; letzterer betrug 1740 nur 70,000 Mann, im Jahre 1756 gegen 160,000, da er itzt auf 200,000 Mann angegeben wird. Unter den 15 Festungen, welche sich in den Preußischen Staaten befinden, hat er 5 ganz neu erbauet, und die durch den siebenjährigen Krieg zerstörten zum Theil wieder hergestellt. Nimmt man diese Umstände zusammen, so kann man sicher behaupten, daß er die wahre Macht sei-

nes Staates um zwei Drittheile erhöhet habe. Und diese erst entstehende Macht hat er in dem Kriege von 1756 bis 1763 gegen Oesterreich, Rußland, Frankreich, Schweden, und den größten Theil Deuschlands behauptet.

Wie sehr der grosse Geist dieses ausserordentliche Gewicht, das bloß sein Werk war, auch in den Unterhandlungen der Nazionen durch kluge Aufmerksamkeit auf die Staatsabsichten jeden Hofes, und durch ein männliches und zuverläßiges Betragen geltend zu machen gewußt habe: davon zeugen die Urkunden aller grossen Staatsbegebenheiten in Europa seit 1740, deren wenige ohne seine Beistimmung oder Vermittlung zu Stande gekommen sind. Jedes Jahr seiner Regierung war mit Anstalten zur Aufnahme der Bevölkerung, des Landbaues, und aller Zweige des Nahrungsstandes, mit Verbesserungen im Justitz- und Polizeisache, mit Erbauung nützlicher oder schöner Gebäude, mit Unterstützung der Nothleidenden, mit Verminderung des Elendes, und mit Vergrösserung der bürgerlichen Glückseligkeit bezeichnet.

Friedrich gleich groß im Kriege und Frieden, eben so unermüdet wachsam für die Sicherheit und den Glanz seiner Krone, als für das Glück seiner Unterthanen, für die Cultur, und den inneren Reichthum seiner Staaten, theilte im Frieden seine Zeit zwi-

schen den Uebuugen seiner stets gerüsteten Heere, den Regenten- und Landesvaterarbeiten, und den Musen. Es schien Grundsatz bei ihm zu seyn, das, was das Land giebt, ihm wieder geben zu müssen, damit es immer mehr gebe. Daher schenkte er in den letzten 23 Jahren seiner Regierung seinen Unterthanen über 40 Millionen Thaler baar zu Landesverbesserungen aller Art, ohne die häufigen Nachlässe an den Abgaben zu rechnen, die er den Landleuten bei unergiebigen Erndten gab. Daher hat er den Gutsbesitzern in Schlesien, Pommern und der Mark, mehrere Millionen zum Anbau ihrer Ländereien gegen 1 oder 2 Prozent vorgeschossen, und die Zinsen davon zu Besoldungen der Landschulmeister, und zu Pensionen für arme Offiziers- Wittwen und Töchter angewiesen. Die Vermehrung der Staatseinkünfte suchte er immer noch mehr durch Eröffnung neuer Erwerbsquellen im Lande, als durch neue Auflagen zu bewirken.

Darum hat er abgebrannte Städte und Dörfer auf seine Kosten wieder aufgebauet, ausser vielen tausenden einzeln angesetzten Kolonisten, 6000 ganz neue Dörfer angelegt, und sie mit 42,609 Familien bevölkert. Er hat der Netze und Warte von Driesen bis Cüstrin 120,000 Morgen neues Land durch Dämme und Deiche abgewonnen. Er hat viele Moräste und Sümpfe längst der Oder,

Jhna, Dosse, Havel und Elbe, auch die Seen Madue und Leba in Pommern, den Finerbruch im Magdeburgischen, den Drömmling in der alten Mark, manche Sümpfe um Potsdam und Brandenburg, deßgleichen in vielen Gegenden von Oberschlesien und Westpreussen in tragbares Feld umgeschaffen, und in den so verschrieenen Sandfeldern von Brandenburg und Pommern sieht man durch seine Fürsorge itzt mit Vergnügen blühende Kolonien, gute Gebäude, vortrefliche Wiesen, reiche Weide, und zahllose Heerden, wo man ehemals nur Wasser und Moräste sah.

Zur Vervollkommnung des Ackerbaues hat er die Leibeigenschaft der Bauern aufgehoben, die Frohnen, soviel möglich, eingeschränkt, die schädlichen Gemeingüter vertheilen lassen; jedoch mehr durch Belehrung und Beispiele, als durch Zwang, und immer so, daß durch Begünstigung einer Klasse der Unterthanen der anderen kein Unrecht geschehe. Was er für Gewerbe aller Art gethan hat, ist eben so wichtig. Unter ihm kam der wichtige schlesische Leinwandhandel, und nach und nach alle Arten von Manufakturen in Baumwolle, Seide, Leder, Stahl, auch die Zuckersiederei und Porzellänfabrik, und andere Gewerbe in Aufnahme, und wurden durch alle mögliche Ermunterungsmittel so in Schwung gebracht, daß im Jahre 1785 die Zahl der

Fabrikanten 105,000 war, welche für 80 Millionen und 250,000 Reichsthaler Waaren lieferten, wovon für 14 Millionen ausser Landes geführt wurden.

Auch die Justizpflege, diesen so wichtigen Theil der Staatsverwaltung, suchte er durch eine Reihe der schönsten Verordnungen aufzuklären, und zu verbessern. Er setzte schon 1741 eine Kommißion zur Verbesserung der Justiz nieder, an deren Spitze der Großkanzler Freyherr von Cocceji stand. Mit den Pommerischen Gerichtshöfen wurde 1746 der Anfang der Verbesserung gemacht. Es erschien eine Prozeßordnung, hernach ein neues Gesetzbuch, und es wurden Gerichtsvisitazionen angeordnet. Als aber die Klagen über Verlängerung der Prozesse fortwährten, so erschien den 16. Jäner 1766 wieder eine neue königl. Verordnung darüber: und endlich wurde 1780 das grosse Unternehmen, ein ganz neues für unsere Zeiten und Sitten passendes deutsches Gesetzbuch abzufassen, angefangen. Für dieses Denkmal seines wahrhaft königlichen Geistes wird die Nachkommenschaft ihn nach Jahrtausenden noch segnen, und auch dann noch wird man ihn als Schriftsteller bewundern.

Seine Schriften sind für Mitwelt und Nachwelt der unwidersprechlichste Beweis, daß Friedrich den Namen des Grossen mit dem größten Rechte verdienet habe; denn sie stellen

uns ihn groß dar, als König, Staatsmann, Landesvater, Feldherrn, Weisen und Schriftsteller. Auch aus ihnen ersieht man, daß alle seine Seelenkräfte groß waren, die Vernunft nicht geringer, als der Witz, und die Gründlichkeit des Verstandes nicht geringer, als die Schnelligkeit desselben. Man wird immer in gerechtes Erstaunen gerathen, wenn man überlegt, daß ein König, der so viel that, auch so viel, und so gut schreiben konnte. Seine Gedichte, für ihn zwar nur Spiele eines auf grosse Thaten sinnenden, und Erholungen eines von grossen Thaten ausruhenden Geistes, würden manchem Dichter als Werke Ruhm gebracht, und mancher würde für sie lebenslängliche Musse als Spielraum, oder als Belohnung gefordert und erworben haben.

Dennoch unendlich erhaben über die Eitelkeit mancher in der Geschichte berüchtigter Monarchen, die jeden, der sich erkühnte, an ihrem poetischen Talente zu zweifeln, für Majestätsverbrecher erklärten, setzte er selbst seine Verse gegen Voltaires Gedichte tiefer herab, als gewöhnliche Bescheidenheit ihm nachthun, oder das ihn lesende Publikum gerecht finden könnte. Selbst der Zwist, der zwischen ihm und Voltaire entstand, konnte den Philosophen von Sanssouci nicht bewegen, deßhalb von des Dichters von Ferney Talenten geringer zu denken.

Sei-

Seine Geschichtsbücher sind ein Schatz für die Archive aller Jahrhunderte und Nazionen. Ganz im Geiste der edlen griechischen Einfalt und Grösse, überall voll des wärmsten Gefühls fürs Vaterland und Volk, wenig schmeichelhaft für ihn selbst, den Verfasser und Feldherrn, aber desto rühmlicher für die Gefährten und Theilnehmer seiner Siege, in einer edlen würdigen Sprache trotzen sie dem Tadel und der Verleumdung, und dürfen itzt schon hoffen, unsterblich zu seyn, wie die Schriften eines Cäsars und Xenophons. Lange, und mit Wohlgefallen verweilt auf ihnen der betrachtende Verstand, und weiß nicht, ob er mehr die Begebenheiten und Schicksale, oder die Freimüthigkeit, mit der sie erzählt sind, mehr den Helden, der so erhabene Thaten verrichtete, oder den Weisen, der sich alles Lobes, das aus ihm quillt, großmüthig begiebt, und das Wenigste seiner Anordnung und Klugheit, das Wichtigste der Einwirkung und Zusammenstimmung zufälliger, oft unbekannter Ursachen, beimißt, ob er mehr seine Verdienste, oder die richtige Würdigung derselben bewundern soll.

Welches Gefühl auch in der Seele des Lesers obwaltet, so wird er sich doch immer gestehen, daß Kriege reicher an Ereignissen und Folgen selten in den neueren Zeiten ge-

führt, und noch seltener mit dieser Aufrichtigkeit beschrieben wurden. — In seinen philosophischen Schriften herrscht keine tiefe Spekulazion, denn Friedrichs Philosophie bildete sich im Umgange mit der Welt, und den Menschen, und aus dem Leben ging sie über in seine Schriften. Desto unverkennbarer trägt sie den Stempel des Gemeinnützigen, Praktischen, desto weniger verfehlt sie ihres Zwecks bei denen, die sich lieber der Leitung des schlichten Verstandes, als den Labyrinthen der Metaphysik anvertrauen. Sein feiner und richtiger Geschmack für das Grosse und Schöne drang bis in die Schreibart der Kabinete und Gerichtsstühle ein, und wenn die Staatsschriften eines von Herzberg, und derer, die mit ihm genannt zu werden verdienen, englische Freimüthigkeit mit französischer Urbanität verbunden, unbedeutendes Wortgepränge, steifes Zeremoniel und Sprachmengerei verbannt, und dafür Deutlichkeit, Ordnung, Ueberredungskraft und Annehmlichkeit in die Hof- und Staatssprache eingeführet, wenn sie rühmliche Nacheiferung bei anderen Höfen Deutschlands erweckt haben, wer anders als Friedrich II. hat den Ton dazu angegeben?

Er, dem leerer Klingklang in Thaten und Worten gleich verhaßt war; er, der Titelgepränge und äusseren Glanz ohne inne-

ren Gehalt so wenig achtete, daß er seines Vaters biedere, kernhafte, strenge Denkart auch in ihrer harten und rauhen Bekleidung ehrte, so sehr sie zuweilen sein Herz verwundet hatte. Daher ist kein Zweifel, daß nicht auch sein Beispiel auf die besseren deutschen Geschichtschreiber gewirkt, mehr Adel in die historische Schreibart, mehr Freimüthigkeit in die Beurtheilung verstorbener und lebender Fürsten gebracht habe.

Ohngeachtet des immer näher heranschleichenden Alters fuhr Friedrich unermüdet fort, seine Heere zu mustern, und seine Königsarbeiten pünktlich auszurichten. Seine Hände zitterten, aber noch immer hielten sie den Zügel der Geschäfte fest. Nur das Ende seines Lebens ist das Ende seiner Regierung, und seiner Regierungsfähigkeit. Wie Friedrich vorher den Feind stehend und gerüstet empfangen hatte, so erwartete er nun auch den Tod. In den 46 Jahren seiner Regierung findet sich nur ein einziger von Regentenarbeiten unbezeichneter Tag, und das ist der letzte seines Lebens. 1786 am Morgen des 17. August gerieth die Maschine dieses erhabenen Geistes in Stillstand, und der 75jährige Greis verließ unerschrocken, und bei völliger Besonnenheit eine Welt, deren Wunder, ei-

nen Thron, dessen Glanz und Stütze, ein Volk, dessen geliebter Vater er gewesen war.

Die Quellen der meisten Krankheiten des Königs waren Gicht und Hämorrhoiden, und ihr letztes tödtliches Produkt, Ueberhäufung der Lungen, Brustwassersucht und Steckfluß. Das Physische des Königs war eben so ausserordentlich, als sein Geistiges. So lange seine Krankheiten und Schmerzen zunahmen, war er geduldig, zufrieden und sanftmüthig, und begegnete seinen Wärtern und Pflegern gelinde und gnädig: wenn er aber anfing ungeduldig, unzufrieden und hart zu werden, so konnte man auf seine baldige Genesung sichere Rechnung machen.

Im Essen war er gar nicht Herr und Meister seiner selbst, sondern folgte seinem Appetit, der oft so heftig war, daß, wenn der Küchenzettel, welcher ihm des Abends für den Mittag des künftigen Tages gebracht wurde, Speisen enthielt, die er gern aß, er ihn nicht nur am folgenden Morgen und Vormittag mehrmals und mit Vergnügen ansah, sondern auch die Mittagsstunde kaum erwarten konnte. Der gewöhnliche Wein, den er trank, war Bergerac, den er mit Wasser vermischte; und spanischen Schnupftaback hatte er immer ein paar 1000 Pfund vorräthig.

Während seiner schmerzhaften Krankheit las er die Depeschen seiner auswärtigen Mi=

nister, diktirte alle Morgen von 4 bis 7 Uhr die unmittelbaren Antworten auf dieselben, und unterhielt eine festgesetzte Korrespondenz mit seinem Kabinet, mit dem Justizdepartement, und dem Militäretat. In den letzten 5 Wochen seiner Krankheit waren die Grafen von Herzberg, Schwerin, Görz, Lucchesini und Pönto gewöhnlich 3 bis 4 Stunden um ihn. Ungeachtet er wegen der Wassersucht in seinem Stuhle, in dem er Tag und Nacht blieb, sich allein nicht bewegen konnte, und ob man gleich sah, daß er ausserordentlich litte, ließ er doch nichts von einem unangenehmen Gefühle und Schmerz sich merken; er behielt eine ruhige, heitere Mine, und ohne weder von seinem Zustande, noch von seinem Tode zu sprechen, unterredete er sich auf eine angenehme und vertraute Art über die itzigen Angelegenheiten, über die Litteratur, die alte und neue Geschichte, und besonders über die Feld- und Gartenwirthschaft.

Seine gewöhnliche und tägliche Art zu leben war die: Nachdem er in den Abend- und Morgenstunden die Depeschen seiner auswärtigen Minister, die Berichte seiner Generale und seiner Minister gelesen hatte, ließ er des Morgens um 4 oder 5 Uhr, nach der Menge der Geschäfte, seine 3 Kabinetssekretärs, einen nach dem andern, kommen, und diktirte dem einen die Antworten, welche auf

die Depeschen eines jeden seiner auswärtigen Minister zu ertheilen waren, die er nachher dem Grafen von Herzberg überreichen ließ, und den beiden anderen die Befehle und Antworten an die Staatsminister, oder an die Generale über Militär- Finanz- und Justizsachen, wie auch die Antworten auf unzählige Briefe und Bittschriften von Privatpersonen, und das so ausführlich, bestimmt, und zusammenhängend, besonders in den Depeschen, daß die Sekretäre nur die Titel, das Formelle und das Datum hinzuzusetzen brauchten.

Waren diese Angelegenheiten um 7 oder 8 Uhr geendiget, so ließ er den Kommandanten von Potsdam, den Generallieutenant von Rohdich kommen, und nach ihm seine Adjutanten, um ihnen mündlich seine Befehle zu geben, was die Garnison jeden Tag zu thun habe. Hierauf erschien auf einige Augenblicke der Wundarzt, und bisweilen ein Medikus. Gegen 11 Uhr ließ er die vorher genannte Gesellschaft kommen, und unterhielt sich bis um 12 Uhr, wo er sie beurlaubte, und seine Mittagsmahlzeit allein hielt. Nachmittags unterschrieb er alle Depeschen und Briefe, die er des Morgens diktirt hatte, und die seine Sekretärs gegen diese Zeit in Bereitschaft haben mußten. Um 5 Uhr ließ er die vorige Gesellschaft wieder rufen, behielt sie bis um 8 Uhr, wo er sie entließ; den übrigen

Abend ließ er sich durch seine Vorleser die Werke einiger alten Autoren, als des Cicero, Plutarchs ꝛc. vorlesen, las die neuen Depeschen durch, und schlief hierauf, soviel es sein Zustand gestattete. Diese Lebensart setzte er unverändert bis zum 15. August fort, an welchem Tage er noch so zusammenhängende Depeschen diktirte, daß sie dem geübtesten Minister würden Ehre gemacht haben.

Und so glich Friedrich der untergehenden Sonne, die auch mit ihren letzten Strahlen noch Licht und Wärme auf die Erde sendet. — Heldenmuth, Menschenfreundlichkeit, Großmuth, weise Güte, Liebe für Wahrheit, Schonung des Irrenden schmückten seinen erhabenen Charakter. Und so verdient Er, daß sein Andenken nimmer erlösche, so lange noch Menschen sind, die Gefühl haben für Grösse des Geistes, und für das Verdienst guter Könige, die gut sind nicht aus Schwäche, sondern weil sie erkennen, daß Gutseyn der einzige Weg ist, glücklich zu werden, und glücklich zu machen. Gewiß wird Friedrichs Name in der Geschichte ewig leben, und selbst das künftige Jahrtausend, das kein Vorurtheil, keine Parteisucht mehr irre leitet, wird seiner noch mit Rührung gedenken, selbst dann wird man noch sagen: Er war ein grosser Mann!

Stanislaus August.

Stanislaus August stammte aus einem der ältesten und angesehensten Geschlechter Pohlens, aus dem damals noch gräflichen Hause Poniatowsky ab, und wurde auf einem Schlosse seines Vaters am 7. Jäner des Jahrs 1732 gebohren. Er hatte mehrere Brüder und Schwestern. Sein jüngster Bruder Michael hatte den geistlichen Stand angetreten, und wurde 1773 Bischof zu Plotzko. Jeder seiner zwei älteren Brüder war verehelichet, und jeder zeugte einen Sohn und eine Tochter. Stanislaus August aber selbst blieb ledig.

Sein Geschlecht war eines der reichesten eben sowohl, als der mächtigsten; sein Vater hatte nicht nur ansehnliche Güter, sondern war auch Starost von Przemißl, und Großtruchseß von Litthauen; dadurch hatten seine Söhne ebenfalls Aussichten auf angesehene Staatsbedienstungen in den verschiedenen Reichsdepartementen; ja, da sie zugleich katho-

lischer Religion waren, konnten sie hoffen, vielleicht auch einsmals den königlichen Thron zu besteigen. Die Starosten waren vorzüglichere Landbeamte; ihr Name zeigt auch ihr Amt an. Starost heißt Schloßhauptmann; seine Pflicht war, über die königlichen Schlösser die Aufsicht zu haben, den Frieden und die Ruhe in dem ihm anvertrauten Distrikte, welcher eine Starostei hieß, zu erhalten, und ihn vor Dieben, Räubern, und andern Gewaltthätigkeiten zu schützen. Er richtete auch die Landleute, Bürger, und den minderen Adel seiner Starostei, und besorgte den Nutzen und die Einkünfte des Königs in selber. Mit dieser Würde waren ansehnliche Einkünfte verbunden.

Stanislaus wurde in allen jenen Wissenschaften, welche einem Staatsmanne von ausgezeichnetem Verdienste unentbehrlich sind, unterwiesen, und seine grossen Geistesfähigkeiten entwickelten sich bald, so daß er in allem, was man ihm beibrachte, in Kurzem wichtige Fortschritte machte, wozu sein unermüdeter Fleiß vieles beitrug. Nebst den vielen Wissenschaften zierten ihn auch seine Tugenden, und zeichneten ihn vor andern seines gleichen aus; besonders seine Freundlichkeit, Leutseligkeit, Herablassung gegen Mindere, und seine Bereitwilligkeit einem jeden Gefälligkeiten zu erweisen; was ihn dann bei Jedermann beliebt

machte. Dazu kam noch seine schöne Bildung; er war von etwas mehr als mitterer Grösse, hatte eine geistreiche Physionomie, grosse feurige Augen, und sein ganzes Betragen nahm für ihn ein. August der Dritte ernannte ihn daher zum Gesandten am rußischen Hofe. Hier wußte er sich durch sein edles Benehmen sowohl bei dem Großfürsten, als besonders auch bei seiner Gemahlin Katharina bestens zu empfehlen.

Im Jahre 1763 starb der König von Pohlen August der Dritte aus dem Sächsischen Hause, und da man zur Wahl eines neuen Königs schritt, war unter den Wahlkandidaten auch unser Stanislaus Poniatowsky. Katharina II. die unterdessen Selbstherrscherin geworden war, verwendete sich für ihn bei dem Reichstage mit allem Nachdrucke, und brachte es auch dahin, daß er den 7. September 1764 zum König von Pohlen erwählet, und den 25. November gekrönet wurde. Bald nach seiner Thronbesteigung erhob er seine gesammte Familie in den Fürstenstand, und machte solche Anstalten und Anordnungen, die fähig seyn konnten, ihn bei dem Adel sowohl, als bei dem gemeinen Volke beliebt zu machen.

In Pohlen war die katholische Religion die herrschende: jedoch fanden sich daselbst auch viele griechische sogenannte nichtunirte Christen, und Protestanten, theils Lutheraner, theils

Kalvinisten; die Griechen nannte man in Pohlen Disunirte, die Protestanten aber Dissidenten. Letztere hatten vormals gleiche Rechte mit den Katholiken; die ihnen aber durch die Konstituzionen von den Jahren 1717, 1733 und 1736 äusserst eingeschränket wurden. Im Jahre 1764 verwendeten sich bei dem Krönungsreichstage selbst Rußland, England, Dänemark und Preussen für die Herstellung der alten Rechte der Dissidenten: allein sie konnten nichts bewirken. Im Jahre 1766 entstand ein Konföderazionsreichstag, bei welchem die Dissidenten unter dem Schutze und Unterstützung gedachter vier Höfe um ihre vorigen Rechte, und besonders um die freie Ausübung der Religion anhielten, aber den Bescheid erhielten, daß es bei den bestehenden Gesetzen sein Verbleiben habe.

Zwar wollte man ihnen bald darnach einige Freiheiten in Ansehung der Ausübung ihrer Religion eingestehen, da sie aber noch immer von dem Rechte Staatsämter zu erlangen sollten ausgeschlossen bleiben, so nahmen sie selbe nicht an. Sie machten vielmehr untereinander eine Konföderazion zu Thorn und Sluk, der sich auch eine Konföderazion des katholischen Adels von Litthauen, der die Rechtmäßigkeit der Forderungen der Dissidenten einsah, beigesellte. Nicht lang hernach entstand daraus eine General-Konföderazion zu Ra-

dom, die vom Schwedischen Hofe selbst unterstützet ward. Dieser Konföderazion trat auch im Jahre 1767 der König selbst bei, auf einem ausserordentlichen Reichstage. Endlich erhielten die Dissidenten im Jahre 1768 eine freie Religionsübung; man bewilligte ihnen, daß sie als Beisitzer in das Tribunal durften und mußten aufgenommen werden, und erklärte sie aller Ehrenstellen und Aemter in der Republik fähig.

Aber nun errichteten die Fürsten Michael Lubomirski, Kraßinski und Pulawski zu Bar eine Gegenkonföderazion, welche die den Dissidenten verheissene Freiheiten wieder vernichten wollte, die sich bald ins Unendliche vermehrte, und besonders in und um Krakau ihr Unwesen trieb, auch unübersehbares Elend nach sich zog: denn es entstand daraus ein innerlicher Krieg, der desto verderblicher für Pohlen war, weil die Truppen der Konföderazion weder Kriegskunst noch Kriegszucht kannten, und Rauben, Morden, Stehlen und Brennen zu ihrem Hauptgeschäfte machten. Zu diesem kam noch, daß die Bauern in der Ukraine gegen ihre Edelleute rebellirten. Diesen so vervielfältigten Uebeln abzuhelfen, schrieb der König am 7. November eben dieses Jahres 1768 einen Reichstag aus, der aber nicht zu Stande kam. Die Konföderirten trachteten dem König nach dem Leben; wollten das

königliche Schloß zu Warschau in Brand stecken, und brachten es bei der Ottomannischen Pforte dahin, daß sie im Jahre 1769 der Kaiserin von Rußland, welche Truppen zur Unterstützung der Generalkonföderazion hatte einrücken lassen, den Krieg ankündigte: damit dadurch der arme bedrängte König und die Dissidenten einer ihrer mächtigsten Stützen sollten beraubet werden. Zu diesem so grossen Uebel gesellte sich noch im Jahre 1770 die Pest zu, welche eine ungeheure Menge Menschen hinrafte.

Die Bosheit der Konföderirten war hauptsächlich wider den unglücklichen König gerichtet, und ging so weit, daß sie am 8. August 1770 ein Manifest erscheinen liessen, durch welches sie den König des Thrones verlustig, und den königlich Pohlnischen Thron für erledigt erklärten; auch bald darnach durch ein anderes Manifest das Volk aufmunterten, dem König entweder heimlich oder öffentlich das Leben zu nehmen. Dieses Manifest that Wirkung: man fand fast alle Nächte brennbare Materien in Warschau, und selbst im königlichen Pallaste endeckte man noch zu rechter Zeit eine grosse Menge Pulver mit einem brennenden Lunten. Da indeß alle diese Unternehmungen vereitelt wurden, so nahmen sich die Boshaften vor, den König, dem Pulawski, als dem Haupte der Gegenkonföderazion

lebendig auszuliefern. Wie nun dieses Vornehmen ausgeführet, doch aber glücklich vereitelt wurde, wollen wir gleich erzählen.

Der König war am 3. November 1771 bei dem Großkanzler von Litthauen dem Fürsten von Czatorinski auf einem Besuche, und fuhr zwischen 9 und 10 Uhr nach seinem Pallaste mit einem sehr geringen Gefolge zurück. Acht Personen ritten vor dem Wagen, und sechse gingen neben demselben. Eine Strecke von dem Czatorinskischen Pallaste kam ein Trupp zu Pferde, der zwischen den Voranreitenden, und dem königlichen Wagen durchzog, und also diesen von jenen trennte; da aber die erstern zurückkehren wollten, kam ein noch grösserer Trupp, von dem sie versprengt wurden. Man hielt die Pferde am Wagen auf, schoß nach dem Kutscher, nach denen, die neben dem Wagen gingen, und am häufigsten nach dem Wagen. Einer der königl. Heiducken, Georg Heinrich Bützak wollte mit seinem Körper den König decken, wurde aber in diesem Augenblicke durch einen Schuß und mehrere Stiche getödtet; der andere stürzte durch einen Säbelhieb gleichfalls todt zur Erde. Der König wollte aus dem durch mehrere Kugeln ganz durchlöcherten Wagen herausspringen, eröffnete den Schlag, dachte zu entfliehen: allein er wurde sogleich bei den Haaren ergriffen, und mit einem Säbelhiebe im hintern

Theil des Hauptes so sehr verwundet, daß der Hieb bis auf das Bein eindrang.

Nun nahmen die Mörder den blutenden König zwischen ihre Pferde, und schleppten ihn in größter Geschwindigkeit bis an den Graben der Stadt, wobei er seinen Hut und Haarbeutel verlor: hier wurde er, ungeachtet er ganz athemlos war, auf ein Pferd gesetzet, und gezwungen, mit selbem über den Graben zu setzen, das Pferd stürzte in den Koth, und brach ein Bein; der König aber verlor im Kothe seinen Pelz, und konnte nur mit vieler Mühe herausgezogen werden. Man setzte ihn auf ein anderes Pferd, mit dem er glücklich über den Graben kam. Jenseits des Grabens nahm man ihm seine kostbaren Ringe, seine Uhren und Geld, und ließ ihm nichts als sein Schnupftuch und seine Schreibtafel. Hierauf zerstreuten sich seine Räuber, und nur sieben von ihnen blieben bei ihm. Diese eilten mit ihm die beschwerlichsten Wege fort über Berge und Sümpfe, und kamen gegen ein Dorf, das Burakote hieß. Der König, da er es ansichtig wurde, sagte mit der sanftesten Stimme: Gehet nicht hin, wenn ihr nicht unglücklich seyn wollet; dort sind Russen.

Menschen von edlerem Gefühle würde eine solche Sanftmuth, ein solches Wohlwollen ganz umgestimmt haben: allein solche Barbaren kannten nichts Menschliches; sie

wandten sich auf eine andere Seite, und trieben den König in einen Wald. Sie waren nicht weit fortgeschritten, als sie abermal eine rußische Patrouille von weitem hörten. Nun glaubten sie verrathen zu seyn, und wandten sich wieder gegen eine andere Seite: jedoch vier von ihnen waren abermal bedacht ihr Heil in der Flucht zu suchen. Nach einer Viertelstunde allenfalls erblickten sie wieder eine rußische Schildwache; nun entflohen nochmal zwei, und nur einer blieb bei dem König zurück.

Hierauf bekam der König etwas mehr Muth, und sagte zu dem Einzigen: Wenn du mich meinen Feinden lebendig ausliefern willst, so laß mich einen Augenblick ausruhen. Allein er zwang ihn mit dem blanken Säbel in der Faust weiter zu gehen. Bald darnach langten sie bei dem Kloster von Bielano an. Hier blickte der König mit Wehmuth auf den Räuber; der Blick drang in das Herz desselben, rührte es, und er brach in die Worte aus: Du bist doch noch mein König! Der König sprach mit Nachdruck: Ich bin es, und ein guter König, der dir nichts Böses zufügen will. Der Räuber wurde über diese Worte so verwirrt, daß er den Weg ganz verfehlte. Der König bemerkte es, und sagte: Ich sehe, ihr wisset selbst den Weg nicht recht; lasset

set mich also in dieses Kloster gehen und ret= tet euch. Er antwortete: Ich kann nicht; ich habe geschworen. Sie gingen weiter, und der König erklärte ihm die Unzulänglichkeit und die Nichtigkeit dieses Eidschwures.

Während des Gehens hatte der König einen Stiefel schon verloren, und konnte nun nicht mehr weiter gehen. Er bat also den Räuber, daß er ihm doch gönnen möchte, ein wenig auszuruhen; und fuhr fort, dem= selben seine schwarze That mit den gehörigen Farben zu schildern. Wenn ich dich aber, gab Kosinski, so hieß der Räuber, zur Ant= wort, nach Warschau führe, so bin ich ver= loren. Der König verhieß ihm, daß ihm kein Leid wiederfahren sollte. Der gerührte Bö= sewicht fiel auf seine Kniee, küßte die Füsse des Königs, überließ sich der Gnade desselben, und nahm ihn mit sich, um ihn zu retten, in eine Mühle. Man pochte daselbst an; al= lein die erschrockenen Leute hatten nicht Muth genug, die Thüre zu öffnen. Kosinski schlug also ein Fenster ein, und schrie um Hilfe für einen Menschen, der von Räubern wäre ge= plündert worden. Eine halbe Stunde mußte ihnen der König Muth zusprechen, bis sie sich getrauten das Thor zu öffnen, und ihn ein= zulassen.

Nun schrieb der König ein Billet an den General Coccei, den Befehlshaber über die Krongarde zu Fuß. Die Leute in der Mühle aber erkannten den König nicht. Es stand nicht lange an, so kam der General mit einem Detaschement zur Mühle; fand den König auf einem Stroh liegend; stürzte ihm zu Füssen, und schrie mit Thränen in den Augen: Mein König! Nun fielen auch die Leute aus der Mühle voll Erstaunen dem König zu Füssen; er hob sie liebreich auf, und sprach ihnen Muth zu. Hierauf bestieg der König den Wagen, den der General mit sich gebracht hatte, und fuhr nach Warschau langsam zurück. Indessen war die Nachricht von der wundervollen Rettung des Königs bekannt worden, und hatte eine ausserordentliche Freude unter dem ganzen Volke erreget. Alle Gässen waren mit Einwohnern und Fremden angefüllet, und mit Fackeln so sehr beleuchtet, daß man eben so gut, als am Tage sehen konnte.

Noch vor 5 Uhr Morgens am 4. November kam der König in der Stadt an; alles drängte sich an den Wagen; jeder wollte beim Aussteigen die Hand des Königs küssen, oder doch wenigstens sein Kleid berühren; selbst der Retter des Königs wurde mit Schmeicheleien überhäuft. Nun wurden endlich alle die, welche sich in des Königs Gemach befanden, entlassen; Wundärzte untersuchten

seine Wunde. Das Blut war gestockt, und der Verband dadurch sehr schwer und schmerzhaft, und doch ließ der König bei der ganzen Operazion nicht die mindeste Veränderung spüren. Auch seine Füsse, die so sehr geschwollen waren, daß man den einen Stiefel herabschneiden mußte, wurden von den Wundärzten besorgt, und dann der König selbst zur Ruhe befördert.

Kosinski wurde von allen mit Freuden empfangen; man bereitete ihm eine zur Erquickung nöthige Mahlzeit; er entdeckte, daß er durch Verführung zur Konföderazion sey gelocket, und bei dem Pulawskischen Regimente als Offizier angestellet, hernach aber von Pulawski selbst zum Anführer dieser schrecklichen Unternehmung des Königraubes, nebst dem Lukawski und Strawinski, erwählet worden; auch daß er zu Czenstochau einen Eid habe ablegen müssen, den König entweder lebendig auszuliefern, oder aber, wenn dieses unmöglich wäre, zu ermorden. Er wurde hernach im Schlosse sorgfältigst bewachet, oft scharf verhöret, jedoch mit möglichster Güte und Schonung behandelt. Er hatte zwar zum ersten nach dem König geschossen, und ihn mit Haaren auf das Pferd gerissen: der König verbot dennoch ihm kein Leid zuzufügen, ungeachtet der Kronmarschall ihn

vom König zu seinem Gerichte gefordert hatte.

An eben diesem 4. November wurde in der Hauptkirche ein feierliches te Deum laudamus abgesungen. Hierauf wurden einige nothwendige Sicherheitsanstalten gemachet: Bützak wurde feierlich beerdiget, uud ihm vom König selbst eine Grabschrift verfertiget. Der König ließ die Mutter desselben zu sich rufen, und verhieß ihr alle Monate vier Dukaten auszahlen zu lassen. Den obenerwähnten Müller ließ er ebenfalls vor sich kommen, schenkte ihm hundert Dukaten, ließ ihm auch eine eigene Mühle bauen, und erklärte sie von allen Abgaben frei. Am 5. Jäner 1772 ließ sich der König zum erstenmale wieder öffentlich sehen. Im Jahre 1773 wurde im Senatorensaale über alle diejenigen, die an dem sträflichen Verfahren, das an dem König verübet worden war, irgend einen Antheil genommen hatten, Gericht gehalten. Der König kam am Tage, an dem es sollte geendiget werden, selbst in den Saal, hielt mit der ihm gewöhnlichen Beredsamkeit, in der er Meister war, eine Rede zur Vertheidigung dieser Verbrecher, und bat für sie um Verzeihung. Die königliche Rede hatte zwar in Ansehung des Kosinski, der eigentlich Kuzma hieß, die gewünschte Wirkung, an den übrigen jedoch wurden die über sie ausge-

sprochenen Strafen am 10. September vollzogen.

Da unterdessen die drei Mächte Rußland, Preussen und Oesterreich Ansprüche auf einige Distrikte Pohlens gemacht, diese Distrikte in Besitz genommen, und die Rechtmäßigkeit ihrer Besitznehmung in gewöhnlichen Manifesten bewiesen hatten, so entstand im April 1773 abermal ein Konföderazionsreichstag, von dem diese drei verbündeten Mächte einen förmlichen Abtretungstraktat der in Besitz genommenen Distrikte; für den König eine bestimmte Unterhaltssumme, und die Errichtung eines immerwährenden Rathes begehrten. Nach vielen Widersprüchen kam endlich der Traktat mit Oesterreich am 18. August, mit Rußland am 7. September, und am 18. mit Preussen zu Stande. Dem König wurden eine Million achtmalhunderttausend Gulden, nach dem kaiserlichen Münzfusse gerechnet, zum Unterhalte ausgesetzet, und die Errichtung des immerwährenden Rathes bewilliget.

Der immerwährende Rath, der im Jahre 1774 errichtet wurde, bestand aus dem König, der den Vorsitz hatte, und dreien Bischöfen, wie auch drei weltlichen Senatoren; dann aus vier Ministern, dem Marschalle, achtzehn Räthen vom Ritterstande, zweien Personen, die man Instigatoren nann-

te; ihnen war ein Rathssekretär, fünf Konferenzsekretäre, und das nöthige Kanzleipersonale zugegeben. Dann wurden die Rechte des Königs, des Primas, des Marschalls, aber auch ihre Pflichten bestimmt. Unterdessen hatte doch dieser immerwährende Rath keinen grossen Nutzen für das unglückliche Pohlen; weil das unbedingte Veto, das ist, das Recht die öffentlichen Reichstags- und andern Schlüsse durch dieses Wort eines einzigen Adelichen rückgängig zu machen, nicht aufgehoben wurde. Das zweite Gebrechen bei dieser Reichsverfassung war, daß der immerwährende Rath nicht einmal Landesgesetze verfassen konnte.

Im Jahre 1776 wurde abermal ein Konföderazionsreichstag gehalten, auf welchem nebst andern nützlichen Einrichtungen auch im Finanzfache eine bessere Ordnung eingeführet wurde. Bei Festsetzung derselben trat der König von seinen Einkünften eine Million Pohlnischer Gulden, nach unserm Werthe zweimalhundert fünfzigtausend Gulden, jährlich ab. Im Jahre 1777 verwendete Stanislaus viele Mühe, um die Nazionalerziehung zu verbessern. Auf dem Reichstage vom Jahre 1780 gab er aus seinem Schatze zur Verbesserung des Militärs ein Geschenk von 713,635 Pohlnischen Gulden, und ließ nebst dem auf seine Kosten ein prächtiges Invaliden-

Haus in Warschau bauen. Nun lebte der König ruhig, still und wohlthätig fort. Im Jahre 1788 brach der Krieg Rußlands mit den Türken aus. Bei dieser Gelegenheit wurde am 6. Oktober abermal ein Reichstag eröffnet, auf dem der König auf Verbesserung der Finanzen und Justiz, und auf Vermehrung der Truppen antrug. Rußland protestirte gegen alle Neuerungen in der vorigen Konstituzion; der Divan aber versprach den Pohlen Schutz gegen Rußland. Der König rieth, man sollte sich an Rußland halten: die Landboten aber widersetzten sich, und der König sah sich genöthiget nachzugeben, wozu Preussens Einlispelungen vieles beitrugen. Am 18. Jäner 1789 wurde der immerwährende Rath aufgehoben, lange Zeit widersetzte sich Stanislaus, mußte aber endlich nachgeben. In eben diesem Jahre gab er zur Vermehrung der Armee vierzehntausend Dukaten.

Am 15. März 1790 wurde eine Allianz zwischen Pohlen und Preussen geschlossen, und am 19. unterzeichnet. Am 13. September erhielt der König das lebenslängliche Recht alle Senatoren und Minister zu ernennen. Den 1. Mai 1791 wurde eine neue Konstituzion eingeführet, durch welche die Krone für erblich erklärt, die Leibeigenschaft aufgehoben, und die Bürger aller Würden fähig erklärt wurden. Bald darnach entstanden grosse Un-

ruhen; das revoluzionäre Unwesen wurde in diesem unglücklichen Lande immer grösser; Koszjusko war als Kommandirender an der Spitze der Insurgenten; Rußland und Preussen liessen Truppen einmarschieren, und nahmen daher, weil es schien, daß das Uebel auf eine andere Art nicht konnte gehoben werden, Gelegenheit, das ganze noch übrige Pohlen unter sich und dem Hause Oesterreich zu vertheilen, und auf diese Art der Republik und allen Uneinigkeiten ein Ende zu machen.

Am 25. November 1795 legte der König Stanislaus die Krone ab, unterzeichnete die Abtretungsakte förmlich, nnd wurde unter Rußischem Schutze nach Grodno gebracht. Hier lebte er ruhig und still. Die drei Mächte, Oesterreich, Rußland und Preussen bestimmten ihm einen anständigen Gehalt, und übernahmen alle seine Schulden zu bezahlen. Nach dem Tode der grossen Katharina, wurde er vom Kaiser Paul nach Petersburg eingeladen, wohin er auch die Reise den 15. Hornung 1797 antrat. In Petersburg lebte er sehr angenehm, erwarb sich durch seine vortreflichen Eigenschaften viele Freunde, und wurde überall als König geehret. Als Paul I. nach Moskau zur Krönung reisete, begleitete ihn Stanislaus dahin. Aber am 12. Hornung 1798 wurde er vom Schlage getroffen, und starb eines gähen aber sanften Todes, nach-

dem er 66 Jahre, und 36 Tage gelebet hatte. Er wurde mit königlicher Pracht beigesetzt.

Wenn wir den unglückseligsten aller Könige, Ludwig den Sechszehnten von Frankreich ausnehmen, so hat, so weit uns die Geschichte die Schicksale der Könige aufgezeichnet hat, kein König mehr Ungemach auf dem Throne erduldet, als Stanislaus August, und keiner es weniger verdienet, als er.

Prinz Eugen.

Gewiß giebt es keinen grössern Schauplatz für erhabene Talente, für Tapferkeit, Geistesgegenwart, Festigkeit, Genügsamkeit, und für noch ein langes Gefolge preiswürdiger Tugenden, als den Krieg. Alles, was die menschliche Natur spannen, und zu grossen Thaten aufrufen kann, vereinigt sich in jenen Völkerkämpfen, um die Anführer der Kriegsheere zur Anstrengung aller Kräfte zu spornen, und sich gleichsam über die gewöhnlichen Grenzlinien unsers Geschlechts zu erhöhen. Das Leben von tausend Mitbürgern zu schonen, den größten eignen Gefahren und der Schande mißlungener Unternehmungen zu entgehn, dem Feinde Verlust zu bereiten und sich an ihm zu rächen, auf der einen Seite — auf der andern, die Ehre des Siegs, die Belohnungen der mächtigsten Könige, ein Ruhm durch alle Nazionen und alle Zeiten verbreitet — was hat das menschliche Geschlecht für wirksamere Triebfe-

dern zu unsterblichen Thaten, wenn es diese nicht sind? — Mit diesen Gedanken wollen wir uns an die Thaten eines der größten Kriegsmänner unsers Jahrhunderts erinnern.

Franz Eugen, Prinz von Savoyen wurde zu Paris den 18. Oktober 1663 gebohren. Er war ein Urenkel Karl Emanuels des Grossen, Herzogs von Savoyen. Sein Vater, der Graf von Soissons, welcher sich in Frankreich häuslich niederließ, und Generallieutenant, auch Gouverneur von Champagne war, hatte Olimpia Manzini, eine Nichte des Kardinals Mazarin geheirathet.

Unser Held war der jüngste von den aus dieser Ehe entsprossenen vier Söhnen, und weil er von schwächlicher Natur zu seyn schien, dem geistlichen Stande bestimmt. Schon in seinem siebenten Jahre besaß er zwei Abteien im Piemontesischen, weßwegen man ihn auch den Abbe von Savoyen, oder den kleinen Abbe nannte. Die Bildung und Erziehung desselben wurde einem berühmten Gelehrten aufgetragen. Mit ungemeiner Leichtigkeit lernte er die Anfangsgründe der lateinischen und griechischen Sprache. Er las gern, und in seiner zartesten Jugend bestimmte er täglich einige Stunden zu einer lehrreichen und unterhaltenden Lektüre, welcher Hang ihn auch in der Folge unter dem Geräusche der Waffen nie völlig verließ.

Aber jedermann bemerkte, daß ihm der geistliche Stand keineswegs behage; denn er hörte von nichts lieber, als von Belagerungen und Schlachten; und seine Augen funkelten beim Schall einer Trommel oder Trompete. Alexanders Thaten im Curtius zu lesen war ihm über alle Kirchenlegenden, und ein Bataillon Grenadiers aufmarschiren zu sehen, entzückte ihn mehr als die feyerlichste Prozeßion. Er war etwa zehn Jahre alt, als sein Vater starb: seine Erziehung, welche nun die Mutter mit ungemeiner Sorgfalt übernahm, litt zwar durch diesen Verlust nicht, wohl aber seine Glücksumstände. Seine Neigung zum Soldatenstande nahm indessen mit seinem Alter zu, und als endlich der Zeitpunkt kam, wo er von seinen Handlungen nur sich selbst Rechenschaft geben durfte, ging er zum König, dankte ihm für die geistlichen Würden, die er ihm zu ertheilen die Gnade gehabt hatte, und bat, ihn unter seinen Truppen anzustellen. Ludwig XIV. schlug ihm seine Bitte ab; dadurch glaubte er das Band der Dankbarkeit, das ihn an Frankreich knüpfte, zerrissen, und hielt sich berechtigt, einem fremden Lande dasjenige anzubieten, was sein Vaterland selbst von sich gestossen hatte.

Endlich führte die Zeit eine Begebenheit herbei, die unserm Helden Gelegenheit verschafte, seinen Lieblingswunsch zu befriedigen.

Sultan Mohamed IV. hatte 1683 dem deutschen Kaiser den Krieg erklärt. Schon hatten die Türken ganz Ungarn überschwemmt, und führten nichts geringeres im Schilde, als Wien zu belagern. Aus allen Theilen der Christenheit kamen Freiwillige herbei, ihr Glück gegen die Ungläubigen zu versuchen. Eugen versäumte eine so schöne Gelegenheit nicht, und reiste mit mehreren französischen Prinzen nach Wien, wo er im Anfange des Sommers ankam. Er wurde vom Kaiser mit vielen Beweisen seines Zutrauens empfangen, und nachdem er sich einige Tage in Wien aufgehalten hatte, reisete er zur Armee ab, wo er als Freiwilliger diente.

In der entscheidenden Schlacht vor Wien, welche die Türken zwang, die Belagerung mit grossem Verluste aufzuheben, zeichnete sich Eugen so vortheilhaft aus, daß ihm der Kaiser das eben damals vakante Regiment Kufstein gab. Dieß war die erste Stufe in seiner militärischen Laufbahne, und die Fortschritte, welche er hier machte, waren eben so schnell als glänzend; denn im Jahre 1691 wurde Eugen Generalfeldmarschall. In einem Zeitraume von zehn Jahren hatte er also die höchste Stufe militärischer Würde erreicht. Der Kaiser überzeugte sich immer mehr von den Fähigkeiten Eugens, und um ihm seine vollkommenste Zufriedenheit zu bezeugen, vertraute er ihm

das Kommando seiner Armee in Ungarn an, um die Fehler seiner Vorgänger zu verbessern. Leopold I. betrog sich auch in seinem Urtheile nicht; der gute Erfolg, den die Unternehmungen dieses Helden hatten, übertraf seine kühnsten Erwartungen.

Kara Mustapha, der endlich nach mehreren gewaltsamen Revoluzionen zum ruhigen Besitz des Ottomanischen Throns gelangte, war in der Kriegskunst völlig unerfahren: ein französischer Ingenieur, und der bekannte Graf Tököly ersetzten indessen diesen Mangel, und ein Glück wäre es für die Pforte gewesen, wenn er ihrem Rathe immer gefolgt hätte. Er hatte in den vorigen Feldzügen, ehe Eugen das Kommando hatte, mehrere Vortheile erhalten, und unter andern Belgrad wi der erobert: berauscht von diesem Erfolge, rückte er nun mit barbarischem Stolze den Oesterreichischen Staaten immer näher. Schon hatten die Türken ihre gewöhnlichen Verwüstungen wieder angefangen, mehrere Städte erobert, und den Kaiser durch ihre drohende Annäherung in Schrecken gesetzt, als Eugens Erscheinung schnell die Szene änderte, und ihre reissenden Fortschritte hemmte.

Am 26. Juli 1697 kam er eine Meile von Zenta an, es ist dieß ein kleiner Flecken am Ufer der Theisse, die sich unterhalb Titul in die Donau ergießt. Durch einen gefange-

nen Bassa hatte Eugen erfahren, daß der Sultan schon mit 1000 Reitern über den Fluß gegangen wäre, indessen seine Armee noch in ihrem verschanzten Lager bei Zenta unter den Befehlen des Großveziers stünde. Es war itzt von der äussersten Wichtigkeit, den Feind zu einem Treffen zu zwingen, ehe er über den Fluß setzen konnte. Eugen, der sich, wenn er die Nothwendigkeit einer Unternehmung eingesehen hatte, durch kein Hinderniß von ihrer Ausführung abhalten ließ, beschleunigte den Marsch seiner Truppen, und war Nachmittags um 2 Uhr nur noch eine Meile vom feindlichen Lager entfernt. Wie groß war aber seine Bestürzung, als eben itzt ein Kourier mit einem vom Kaiser selbst unterschriebenen Befehle ankam: jedes Treffen sorgfältigst zu vermeiden! Er war nun schon zu weit vorgerückt, ein Rückzug war, ohne die Armee der augenscheinlichsten Gefahr auszusetzen, nicht möglich. Sein Ruhm, seine ihm über alles theure Ehre war zu sehr dabei intereßirt, wenn er itzt andere Maßregeln hätte ergreifen müssen. Er faßte sich jedoch bald wieder, und hielt den kaiserlichen Befehl sehr geheim. Seiner redlichen Absichten sich bewußt, beschloß er nichts an seinem Entwurfe zu ändern, der Ausgang, hoffte er, werde sein Betragen rechtfertigen.

Noch in derselben Stunde stellte Eugen seine Armee in Schlachtordnung; seine sämmtlichen Truppen betrugen 50,000 Mann, die feindliche Armee war ungleich zahlreicher. Und nun ließ der Prinz seine Truppen vorwärts rücken, um einen Kampf zu beginnen, dessen Ausgang über sein Ansehen und sein Glück entscheiden sollte. Als die kaiserliche Armee nur noch einen Kanonenschuß weit von der türkischen Verschanzung entfernt war, ritt Eugen an der Spitze einiger Regimenter Dragoner voraus, um die Stellung der Feinde zu beobachten. Diese waren gerade im Begriffe, die Theiß zu paßiren, und einige Schwadronen waren schon auf der Brücke. Kaum hatte sich die Nachricht von Eugens Absichten im feindlichen Heere verbreitet, so rieth Tököly, sich augenblicklich in die Verschanzungen zurückzuziehen, und, um den Truppen alle Hoffnung, sich durch die Flucht zu retten, zu benehmen, die Brücke abbrechen zu lassen: aber der Sultan hatte weder Herz noch Klugheit, diesen vortreflichen Rath zu befolgen. Die Erscheinung unsers Helden hatte ihn so erschreckt, daß er nur darauf bedacht war, seine Truppen zurückzuziehen, ohne zu bedenken, daß es itzt schon zu spät, und der Feind zu nahe sey.

Nur noch zwei Stunden waren vom Tage übrig. Eugen eröffnete die Schlacht, indem er auf 2000 Reiter, die aus den Verschanzungen herausgekommen waren, einsprengte, und sie schnell zurückwarf. Itzt ließ sich die türkische Artillerie hören, und streckte ganze Schaaren zu Boden; der linke Flügel fing an dadurch in Unordnung zu gerathen, aber schnell schickte ihm Eugen Verstärkung, und ließ dem Kommandeur desselben befehlen, ihn allmählich gegen den rechten Flügel schwenken zu lassen, während der rechte ein gleiches gegen den Mittelpunkt that, um einen halben Zirkel zu bilden. Um sechs Uhr Abends fing der Angriff auf den linken feindlichen Flügel an, und einen Augenblick nachher war er allgemein. Eugen selbst that bei diesem schrecklichen Angriff das äusserste, den Muth der Seinigen zu entflammen, und keine noch so drohende Gefahr konnte ihn zurückhalten. Er führte die Stürmenden selbst an, sprach den Weichenden Muth ein, und ermunterte durch sein Beispiel die ganze Armee. Durch seine begeisternde Gegenwart unwiderstehlich gemacht, erstiegen die braven Kaiserlichen nach einer vierstündigen Schlacht die Schanzen, und drangen mit reissender Gewalt vorwärts. Der bestürzte Feind floh, und stürmte haufenweise nach der Brücke, um sich so zu retten; aber

der Raum wurde zu enge, der Durchgang verstopfte sich, und die Unglücklichen stürzten Schaarenweise in den Fluß.

Finsterniß bedeckte itzt die grauenvolle Ebene, und verbarg dem Auge des Helden die Szene des Jammers. Ein schreckliches Blutbad begann nun; kein Lösegeld, keine Thränen, nichts fand vor dem Grimm des ausgelassenen Soldaten Gehör. Umsonst ließ Eugen zum Abzuge blasen, umsonst Befehle über Befehle ergehen, daß die Soldaten zu ihren Fahnen zurückkehren sollten: sie metzelten bis 10 Uhr Abends fort, wo sie endlich des Würgens müde die feindlichen Verschanzungen verliessen, um sich den Rest der Nacht von den Anstrengungen dieses blutigen Tages zu erholen. Itzt erschien der Tag, und ließ den Kaiserlichen zu ihrem eigenen Erstaunen die ganze Grösse ihres Sieges erkennen. 20,000 Feinde lagen todt auf dem Wahlplatze, und über 10,000 waren ertrunken; viele Bassas, und selbst der Großvezier wurden todt gefunden; 9000 Wägen mit Proviant und Gepäcke, 15,000 Ochsen, 6000 Kameele, 7000 Pferde, 100 grosse Kanonen, 60 Feldstücke, die Kriegskasse mit 300,000 Gulden, u. s. w. waren der Lohn dieser gewonnenen Schlacht: das übrige wurde den Soldaten zur Plünderung überlassen. Der Großherr selbst, der sich wenige Tage zuvor

noch für unüberwindlich hielt, hatte sich mit der Flucht gerettet. Den Kaiserlichen hatte dieser glänzende Sieg nicht mehr als 450 Todte und 1600 Verwundete gekostet. Noch an demselben Tage schrieb der Prinz einen ausführlichen Bericht der Schlacht, womit er den Grafen Dietrichstein an den Kaiser sandte.

Der Sultan hatte sich nach Temeswar geflüchtet, aber auch hier genoß er nicht lang der Ruhe; denn als er vernahm, daß Eugen im Anzuge sey, rettete er sich nach Belgrad. Nun errang Eugen noch einige beträchtliche Vortheile in Bosnien, und verlegte, da der größte Theil des Sommers vorüber war, seine Truppen in die Winterquartiere, er selbst aber trat die Rückreise nach Wien an, wo er von dem Volke mit dem lautesten Zujauchzen empfangen wurde. Kaiser Leopold I. aber empfing ihn sehr kalt; denn dieser Monarch, so gut und leutselig er auch war, konnte es Eugenen nicht verzeihen, seinem ausdrücklichen Verbote entgegengehandelt zu haben; Caprara, Eugens unversöhnlichster Feind, lag sogar dem Monarchen an, ihn vor ein Kriegsgericht zu fordern. Doch auf einmal schenkte ihm der Kaiser wieder sein ganzes Zutrauen, und zum entscheidenden Beweise davon ernannte er ihn zum zweitenmale zum Befehlshaber

seiner Armee in Ungarn, und versah ihn heimlich mit einer geschriebenen Vollmacht, alles nach eigener Willkühr zu unternehmen, was er für gut und nöthig finden würde; denn nur unter dieser Bedingung wollte Eugen das Kommando wieder übernehmen, um nicht zum zweitenmale ein Opfer des Neides zu werden.

Weniger reich an grossen Thaten war der folgende Feldzug: beide Mächte hatten sich fast über ihr Vermögen angestrengt, und ihre Staaten waren erschöpft; es ist sich daher nicht zu wundern, daß der Kaiser, mitten unter glänzenden Siegen, willig die Hände zum Frieden bot, und durch die eifrigen Bemühungen des englischen und holländischen Ministers kam derselbe endlich den 26. Jäner 1699 zu Karlowitz zu Stande. Die Bedingungen waren für den Kaiser sehr vortheilhaft: der Großherr trat ihm Siebenbürgen, und seine Eroberungen in Ungarn ab.

Aber nicht lange genoß Europa der Ruhe, welche Eugens Heldenmuth ihm verschaft hatte; nicht volle zwei Jahre war es unserm Helden vergönnt, im Schosse der Wissenschaften, die er liebte und schätzte, sich von den Arbeiten, so vieler Jahre zu erholen. Karl II. König von Spanien, der kinderlos war, starb, und hatte in einem von ihm erschlichenen Testamente den Herzog von Anjou, zweiten Sohn des Dauphin von Frankreich, zum

Universalerben erklärt. Kaiser Leopold I. konnte dieß nicht zugeben, da er eben so gegründete Ansprüche als Frankreich auf die spanische Erbschaft für den Erzherzog Karl machen konnte. Mehrere Ursachen, worunter der allgemeine Haß gegen Ludwig XIV. keine der unwirksamsten war, vereinigten sich, ein Bündniß zwischen Oesterreich, England und Holland zu beschleunigen, welches zur Absicht hatte, den Herzog von Anjou, der schon Besitz von Spanien genommen hatte, zu entthronen, und den Erzherzog Karl an seine Stelle zu setzen. Holland versprach, 100,000 Mann auf die Beine zu bringen; England sollte, ausser seiner Seemacht, noch 40,000 Mann Landtruppen stellen, und der Kaiser mit 90,000 Mann sogleich den Krieg gegen Frankreich anfangen.

Die Rheinarmee befehligte der Prinz Ludwig von Baden; für den Krieg in Italien aber, der mit mehr Schwierigkeiten verbunden war, glaubte der Kaiser keinen fähigern und erfahrnern General wählen zu können, als den Prinzen Eugen. Er mußte durch die venezianischen Staaten, zwischen den Ausgängen der Alpengebirge, von Deutschland aus, eindringen. Unübersteiglich schienen die Hindernisse, welche sich ihm hier entgegenstellten, und gewiß ist es, hätte sich der Marschall von Catinat, der die französische Armee komman-

dirte, vor jene Ausgänge der Alpen gesetzt, so würde er dem Prinzen den Eingang in Italien versperrt haben. Aber gebunden durch die gemessensten Befehle seines Hofes, keine Feindseligkeiten anzufangen, und des venezianischen Gebietes zu schonen, blieb er unthätig in seinem Lager, und mußte ruhig zusehen, daß Eugen sich über unwegsame Berge künstliche Wege bahnte, und unangefochten in die Gefilde Italiens einzog. Sobald er dort sein Heer mit allem Zugehör beisammen hatte, marschirte er gegen Catinat, der sich nun bloß darauf einschränkte, die Etsch gegen ihn zu vertheidigen. Allein Eugen fand Mittel, Catinats Aufmerksamkeit zu zerstreuen, faßte bei Carpi Posto, setzte dann über die Etsch, und zwang ihn, hinter dem Ogliofluße Sicherheit zu suchen.

Dieses beständige Zurückziehen erweckte ihm Tadler am Französischen Hofe, und Catinat mußte die Kränkung erleben, den Marschall von Villeroy, einen Liebling des Königs und besseren Hofmann als General, sich vorgezogen zu sehen. Dieser wurde als Generalissimus hingeschickt, um Eugens Fortschritte zu hemmen, und da er sich mehr als Catinat zutraute, aber weniger bedachtsam als dieser war, so beschloß er, wie er im August 1701 bei der Armee ankam, über den Ogliofluß zu gehen, und Eugen in seinem

vortheilhaften Lager anzugreifen. Da dieser von Villeroys Absichten schon benachrichtigt war, so machte er alle Anstalten, ihn gehörig zu empfangen. Als daher die Franzosen anrückten, wurden sie von allen Seiten zurückgeschlagen, und mußten sich schleunig zurückziehen; sie verloren in diesem kurzen Gefechte gegen 3000 Todte und viele Verwundete, die Kaiserlichen büßten nicht mehr als 40 Mann dabei ein, da sie von ihren hohen Verschanzungen fast völlig gedeckt waren. Noch einige Wochen nach dieser Akzion blieben die Armeen einander gegenüber gelagert, jede in der Erwartung, die andere zuerst zum Aufbruche zu nöthigen. Ermüdet durch Hunger und Kälte, und ohne Hoffnung, die Beharrlichkeit Eugens zu überwinden, hoben die Franzosen endlich ihr Lager auf, und zwar mit solcher Vorsicht, daß Eugen nicht das Geringste unternehmen konnte, ihren Abzug zu stören. Der Prinz, der Erholung nicht weniger bedürftig, hatte auf den Abzug der Franzosen nur gewartet, um den seinigen antreten zu können, und beide Theile bezogen längs dem Po her die Winterquartiere. Eugen nahm sein Hauptquartier in Luzzara, Villeroy aber in Cremona.

Indeß erfuhr Eugen daß die Franzosen sicherer als im tiefsten Frieden lebten, eine Lustbarkeit die andere verdrängte, keine Kun-

de, keine Patrouille umherging, die Offiziere ihren Dienst mit unverzeihlicher Nachläßigkeit verrichteten: er beschloß daher Cremona zu überrumpeln. Ein dort wohnender Priester gab ihm das Mittel an die Hand, durch einen unterirdischen Kanal so viele Mannschaft als nöthig, hineinzuschaffen, um ihm ein vermauertes und ganz unbesetztes Thor zu öffnen. Des Morgens früh, am festgesetzten Tage, marschirte er mit einem 4000 Mann starken Korps auf die Stadt zu, das Fußvolk drang unbemerkt durch den Kanal, während einige hundert Grenadiere der Reiterei das vermauerte Thor öffneten, und nun besetzten sie den Markt und verbreiteten sich durch die Strassen.

Indessen hatte der Chev. d'Entragues, ein braver französischer Oberst, den Abend vorher seinem Regimente den Befehl ertheilt, mit Anbruch des Tages zum Exerziren bereit zu seyn. Die hiezu nöthigen Zubereitungen hatten also wider alles Vermuthen, schon früh ein ganzes Regiment ins Zeug gebracht und dieses setzte den Kaiserlichen gleich einen starken Widerstand entgegen. Villeroy, der von dem Getöse des Feuergewehrs aus dem Schlafe geschreckt, sich halb angekleidet auf sein Pferd schwang, um sich an die Spitze der Streitenden zu stellen, fiel den Feinden in die Hände und wurde von einem kaiserlichen Hauptmann

in sichere Verwahrung gebracht: gleiches Schicksal hatten viele andere französische Generale und Offiziere. Da indeß der Prinz von Vaudemont, welchen Eugen mit einem beträchtlichen Korps beordert hatte, die Stadt von der andern Seite anzugreifen, sich im Dunkel der Nacht verirret hatte und nicht zur rechten Zeit ankommen konnte, so gewannen die Franzosen immer mehr Zeit sich zu sammeln und ihre ganze Macht gegen eine Seite zu richten: dadurch sah sich Eugen genöthigt, den Ueberrest seiner Truppen zu sammeln und zog sich, von der Dunkelheit der Nacht begünstigt, mit bewundernswürdiger Ordnung zurück. Die Gefangennehmung des Villeroy und vieler andern Generale, entschädigte ihn für seinen Verlust.

Statt des gefangenen Villeroy schickte der französische Hof den Herzog von Vendome, als kommandirenden General nach Italien. Er war im März mit Verstärkung zur Armee gekommen, und erst am 15. August kam es zu einem Treffen, wodurch aber nichts entschieden wurde. Eugen und Vendome machten noch einige künstliche Märsche, besetzten kleine Posten und lieferten unbedeutende Scharmützel. Die Armeen bezogen die Winterquartiere und Eugen eilte im Dezember nach Wien, wo ihn Kaiser Leopold zum Präsidenten des Hofkriegsraths erhob.

Kaum hatte Eugen diesen Posten angetreten, als er auch einen andern wichtigen Auftrag bekam. Der Churfürst von Baiern war itzt in Verbindung mit den Franzosen dem Kaiser sehr gefährlich geworden, einige seiner Truppen drangen sogar gegen Wien vor; der General Heisler trieb sie zwar mit einem Verluste von 1500 Mann zurück, allein bei Hochstädt stand die vereinigte Bairische und Französische Armee, 60,000 Mann stark, täglich zum Schlagen bereit. Der Kaiser hatte diesem furchtbaren Heere keine gleiche Mannzahl entgegen zu stellen, allein an der Spitze seiner Armee stand Eugen und ihm zur Seite Marlborough als Befehlshaber der Englischen. Beide Helden beseelte, was so selten der Fall ist, der Geist der Eintracht; solcher Männer bedurfte es aber auch, um eine solche Armee, wie damals die Französische war, zu schlagen. Die Franzosen erlitten am 13. August 1704 eine totale Niederlage, von 60,000 Mann konnte man kaum nach der Schlacht 20,000 zusammenraffen. Man zählte 12,000 Todte und 14,000 Gefangene, unter welchen der Marschall von Tallard nebst 1400 der vornehmsten Offiziere sich befanden. Alle Kanonen, und eine ungeheure Anzahl Fahnen fielen in die Hände des Siegers, der überdem noch durch diesen Sieg über 200 Meilen Landes dem Kaiser unterwarf. Die

Folge desselben war die Einnahme von Ingolstadt, welcher auch bald Landau und Trarbach folgten, so daß die Franzosen fast gar nichts mehr in Deutschland behielten.

Eugen ging nun wieder zur Armee in Italien, wo er den Franzosen bei Cassano am 16. August 1705 ein hitziges Treffen lieferte, wovon sich aber beide Theile den Sieg zuschrieben. Eugen wurde dabei durch einen Flintenschuß hinter dem rechten Ohre und unter dem Kinn verwundet. Glücklicher war er in der Schlacht bei Turin am 7. September 1706. Sie war eine der denkwürdigsten im ganzen Kriege, sie überschüttete gleichsam den Prinzen mit Ruhm, und durch sie befreite er den Herzog von Savoyen aus der gefährlichsten Lage. Die Franzosen zogen sich nun schleunigst zurück, nahmen ihren Weg auf Delphinate zu und räumten die ganze Lombardei. Wegen dieser Räumung kam zwischen dem Kaiser und Frankreich eine Kapitulazion zu Stande, welche den 13. März 1707 ratifizirt wurde.

Indessen hatten die Franzosen eine grosse Armee an die Mosel gezogen. Man setzte ihr eine andere entgegen, worüber Eugen einstweilen das Kommando führte, aber bald wurde er hier vom Churfürsten von Hannover abgelößt, und nun ging er zu Marlborough und der vereinigten alliirten Armee in den Nieder-

landen. Die Franzosen hatten in Flandern ein heimliches Verständniß mit der Stadt Gent unterhalten, und nahmen sie ein, auch detaschirte der Herzog von Bourgogne den Grafen de la Motte, um sich Meister von Brügge und dem Fort Plassendahl unweit Ostende zu machen. Das Glück schien endlich sich mit den Franzosen wieder aussöhnen zu wollen, als sich auf einmal durch Eugens und Marlboroughs Vereinigung die Szene änderte. Beide Feldherren beschlossen, die Franzosen aus den Posten welche sie besetzt hatten, zu vertreiben: sie liessen deßhalb ihre Armee bei Lessines und Oudenarde vorrücken, und die Franzosen lagerten sich Oudenarde gegenüber, so daß sich beide Heere im Gesicht hatten. Man wurde bald handgemein, die Schlacht hub endlich nach und nach an, wurde Nachmittags allgemein und dauerte bis in die späte Nacht, wo die Franzosen gezwungen wurden, sich mit einem Verluste von 8000 Mann nach Gent und Courtrai zurückzuziehen.

Man beschloß hierauf Lille zu belagern, Marlborough übernahm es die Belagerung zu decken, und überließ dem Prinzen Eugen die ganze Direkzion dieses wichtigen Unternehmens. Am 30. August 1708 fing die Belagerung an; die Observazionsarmee des Herzogs von Marlborough war über 70,000 Mann stark, und schlug ihr Lager eine Stunde von Pont

d'Espiere auf, wo sie die Belagerung decken konnte; das Quartier des Prinzen Eugen war in der Abtei Loos, eine Stunde von Lille. Itzt ereignete sich ein Vorfall, der für das Leben unsers Helden hätte gefährlich werden können: er erhielt nämlich ein Paquet Briefe, und fand darin bei der Oeffnung ein fettes Papier, das er auf die Erde fallen ließ. Ein dabei gegenwärtiger Offizier hob es auf, untersuchte es und befand sich übel darnach. Man wurde aufmerksam darauf und machte die Probe damit an einem Hunde, welchem man die Nase damit rieb, und der daran sogleich starb. Eugen machte Scherz aus dieser Sache, indem er sagte: wenn er noch einmal ein solches Papier erhielte, würde er glauben müssen, daß er eine wichtige Person sey, weil man sein Leben fürchtete. Mit der Belagerung hatte es indeß guten Fortgang, und der Marschall von Boufflers mußte sich, nachdem er Lille vom 11. August bis 22. Oktober tapfer vertheidigt hatte, endlich ergeben. Die Kapitulazion wurde unterzeichnet und der Herr von Boufflers zog sich in die Citadelle zurück, worin er sich noch bis zum 8. Dezember hielt, da er solche denn auch dem Prinzen Eugen übergeben mußte. Noch glaubten beide Feldherren nicht genug gethan zu haben, sie wollten auch noch den Franzosen die Städte Gent und Brügge entreissen, welches sie denn auch

in einem Zeitpunkte von 12 Tagen ausführten, und hiemit endigte sich der Feldzug in Flandern, der einer der glänzendsten und kostbarsten war, welche die alliirte Armee gethan hatte.

Nachdem die Truppen in die Winterquartier gelegt waren, ging Eugen nach dem Haag und dann nach Wien, traf aber im April 1709 wieder im Haag ein. Auch in diesem Jahre waren die Niederlande der vornehmste Schauplatz des Kriegs. Das wichtigste in diesem Feldzuge war die Schlacht bei Malplaquet, in welcher Eugen und Marlborough über den tapfern Marschall von Villars siegten. Diese Schlacht war die blutigste und hartnäckigste im ganzen Kriege. Sie kostete den Siegern 18,000 Mann, da hingegen die Besiegten nur etwa 15,000 Mann einbüßten. Unter so bewandten Umständen sah sich Ludwig XIV. genöthigt, den Alliirten einen Frieden anzutragen, welcher aber, da diese ihre Forderungen zu weit trieben, nicht zu Stande kam; der Krieg wurde also fortgesetzt. In der Nacht vom 7. auf den 8. August 1709 wurden die Laufgräben vor Tournay an drei Orten zugleich eröffnet, und am 3. September ergab sich die Stadt schon. Kaum war die Kapitulazion unterzeichnet, als Eugen und Marlborough die Armee aufbrechen liessen, um sich des Ueberganges über den Hainefluß

zu versichern und Mons angreifen zu können. Sobald der Marschall von Villars von dem Aufbruche der Alliirten Nachricht erhalten hatte, ließ er seine Armee vorrücken; die Alliirten hatten ein gleiches gethan und sich an dem Gehölze von Blangis postirt. Am 12. September griffen endlich die Alliirten die Franzosen an, zweimal wichen die Kaiserlichen zurück, aber Eugen führte sie immer mit neuem Muthe an, und die Franzosen wurden gänzlich geschlagen. Die Einnahme von Mons war die Folge dieses Sieges.

Eugen verließ itzt das Schlachtfeld, indem er auf einige Zeit in Geschäften seines Monarchen nach Berlin ging, um zu verhindern, daß die Nordischen Unruhen sich nicht auch nach Deutschland verbreiten möchten, und der gemeinschaftlichen Sache gegen Frankreich Nachtheil brächten. Eugen wurde bei seiner Ankunft in Berlin mit den grössesten Ehrenbezeugungen empfangen; er erhielt seine Wohnung im Prinzenhause, und wurde von königlichen Bedienten aufgewartet. Als er abreisete, erhielt er einen mit Diamanten besetzten Degen zum Geschenke.

Ludwig XIV. wünschte den Frieden von neuem, er schickte zu dem Ende den Marschall d'Uxelles nach Gertruidenberg, um da Friedensvorschläge zu thun; allein die Forderungen der Alliirten waren zu übertrieben, es

wurde also noch ein Feldzug beschlossen, und da auch dieser Ludwigs Wünschen nicht entsprach, so wurden von ihm nun alle Mittel versucht, um das Bündniß der Alliirten zu trennen, und es gelang ihm auch wirklich mit England in Friedensunterhandlungen zu treten. Man schrie von Seiten der Alliirten laut über England, und der Kaiser schickte den Prinzen Eugen dahin um seine Partei zu unterstützen. Er war aber in seiner Unternehmung nicht glücklich und mußte England verlassen, ohne etwas in der Sache bewirkt zu haben. Da die Generalstaaten sich gleichsam genöthigt sahen, dem Englischen Ministerio beizustimmen, so wurde die Stadt Utrecht zum Friedenskongreß ausersehen.

Der Feldzng in Flandern wurde indessen mit einer Armee von 120,000 Mann eröffnet, über die der Prinz Eugen uud der Herzog von Dormund, welcher an Marlboroughs Stelle gekommen war, das Kommando hatten. Eugens Absicht ging dahin, ins Innere von Frankreich einzudringen, allein der Herzog von Dormund erklärte ihm, daß seine Instrukzionen nicht dahin lauteten, und zog sich mit seinen Engländern nach Gent. Die übrigen Truppen blieben alle unter Eugens Kommando, welcher nun Quesnoi belagerte und eroberte, worauf er die Belagerung von Landre-

dreci anfing. Diese Stadt war damals einer von den Schlüsseln Frankreichs, und man war daher zu Versailles in der äussersten Bestürzung, und gab dem Feldmarschall Villars, der die französische Armee kommandirte, den ausdrücklichen Befehl, Landreci zu entsetzen. Villars kannte die Wichtigkeit des Platzes, und war bereit alles zu wagen, um dem erhaltenen Befehl nachzukommen. Er griff daher die bei Denain unter dem Kommando des Holländischen Generals Abemarle stehende Armee an; das Gefecht war hitzig, und Abemarle mußte der Ueberlegenheit seines Gegners weichen. Da dieser General den Fehler begangen hatte, keine Kommunikazionsbrücken zu bauen, so wars Eugen nicht möglich ihn zu unterstützen, und Villars drang nun bei Marchiennes durch, und zwang Eugen die Belagerung von Landreci aufzuheben: worauf auch Douai, Bouchain und Quesnoi wieder verloren gingen.

Eugen hatte an allen diesen Unfällen keinen Antheil, er kam erst dazu, als es nicht mehr möglich war jene Kommunikazionsbrücken, wovon so vieles abhing, zu bauen, und doch, wahrlich ein schöner Zug seines vortreflichen Charakters! nahm er die Schuld auf sich, um Abemarle bei den Generalstaaten ausser Verantwortung zu ziehen. Da man von

englischer Seite mit allem Eifer an dem Frieden arbeitete, Frankreich dazu geneigt war, und der Kaiser nach diesen Unglücksfällen seine Forderungen mäßigen mußte, so kam endlich 1714 der Friede zwischen diesen Mächten in Rastadt zu Stande, worauf denn auch der allgemeine Friede zwischen dem Kaiser und dem Reiche zu Baden geschlossen wurde. Auch hier leistete Eugen seinem Monarchen die wichtigsten Dienste, indem er die Stelle des ersten Gesandten von Seiten des Kaisers vertrat.

Kaum hatte Karl VI. mit Frankreich Friede gemacht, als er sich genöthiget sah, seine Waffen gegen die Türken zu kehren. Eugen schlug sie im August 1716 bei Peterwardein, daß sie ihm das Lager überliessen, und im Oktober die Festung Temeswar übergaben. Im folgenden Jahr belagerte er Belgrad, wurde aber wieder von 100,000 Türken in seinen eigenen Verschanzungen belagert. Er erfocht im August einen vollkommenen Sieg über sie, indem 20,000 Mann Osmannen blieben, und das ganze Lager dem Sieger in die Hände fiel. Belgrad ergab sich am folgenden Tage, und diese wiederhohlten Niederlagen nöthigten die Türken Frieden zu suchen, welcher den 21. Junius 1718 zu Passarowitz unterzeichnet wurde.

Mit diesem Frieden endigte sich Eugens kriegerische Laufbahn, und mit dem 21. April

1736 auch sein thatenvolles Leben. Sein Nachruhm wird dadurch noch erhöht, daß er nicht nur mitten im Waffengeräusch die Wissenschaften liebte und beförderte, sondern auch oft die Stelle eines Unterhändlers und Gesandten zum größten Vortheile seines Hofes verwaltete. Auch als Privatmann erscheint er in dem günstigsten Lichte; denn er war Feind aller Ausschweifungen und Kabalen, und seine Redlichkeit machte alle Verleumdungen kriechender Hofleute fruchtlos.

Eugen war klein von Statur und schwächlich von Körper, aber dabei doch gut gebaut. Sein Gesicht war etwas lang und braun von Farbe, seine Augen schwarz und voll Feuer, das Gesicht überhaupt mager, und seine Haare schwarz. Im Felde trug er meist einen kapuzinerfarbenen Ueberrock, der vorne ganz mit spanischem Tabak überzogen war. Seine kleine Figur und seine Tracht machte ihn, dem Aeussern nach, eben nicht sehr ansehnlich. Darum sagten die Soldaten, als er vor der Schlacht bei Zenta zur Armee kam: Dieses Kapuzinerlein wird den Türken nicht viel Haare aus dem Bart raufen! aber sie wurden bald vom Gegentheil belehrt.

In Geschäften war Eugen stets ernsthaft. Er liebte seine Soldaten, sorgte für ihren Unterhalt, manchmal durch ausserordentliche

Mittel, schoß auch aus seinem Vermögen Geld vor, wenn es etwa vom Hofe zu lange ausblieb. Dafür, und wegen so vieler Siege, liebte ihn auch Soldat und Offizier allgemein: sie nannten ihn gewöhnlich nur ihren Vater, und hielten sich unter seiner Anführung beinahe für unüberwindlich. Durch Lektüre hatte der Prinz seinen von Natur schon sehr fähigen Geist noch mehr ausgebildet: sein Verstand war höchst scharfsinnig und durchdringend, seine Beurtheilungskraft richtig, besonders in der Auswahl der Menschen. Er sprach eigentlich wenig, aber klar, treffend und überzeugend. Nie schmähte er über andere, war aber auch sehr sparsam in Lobsprüchen; und wenn er nicht Gutes von jemanden sagen konnte, so schwieg er lieber gänzlich. Er wußte, daß er Feinde habe, kannte sie auch zum Theil, blieb aber gleichgiltig gegen sie, und suchte niemals Rache. — In Gesellschaften war der Held der angenehmste Mann, galant, munter und witzig. Er liebte die Weiber überhaupt, ohne sich ausschliessend an eine zu binden. Seine herrschende Leidenschaft war, wie es auch für seinen Stand ziemte, Ehrgeitz.

Kein einzelner Mann hat je überhaupt dem Hause Oesterreich so vielfältige und wesentliche Dienste geleistet als Eugen. Man betrachte ihn als Helden oder als Staatsmann:

er war gleich groß im Felde und im Kabinet. Beinahe ein halbes Jahrhundert schmückte er mit Heldenthaten, glänzenden Siegen, vortheilhaften Negoziazionen, Friedensschlüssen und Staatseinrichtungen; und von dreien Kaisern war er die mächtigste Stütze im drohenden Sturme innerlicher Empörungen, und auswärtiger Anfälle neidischer Nachbarn. Hätte er auch bloß durch die Schlacht bei Zenta, Ungarn befreit; durch die Schlacht bei Hochstädt, Oesterreich gerettet; durch die Schlacht bei Turin, Italien erobert; durch die Schlacht bei Belgrad, Servien und die kleine Wallachey gewonnen: so wäre er schon groß, aber alles dieß zusammen, macht ihn unsterblich! —

Prinz von Coburg.

Friedrich Josias Prinz von Sachsen-Coburg-Saalfeld ist der jüngste Sohn des Herzogs Franz Josias, und Anne Sophie Prinzeßin aus dem fürstlichen Hause Schwarzburg-Rudolstadt, und den 26. Dezember 1737 gebohren. Seine Erziehung und Unterweisung in allen den Wissenschaften, welche den Fürsten zieren, und noch mehr empor heben, war so gut und zweckmäßig, als sich von so vortreflichen und erhabenen Eltern vermuthen läßt.

Kaum 19 Jahre alt, eilte er seiner Bestimmung entgegen, und trat den 4. Jäner 1756 in k. k. Kriegsdienste, indem er bei dem Anspachischen Küraßierregimente als Rittmeister angestellt wurde. Noch in diesem Jahre brach der siebenjährige Krieg mit Preussen aus, und hier eröffnete sich auch demselben sogleich die Laufbahne zum Ruhm; er wurde den 1. April 1758 zum Oberstlieutenant, den 13. Jäner 1759 zum Obersten, und den 1.

August 1766 zum Generalmajor ernannt; 1769 wurde er Inhaber von dem vormals k. k. Kollowratischen Dragonerregimente, und 1773 am 1. Mai General-Feldmarschall-Lieutenant. Von 1778 bis 1786 führte er zu Preßburg das Interims-Generalkommando, und den 22. August eben gedachten Jahres erhielt er die Würde eines Generals der Kavallerie.

Nach jener bekannten ersteren Theilung eines Theiles des pohlnischen Reichs zwischen Oesterreich, Rußland und Preussen wurde Prinz von Coburg nach Lemberg versetzt. Er ward kommandirender General in Galizien und der Bukkowina. Während dieser Zeit fing das zwischen Oesterreich, Rußland und der Ottomannischen Pforte bisher bestandene gute Vernehmen an zu wanken, und man konnte mit Gewißheit vermuthen, daß der öffentliche Bruch nicht weit entfernt seyn würde. Schon fingen die Türken an, sich an den Grenzen der Bukkowina sehr zu verstärken; es war ein Einbruch von ihnen zu befürchten, und um solchen zu verhindern, nahm Prinz von Coburg im November 1787 sein Hauptquartier zu Snyatin, der Hauptstadt in Pokurien.

Am 8. Februar 1788 erfolgte die k. k. Kriegserklärung gegen die Pforte, und nun verlegte Coburg, um sich dem Feinde mehr

zu nähern, das Hauptquartier nach Czernowitz, nicht weit von dem Flusse Pruth, an der Landstrasse von Lemberg nach Jassi. Er hatte nur 30,000 Mann unter seinem Kommando, mit diesen besetzte er den dortigen Kordon; aber die Tartarn richteten in den pohlnischen Dörfern so vieles Unheil an, daß er sich enger zusammenziehen, und weiter vorrücken mußte. Um mit seiner geringen Truppenzahl den Feind zu beschäftigen, und ihn zu hindern, daß er nicht gegen Galizien vordrang, hatte er nun immer genug zu thun.

Am 19. September 1788 ergab sich ihm endlich Chozim auf Kapitulazion, das er schon seit dem Maimonate blokirte, und zu dessen Eroberung, aber erst Anfangs Juli 12,000 Russen zu ihm stiessen. Die Truppen und die Einwohner, die in der Festung nicht bleiben wollten, zogen den 29. aus selber ab. Nicht nur alle Munizion und das schwere Geschütz wurde zurückbehalten, sondern auch die Raia, welche 260 Ortschaften in sich enthält, fiel den Oesterreichern zu.

Gegen das Ende des Juli 1789 erhielt er Nachricht, daß 30,000 Türken gegen ihn in Anmarsch seyen; er ersuchte daher den Rußischen General en Chef Suwarow, sich mit ihm zu vereinigen. Dieß geschah. Am 30. Juli 1789 früh ging man dem Feinde entgegen. Es näherte sich eine feindliche Truppe

von 3000 Mann, die die Kosaken zum Weichen brachten, und da sie der tapfere Barkoische Major von Kienmayer mit 300 Husaren verfolgte, ergriffen sie die Flucht, und liessen mehr als 100 Todte und 60 Gefangene zurück. Selbst Osmann Pascha wurde mit seinen 6000 Mann aus seinem Lager, das im Feuer aufloderte, vertrieben.

Unterdessen setzte die vereinigte Armee ihren Marsch über den Putnafluß unter klingendem Spiele und beständigem Kanonenfeuer, obschon sie die Türken beständig anfielen, immer fort. Das feindliche Hauptlager war noch eine Stunde entfernt, und der Marsch mit vielen Beschwerden verbunden; Infanterie und Kavallerie mußte sich beständig durch die dichtesten uud dornichten Gesträuche, welche über Mann und Pferd zusammenschlugen, durcharbeiten; doch liessen sie den Muth nicht sinken, blieben in der besten Ordnung, und in einem Augenblicke waren nach durchgesetztem Gebüsche die Quarrees wieder formiret. Nahe an diesem Gebüsche stund das türkische Lager, gleich hinter demselben lag Fockfan, und das befestigte Kloster Samuel. Die Türken empfingen den linken Flügel mit Kanonen; aber nun rückte die Kavallerie von beiden Flügeln vor. Zu gleicher Zeit stürzte die Infanterie auf die Türken los; diese konnten nicht lange aushalten, wodurch eine solche

Niederlage angerichtet wurde, daß, nachdem mehr dann 1500 Türken todt hingestreckt lagen, der Seraskier Derwisch Mehmet Pascha mit der Armee die Flucht ergriff, und den vereinigten Siegern 10 Kanonen, 16 Fahnen, alle Magazine, Munizion, und das ganze Lager zurückließ.

Dieser Sieg war wichtig; Joseph II., der grosse Thaten zu schätzen wußte, krönte denselben mit seinem entscheidenden Beifalle. In den allergnädigsten Ausdrücken antwortete er dem Prinzen auf die Ihm eingesandte Relazion, überschickte ihm auch zum öffentlichen Zeichen seines Wohlgefallens für diesen dem Staate geleisteten wichtigen Dienst das Großkreuz des militärischen Theresienordens.

Kaum hatte der Prinz durch diesen Sieg Ruhm und Ehre eingeerndtet, als schon wieder neue Lorbeern für ihn sproßten, die er pflücken sollte. Durch die seit dem Anfange des Septembers von Kundschaftern eingezogenen Nachrichten brachte er in Erfahrung, daß der Großvezier von seinem bisherigen Standorte Marsin aufgebrochen, über die Donau gesetzt, und bei Brailow ein Lager bezogen habe, von wo aus selber bereits einige Truppen an dem Busco gegen Fockſan vorausgeschickt haben solle. Diese Nachricht bewog den immer wachsamen Prinzen, seinen Siegesfreund Suwarow noch einmal zu ersuchen,

daß er mit ihm vereinigt dem Feinde entgegen gehen möchte. Suwarow, ohne zu verweilen, machte Anstalt, daß seine vom Pruth bis zum Sereth vertheilt gewesene Division bei Szastrolom sich zusammenziehen mußte. Er antwortete dem Prinzen: „Ich werde kommen!" — und er kam. Beide setzten am 22. September 1789 über den Rimnyck-fluß, und stellten sich jenseits bei Martinestie in Schlachtordnung.

Ungefähr des Morgens um 5 Uhr entdeckten die Türken bei Tirkukuli das kaiserl. Rußische Korps. Sie fingen sogleich an, dasselbe mit Kanonen zu beschiessen, zogen sich gegen dessen rechten Flügel, brachen ihr Lager ab, und schickten das Gepäcke fort. Der Großvezier ließ mehr als 18,000 Mann Kavallerie diesem von ihm abgesonderten Korps zu Hilfe eilen. Jtzt wurde man auch von Seiten des Prinzen von Coburg diese Hilfstruppen gewahr, und rückte immer mit schnellen Schritten weiter vor. Der Feind fiel die nun vereinigte Macht wiederholtermalen an, wurde aber durch ein heftiges Kanonen- Karabiner- und Musketenfeuer zurückgewiesen. Nach mancherlei gemachten Versuchen ereilte die vereinigte Kavallerie den Feind, und nöthigte ihn, den größten Theil seiner Kanonen zu verlassen, und sich in den Wald zu ziehen. Die Oesterreichische und Rußische Infanterie

erreichte hierauf in vollem Laufe die feindlichen Verschanzungen, überstieg dieselben, stach den größten Theil der Janitscharen mit dem Bajonette nieder, besetzte das eroberte Geschütz, und zwang sie zur eiligsten Flucht. Die Schlacht nahm ihren Anfang gleich nach Aufgang der Sonne, und dauerte fast bis zum Untergange derselben. Die Türken verloren über 7000 Mann. An Trophäen wurden erobert: 100 Fahnen, 6 Mörser, 7 schwere Belagerungs- und 64 Feldstücke von verschiedenem Kaliber, eine grosse Menge an Munizion und Geräthschaften, alle Magazine, und alle 3 Lager. Dieser Sieg war um so glänzender, je auffallender es seyn mußte, daß eine so geringe Macht, aus welcher die vereinigte Armee bestund, den 100,000 Mann starken Großvezier in 3 wohlbefestigten Lagern schlug. Zur Belohnung desselben erhielt Prinz von Coburg von seinem Monarchen die Würde eines Feldmarschalls. Nun ging er mit seinem siegreichen Heere geraden Weges auf Bukarest, die Hauptstadt der Wallachey, wo er am 10. November 1789 seinen Einzug hielt.

Der frühzeitige Hintritt Kaiser Josephs II. und die unter seinem Nachfolger Leopold II. eingetretene Vermittlung des Berliner Hofes, wodurch 1791 der Friede zwischen Oesterreich und der Pforte zu Szistow geschlossen wurde,

machten, daß Prinz von Coburg seine eben so glücklich als siegreich gewandelte Laufbahn verlassen mußte. Mit Lorbern und wohlverdientem Ruhme gekrönt ging er als Generalkommandant im Königreich Ungarn nach Ofen, wo er mit aller ihm eignen Klugheit und Würde diesem vielbedeutenden Posten vorstund.

Der den 1. März 1792 erfolgte Todfall Kaiser Leopolds II. setzte seinen erstgebohrnen Sohn, den Erzherzog Franz, zum Nachfolger und Beherrscher aller hinterlassenen Erbreiche. Diesem als König von Ungarn und Böhmen kündigte die französische Nazionalversammlung, mittelst erzwungener Bestätigung durch den König Ludwig XVI. unterm 20. April 1792 förmlich den Krieg an. Die ersten Feindseligkeiten wurden durch die Franzosen an den Grenzen der Oesterreichischen Niederlande begangen, allein diese bekamen ihnen sehr übel, sie verloren durch die Tapferkeit der Oesterreichischen Truppen an Mannschaft und Artillerie ungemein, und mußten jedesmal als Ueberwundene sich in ihre Grenzen zurückziehen.

Friedrich Wilhelm II. König von Preussen trat als Bundsgenosse förmlich mit einem Korps seiner Truppen, unter Kommando des regierenden Herzogs von Braunschweig-Lüneburg-Wolfenbüttel an die Seite der Oesterreicher, die der General-Feldzeugmeister Prinz von Hohenlohe, und Graf von Clerfait an-

führten, und beide vereint, drangen siegreich bis Chalons in Frankreich vor, in der Absicht, nicht um Eroberungen zu machen, sondern, um die Nazion zu einem geziemenderen Betragen gegen den König und dessen Familie, und zu vernünftigeren Entschliessungen zu bewegen.

Allein alles dieses schlug fehl, man zog sich zurück, und die Französische Armee, unter Kommando des General en Chef Dümouriez, folgte auf dem Fuß, verdrängte durch ihre Uebermacht die Alliirten aus allen in Lothringen gemachten Eroberungen, überschwemmte die Niederlande, Holland und mehrere Provinzen des deutschen Reichs, in welchen sie durch gewaltthätig erzwungene Aufdringung ihres chimärischen Freiheits- und Gleichheitssystems alle Arten von Greuelthaten ausübte. Dieses grausame Verfahren veranlaßte das gesammte deutsche Reich, dessen Verfassung dadurch am meisten bedrohet wurde, diesen Krieg als einen Reichskrieg zu betrachten, die Reichstruppen langten allgemach an, und die Armee vermehrte sich nach und nach. Man ernannte, um dieselbe anzuführen, den durch den lezten Türkenkrieg so berühmt gewordenen Feldmarschall Prinzen von Coburg, einmüthig zu derselben obersten Befehlshaber.

Sobald dem Prinzen von Coburg dieses ehrenvolle Dekret zugekommen war, verließ er sein Generalkommando in Ungarn, und begab

sich nach Wien, von wo er nach einem kurzen Aufenthalt zur Armee abging. Die mißliche Lage der Sachen erweckte gleich nach seiner Ankunft zweckmäßige Vorkehrungen, wodurch nach seinem entworfenen Operazionsplan die Feinde unvermuthet in ihren Kantonirungen angegriffen werden mußten, um für die Folge glückliche Ereignisse zu erzwingen.

Das Städtchen Düren war das Centrum, von wo aus er von dem Erzherzog Karl, dem Prinzen von Würtemberg, dem General Davidovich, und dem damaligen Obersten von Mack begleitet, in der Nacht vom 28. Februar auf den 1. März 1793 um 1 Uhr nach Mitternacht aufbrach, wie es auch der Feldzeugmeister Graf von Clerfait, und andere Truppen-Kommandanten thaten. Um 4 Uhr früh fing in verschiedenen Gegenden an dem Roerflusse die Kanonade an, die Franzosen wurden überall mit vieler Tapferkeit angegriffen und geschlagen, und bis Abends ward zwischen Düren und Aldenhoven der herrlichste Sieg erfochten, wobei die Franzosen unter dem Kommando des General Stengel mehr dann 2000 Todte, 1500 theils verwundet, theils gefangen, und 12 Kanonen zurückliessen.

Nun war jeder Tag siegreich. Coburg ging geradenweges mit dem rechten Flügel auf Herzogenrad, wo die Franzosen unter

dem Generale Miaczinski sehr stark verschanzt waren, aber ohne den Angriff zu erwarten, einige Stunden vor Ankunft der Oesterreicher die Flucht nahmen: und mit dem linken Flügel unter dem Kommando des Feldmarschall-Lieutenant Prinzen von Würtemberg auf die Stadt Aachen, welche von 6000 Franzosen unter dem Generale Dampierre vertheidigt war, nahm sie mit dem Säbel in der Faust ein, erlegte derselben eine grosse Menge, und eroberte mehrere Kanonen. Von da ging er mit seinen Truppen gegen die sehr wichtige Festung Mastricht, welche von den Franzosen unter dem General Miranda schon einige Zeit belagert, aber bei Annäherung der Kaiserlichen eilends verlassen ward, ließ die flüchtigen Feinde durch den Erzherzog Karl, der die Avantgarde führte, angreifen, von ihren Posten delogiren, und bis zum Einbruch der Nacht bis gegen Tongern vor sich hintreiben, wo dieser sie dann beim Anbruch des neuen Tages diesen vortheilhaften Posten zu verlassen nöthigte, und selben mit 3 Bataillons Oesterreichern besetzte.

Die Franzosen waren nun in die äusserste Verwirrung gesetzt, und Prinz von Coburg verfolgte seine Heldenbahn bis St. Trou, wo er am 15. März sein Hauptquartier nahm. Hier erhielt er Nachricht, daß die von der

Roer bis über die Maas zurückgeworfene feindliche Armee sich zwischen Brüssel und Löwen versammelt, und einige Verstärkungen aus den Niederlanden an sich gezogen, zugleich auch noch von der unter dem General en Chef Dümouriez nach Holland vorgerückten Armee einige Truppen gegen Antwerpen und Mecheln sich zu wenden angefangen haben. Er entschloß sich nun den Feind in dieser seiner Zusammenrückung anzugreifen.

Den 18. mit Anbruch des Tages marschirte der Feind in mehrern Kolonnen gegen die Oesterreicher, gegen 8 Uhr rückten sie mit vielem schweren Geschütze auf der Chaussee von Tirlemont links und rechts vor. Allein Coburg beorderte gegen alle diese feindliche Kolonnen eben so viele Attaken, und der Feind wurde allenthalben geschlagen. Besonders war der Angriff, den der feindliche General en Chef Dümouriez selbst auf den entscheidendsten Punkt bei Racour führte, von dessen Behauptung das ganze Schicksal abhing, äusserst lebhaft und blutig, und nur die persönliche ausserordentliche Tapferkeit und Einsicht des Feldzeugmeisters Grafen von Clerfait konnte der entscheidenden Hartnäckigkeit widerstehen, mit welcher Dümouriez seine Truppen in weit überlegener Anzahl selbst, und wiederholt anführte.

Als sich die Truppen etwas erholet und die Reichstruppen allgemach gesammelt hatten, brach Prinz von Coburg am 29. März wieder aus Brüssel, wo er am 25. eingerückt war, auf, und zog mit der Armee gegen Mons und Tournay, in welches letztere der Feldzeugmeister Graf von Clerfait einmarschirte. Der Oberste Michailewich eroberte Brügge, nebst einem Magazin und 12 Kanonen, und nachdem dieser den Feind nach Nieuport verdrängt hatte, ging er mit seiner Abtheilung nach Courtray.

Das Kriegsfeuer bedrohete nun auf allen Seiten das feindliche Gebiet, mit eben jenen fürchterlichen Auftritten zur Wiedervergeltung, mit welchem das diesseitige von ihnen vorher mitgenommen worden war. In dieser Absicht ließ der Prinz den 9. April seine Armee aus ihren Stazionen um Mons aufbrechen, und auf den Anhöhen von Quievrain ein Lager auf die Art beziehen, daß ein Theil derselben die Kommunikazion mit Valenciennes abschnitt, indessen ein anderer zur Beobachtung der feindlichen Festungen, Lille, Conde und Maubeuge zurück blieb.

Wie sich die Feinde so von allen Gegenden gedrängt sahen, überfielen sie unter Anführung des General Dampierre den 1. Mai mit ihrer bei Famars und Valenciennes versammelten Macht, die aus mehr dann 100,000

Mann bestand, die Armee des Prinzen von Coburg, und jene des Feldzeugmeisters Grafen von Clerfait zu gleicher Zeit früh mit solcher Wuth, daß nur die persönliche Tapferkeit der Anführer, vereint mit dem unerschütterlichen Heldenmuthe ihrer Truppen, die den Feinden um zwei Drittheile unterlegen waren, selben widerstehen konnten. Das Gefecht war hartnäckig und blutig, da die Feinde mit einer sehr zahlreichen Artillerie versehen waren, und überdieß auf ihre Ueberlegenheit pochten, bis endlich Prinz Coburg und Clerfait, welchem letzteren der königl. Preußische General-Lieutenant von Knobelsdorf, ungeachtet er selbst auch angegriffen wurde, mit einigen Bataillonen zu Hülfe kam, Abends um 9 Uhr einen vollkommenen Sieg über dieselben erfochten.

Nun zog sich der Feind in sein voriges grosses Lager bei Famars, welches wegen seiner Lage und der vielen vortheilhaft angebrachten Verschanzungen einer Festung ähnlich war, zurück, um von da aus die kombinirte Armee an weiteren Unternehmungen hindern zu können. Allein Prinz von Coburg wollte sich in seinem Vorhaben nicht stören lassen, und griff, vereinigt mit einem Theile der Englisch- und Holländischen Truppen den 23. Mai 1793 dieses so berühmte Lager, welches zu Anfang dieses Jahrhunderts unter dem Marschall von

Villars die Vormauer von Frankreich war, und itzt die einzige Hoffnung der Franzosen seit ihrer so schnellen Verdrängung aus den Niederlanden ausmachte, an, und eroberte es: und ließ dann gleich den andern Tag mit der Berennung von Valenciennes den Anfang machen.

Diese mitten zwischen mehrern andern liegende Festung, und die unweit davon unter dem Kommando des General Cüstine stehende Französische zahlreiche Armee, forderte alle Vorsicht des Prinzen auf, um das Unternehmen gegen dieselbe mit glücklichem Erfolge auszuführen. Seine zu diesem Vorhaben nothwendigen Anstalten wurden mit solchem Eifer fortgeführt, daß in der Nacht vom 18. bis auf den 19. Juni schon mit Bomben und glühenden Kugeln von allen Seiten in die Festung gespielt werden konnte. Während dem so der Festung Valenciennes mit Nachdruck zugesetzt wurde, hielt Prinz Coburg die nur zwei Stunden davon entfernte Festung Conde unter dem Kommando des Prinzen von Würtemberg mit 15,000 Mann so enge eingeschlossen, daß selber von keiner Seite weder Lebensmittel, an welchen sich der Mangel bald äusserte, noch andere Hilfe beigebracht werden konnte. Und da General Cüstine durch mehrere Versuche zu ihrer Rettung nichts bewirken konnte, auch die Garnison sowohl als die Bürger von dem

unausstehlichsten Hunger geplagt wurden, so ergab sich selbe den 11. Juli 1793 auf Gnade und Ungnade.

Unterdessen wurde die Festung Valenciennes immer mehr geängstigt, und nachdem sich der Kommandant Ferrand am 27. Juli mit dem meisten Theile der Garnison in die Citadelle geworfen, die Alliirten aber sich auf den eroberten Werken wirklich festgesetzt hatten, wollte er das Aeusserste nicht abwarten, sondern steckte die weisse Fahne aus, und verlangte Waffenstillstand, um sich zur Kapitulazion anschicken zu können. Diese kam den 28. Juli dergestalt zu Stande, daß die feindliche in beiläufig 7000 Mann bestehende Garnison den 1. August 1793 frühe, unter Anführung ihres Kommandanten mit Ehren ausziehen, sich aber verbindlich machen mußte, während des ganzen Krieges gegen die Armeen Sr. Majestät des Kaisers und seiner Alliirten, unter einer kriegsüblichen Strafe, nicht mehr zu dienen, worauf selbe unter Begleitung der Kavallerie auf dem ihr vorgeschriebenen Wege nach Frankreich entlassen, und Valenciennes durch die k. k. Truppen in Besitz genommen wurde.

Eine Kolonne unter dem Befehle des Feldzeugmeisters von Clerfait wendete sich gegen die Festung Quesnoi, fing sie den 22. August zu belagern an, und ängstigte sie der-

gestalt, daß sie nach mehrmaligen fruchtlos unternommenen Ausfällen endlich Nachts den 10. auf den 11. September sich zur Kapitulazion bequemen mußte; welcher zufolge der französische Kommandant Goullus sich mit der Garnison zu Kriegsgefangenen ergab, und den 13. die Festung mit allem und jedem den k. k. Truppen einräumte. Allein während dem dieß vorging, langte der feindliche Sukkurs an, um diese Festung zu entsetzen, und griff, ohne zu wissen, daß selbe schon kapitulirt habe, den 12. September früh gegen 6 Uhr das zur Bedeckung der Belagerung postirte Observazionskorps mit 17,000 Mann, theils Kavallerie, theils Infanterie, und vielen Kanonen an, aber die ausserordentliche Tapferkeit der k. k. Truppen richtete eine solche Niederlage unter den Franzosen an, daß mehr dann 2000 Mann todt, über 2000 gefangen, 5 Fahnen, 18 Kanonen, 2 Haubitzen, und gegen 3000 Feuergewehre erobert wurden, und der übrige Theil gänzlich versprengt sich mit der Flucht retten mußte.

Wie nun die Feinde sich in allen Gegenden innerhalb ihre Grenzen zurück gezogen hatten, und die rauhe Jahreszeit die grossen Unternehmungen von beiden Seiten zu verhindern schienen, verlegte Prinz von Coburg die Armee in eine den Umständen angemessene Kantonirung, stellte starke Aviso-Vorposten aus, um

vermittelst dieser durch Patrouillen, theils den feindlichen Streifereien Einhalt zu thun, theils von der Annäherung starker feindlicher Detaschements oder Bewegungen bei Zeiten benachrichtigt zu werden, und übersetzte das Hauptquartier von Bavai unterm 1. Dezember 1793 nach Mons.

Sobald die k. k. Truppen sich von ihren durch den vergangenen Feldzug ausgestandenen Strapazen etwas erholt hatten, und Prinz Coburg die Nachricht erhielt, daß die feindliche Armee unter dem Kommando des Generals en Chef Pichegrü anfange, sich vorwärts in Bewegung zu setzen, auch zwischen Landreci und Cambray ein weitschichtiges Lager abgestochen habe, welches in kurzem bezogen zu werden schiene, brach er am 20. Februar 1794 mit der Armee aus den Kantonirungen auf, und nahm sein Hauptquartier zu Valenciennes.

Es wurde beschlossen den Feldzug mit der Vorrückung nach Landreci zu eröffnen. Zu diesem Ende versammelten sich am 16. April 1794 Nachmittags die gesammten Armeen an dem Selleſluß, bei Montai und Foreste, wo Se. Majestät Kaiser Franz II., von seinen zwei Brüdern, den Erzherzogen Karl und Joseph, begleitet, dieselben in Augenschein nahm. Den 18. April war schon die ganze Gegend zwischen der Sambre und der Helpe

vom Feinde geräumt, und Landreci wurde nun eng eingeschlossen.

Nach mehreren vergeblichen Versuchen, welche feindlicher Seits bisher gemacht wurden, um die siegenden Armeen wieder zurückzutreiben, und das beängstigte Landreci zu entsetzen, wurde dem Prinzen von Coburg die Meldung gemacht, daß der feindliche General en Chef Pichegrü alle mögliche Verstärkungen an sich ziehe, und daß er unter starker Bedeckung um die kombinirten Stellungen herumschwärme, um sie zu rekognoszieren, und seinen Plan zum Angriff darnach einzurichten. Der Prinz ließ ihn nur durch einige fliegende Truppen beobachten; und da man grosse Bewegungen am 25. April bei dem feindlichen Heere wahrnahm, erhielten die Armeen auf jeden Fall ihre Anweisungen, und alle Truppen blieben die Nacht durch unter Gewehr.

Kaum graute am 26. April der Tag, als der Feind mit mehr als 100,000 Mann, die in 4 Kolonnen abgetheilt waren, sich gegen die vereinigten Armeen heranwälzte. Es war ein hinreissender, betäubender Anblick! Die Truppen und ihre Heerführer standen auf ihren Posten zum Empfang bereit: der Feind strengte alle Kräfte an, um zu siegen, mußte aber doch der Tapferkeit der k. k. Truppen weichen, und verlor 50 Kanonen und 5000 Todte.

Nach diesem Siege wurde die Stadt Landreci am 27. April aufgefordert, die aber eine abschlägige Antwort ertheilte, worauf das wegen dieser Verhandlung durch einige Stunden ausgesetzte Artilleriefeuer wieder anfing, und die Stadt dergestalt ängstigte, daß am 30. um 2 Uhr Nachmittags die Kapitulazion schon unterfertigt war, welcher zufolge die Garnison an demselben Abend mit allen militärischen Ehrenzeichen aus der Festung ausziehen, auf dem Glacis die Waffen strecken, und sich zu Kriegsgefangenen ergeben mußte.

Diese Eroberung der Festung Landreci war das Signal zu den unbändigsten Ausbrüchen der feindlichen Wuth. Westflandern und der nördliche Theil von Hennegau mußte die Rache dafür empfinden. Der Feind unternahm nun den neckenden Krieg, und zog auf seinen linken Flügel die Garnisonen aus Lille, Douai, Dünkirchen, und stürzte unvermuthet auf Westflandern los, drückte die schwachen Besatzungen zurück, und plünderte Menin, Ypern, Courtray und die dortige Gegend.

Des Feindes Absicht war nun, alle Punkte des so weitschichtigen Kriegsschauplatzes in Allarm zu setzen, und der kombinirten Armeen Vorhaben auf Belagerung der Festungen durch Diversionen zu vereiteln. Der Einfall in Flandern bestättiget es. Um dieses Unternehmen feindlicher Seits zu unterstützen,

näherte sich die Ardennenarmee unter dem feindlichen General Charbonnier in vertheilten Kolonnen der Sambre, und setzte am 11. Mai wirklich darüber. Eine derselben zog sich gegen Binch, eine andere gegen Charleroi in Hennegau, und sengten und brennten. Allein die k. k. Truppen trieben sie mit grossem Verluste über den Fluß zurück, und da bei ihrem Rückzuge die Brücken, die sie zur Uebersetzung geschlagen, und gelegt hatten, zu Grunde geschossen wurden, so ertrank ein grosser Theil in der Sambre.

Um aber dem Feinde mit mehr Nachdruck zu Leibe gehen zu können, hatte sich die grosse k. k. Armee in 3 verschiedene Korps getheilt, welches um so füglicher geschehen konnte, da die Feinde das Centrum ihrer Armee von Truppen entblößt, und den größten Theil ihrer Macht auf ihre beiden Flügel gezogen hatten. Dieserwegen hatte man in den Festungen Landreci, Quesnoi, Valenciennes und Conde starke Besatzungen zurückgelassen, und dieselben durch ein Observazionskorps gedeckt, und brach am 14. Mai mit der ersten und stärksten Kolonne, an deren Spitze sich Se. Majestät der Kaiser und Prinz Coburg befanden, von Cateau auf; und rückte gerade nach Dornik, wo am 19. das Hauptquartier eintraf. Die zweite Kolonne zog sich gegen die Sambre, die dem Feinde, der sich auf

dieser Seite des Flusses noch aufhielt, dergestalt zusetzte, daß er sich eiligst zurückzog.

Mittlerweile griff der General Pichegrü am 22. Mai die k. k. kombinirte Armee bei Tournay längst dem rechten Flügel ihrer Vorposten an, die ihn mit gewohnter Tapferkeit empfing. Da aber der feindliche General den Angriff mit seiner ganzen, mehr als 80,000 Mann starken Armee selbst führte, und mit aller ersinnlichen Lebhaftigkeit betrieb, so befahl Se. Majestät der Kaiser, unter der Disposizion des Prinzen von Coburg, seinen Generalen, sich gegen die Posizion der Hauptarmee fechtend zurückzuziehen, und mehrere Truppen, um deren Rückzug zu erleichtern, vorrücken zu lassen. Diese Vorrückung machte den Feind stutzen, und belebte den Muth der k. k. Truppen dergestalt, daß sie ihn von neuem mit aller Tapferkeit angriffen, und alenthalben auf einige Entfernung zurücktrieben. Man benutzte diesen Vorfall mit so viel Entschlossenheit, daß er endlich ganz zurückgeschlagen wurde.

Nun griff der General der Kavallerie, Prinz Waldeck, und der General Bellegarde den feindlichen rechten Flügel bei Blandin und Templeuve an, denen der größte Theil der Infanterie zur Unterstützung zugeschickt wurde. Dieser Flügel wurde bald bis Templeuve zurückgeworfen, einige hundert zusammengehauen,

und auch einige Kanonen abgenommen. Aber hier setzte sich der Feind, und vertheidigte sich so, wie längs der ganzen Linie bis an die Schelde mit äusserster Verzweiflung. Fünfmal wurde er geworfen, und eben so oft erschien er mit neuen dreifach überlegenen Kräften, mit denen er den Kombinirten den blutig erworbenen Sieg wieder entriß, bis er endlich zum sechstenmal durch die letzte Verstärkung, die den ermatteten Truppen zugeschickt wurde, gänzlich geschlagen, und mit einem beträchtlichen Verluste zurückgeschlagen wurde.

Diese Schlacht fing in beständiger Gegenwart des Kaisers und des Prinzen von Coburg des Morgens um 6 Uhr mit Heftigkeit an, und wurde mit ununterbrochener Wuth bis 10 Uhr Nachts durch 16 Stunden mit einer Erbitterung, wovon keiner der ältesten Krieger ein Beispiel kannte, fortgesetzt. Der Feind wurde auch noch diesen Abend aus Templeuve vertrieben, und von den ihm nachgeschickten Patrouillen am 23. Mai im vollen Rückzuge gegen Tournay, Moucron und Waterloo angetroffen.

Die Niederlagen, welche die Feinde an der Sambre schon erlitten hatten, waren doch nicht vermögend, sie von einem nochmaligen Uebergange über diesen Fluß abzuhalten; sie wagten es neuerdings, drangen mit einer weit stärkeren Macht, als vorher, vor Chaleroi,

und setzten alles daran, selbes in ihre Hände zu bekommen; doch der Prinz von Oranien, und der Feldzeugmeister Baron Alvinzy griffen sie am 17. Juni in 4 Kolonnen an, und schlugen sie nach einem hartnäckig geleisteten Widerstand dergestalt, daß bis 7000 Todte auf dem Schlachtfelde blieben, 20 Kanonen, mehr dann 30 Munizionswägen, nebst 100 Artilleriepferden, und einer Menge Bagage erobert, und die übrige feindliche Macht von allen Gegenden wieder über den Fluß geworfen wurde.

Während dem rückte Prinz von Coburg mit der Hauptarmee dem mit Macht von der Sambre herangedrungenen Feinde in 5 Kolonnen entgegen, und griff ihn am 26. Juni in seinem verschanzten Lager zwischen Lambusart, Heppignies und Gosselies an; aber der Feind befand sich durch den bereits am 25. Juni Nachmittags erfolgten Uebergang von Charleroi in der Möglichkeit, sich durch die bisherige Belagerungsarmee zu verstärken; diese Uebermacht, der natürliche Vortheil seiner Stellung, und die beträchtliche Anzahl seines schweren Geschützes setzten ihn in den Stand, den Angriff der Alliirten zurückzuschlagen.

Dieses fehlgeschlagene Unternehmen nöthigte den Prinzen seinen Rückzug zu nehmen, die Niederlande nach Möglichkeit zu decken, und Namur, auf welches der Feind seine mei-

ste Absicht hatte, zu unterstützen; die grosse alliirte Armee erstreckte sich von Braine le Comte bis nach Gemblour und Namur, und das Hauptquartier nahm der Prinz zu Waterloo, in dem Soigner-Walde, 3 Stunden von Brüssel.

Unterdessen drangen die nunmehr vereinigten feindlichen Armeen unter dem General Pichegrü und Jourdan gegen die Macht der Alliirten mit Gewalt vor. Prinz Coburg, der ihre Absicht wahrnahm, die Kommunikazion der Hauptarmee mit dem Korps des Feldmarschall-Lieutenants Latour zu trennen, vereitelte dieselbe dadurch, daß er sich immer zurückzog, und seine Posizion bei Landen nahm, in welcher ihm auch die übrigen Korps folgten, und sich an die Hauptarmee anschlossen. Der Feind schlug über die Maas eine Brücke, warf sich auf die vor Löwen gestandenen Vorposten, und drang mit so grosser Ueberlegenheit an Mannschaft sowohl, als Geschütze, auf Löwen, daß sich der k. k. Generalmajor Kray genöthiget sah, diese Posten zu räumen, und sie demselben zu überlassen, wodurch es dann der feindlichen Hauptarmee gelang, sich zwischen Tongern und Lüttich zu lagern. Prinz Coburg zog sich hierauf an die Grenze nach Fouron le Comte.

Allein die rastlose Anstrengung, und besonders der dießjährige blutige Feldzug von

1794 hatten nun die Gesundheit des Prinzen von Coburg so untergraben, daß er sich nicht mehr im Stande sah, seine Dienste dem Kaiser und dem deutschen Reiche länger widmen zu können. Er fand sich daher genöthigt, das Kommando über die Armee niederzulegen, und von dem Kriegsschauplatze abzutreten, auf welchem er eine so grosse, so ruhmvolle, und nie vergeßliche Rolle gespielt hatte. Und seit dieser Zeit lebt er in stiller Ruhe bei seinen Durchlauchtigsteu Verwandten in Coburg.

Wurmser.

Dagobert Sigmund Graf von Wurmser war im Jahre 1724 gebohren. Seine Familie besaß im Elsaß ansehnliche Güter. In seiner Jugend verlegte er sich mit besonderem Fleisse auf verschiedene Wissenschaften, insbesondere aber widmete er sich der Philosophie und den militärischen Kenntnissen. Noch jung trat er in den Soldatenstand, und bemühte sich, seine erworbenen Kenntnisse zum Dienste des Monarchen anzuwenden. Er machte als k. k. Offizier den ganzen siebenjährigen Krieg mit, der im Jahre 1756 ausbrach, und erwarb sich bei seinen Vorgesetzten durch pünktliche Beobachtung seiner Pflichten, und getreue Ausführung der ihm anvertrauten Unternehmungen, und bei seines Gleichen durch sein rechtschaffenes Betragen und seine Menschenfreundlichkeit vollkommene Achtung.

Sein

Sein unerschrockenes Verhalten vor dem Feinde wurde nicht verkannt; er ward nach und nach seines vortreflichen Betragens wegen zu allen militärischen Stufen erhoben, und wurde endlich im Jahre 1763, in welchem der Friede dem blutigen Kriege ein Ende machte, zum General-Feldwachtmeister ernannt. Die Kaiserin Theresia ertheilte ihm auch zum Beweise, wie sehr sie mit ihm zufrieden sey, im Jahre 1773 das durch den Tod des Generals Nauendorf erledigte Husarenregiment.

Als im Jahre 1778 der kurze Preußische Krieg wegen der baierischen Erbfolge ausbrach, warf der kommandirende General der böhmischen Armee, der Feldmarschall Lasey, sein Augenmerk auf ihn, und vertraute seinem Kommando ein besonderes Korps an, nachdem er vorher zum Feldmarschall-Lieutenant war befördert worden. Am 23. Juli rückte ein ansehnliches Korps Preussen über die Bäche Aupa und Mettau bis gegen Rostok und Jessena vor, die in dem grossen verschanzten Lager vor Jaromirz stehende Hauptarmee zu beunruhigen: Wurmser, der auf dem rechten Flügel die Hauptarmee zu decken mit zwei Regimentern Husaren, einem Regimente Dragoner, und einigen kroatischen Bataillonen stand, ließ den Feind durch seine Husaren

schnell angreifen; die Dragoner zur Unterstützung nachrücken; wußte das Artilleriefeuer gut anzubringen; vertrieb die Preussen mit blutigen Köpfen, und vereitelte dadurch die Absicht des Königs auf eine ihm äusserst unangenehme Art.

Nachdem gegen das Ende des Oktobers die beiden Armeen in die Winterquartiere gerückt waren, bekam der Feldmarschall-Lieutenant Wurmser die Aufsicht über den österreichischen Winterkordon im Königgräzer Kreise. Da er sah, daß der entgegenstehende feindliche Winterkordon nicht genug gesichert war, ließ er das lange Dorf Duttersbach, in dem das feindliche Regiment Thadden lag, durch die Kroaten unter der Anführung des damaligen Obersten Baron Klebek angreifen; über 200 Mann Preussen wurden getödtet, fast eine gleiche Anzahl gefangen genommen; 8 Fahnen dieses Regiments erobert, und die 2 übrigen zerbrochen. Da nun Graf Wurmser in diesem Feldzuge so viele Beweise seiner militärischen Einsichten und seines persönlichen Muthes gegeben hatte, so erhielt er zum Lohne in diesem Jahre noch das Kommandeurkreuz des militärischen Marien Theresien Ordens.

Im Jahre 1779 neckten die Preussen in Oberschlesien unaufhörlich die in Winterquartieren liegenden österreichischen Truppen; dieses bewog den General Wurmser, auf Rache

zu denken, und Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Er fiel den 18. Jäner mit fünf Kolonnen ins Glazische ein. Eine Kolonne ließ er bis nach Conradswalde vorrücken, um den allenfalls anrückenden Feind abzuhalten, daß seine Unternehmung nicht gestöret würde. Durch zwei Kolonnen ließ er die befestigte Stadt Habelschwert angreifen; eine Kolonne, bei der sich der Feldmarschall-Lieutenant selbst befand, mußte einen Angriff auf das bei Oberschwedeldorf stehende und befestigte Blockhaus machen; die fünfte hatte auf der andern Seite die Angriffe zu decken. Das ganze Unternehmen ging glücklich von statten. Habelschwert wurde mit stürmender Hand eingenommen; die Besatzung wehrte sich tapfer, da die Oesterreicher schon in der Stadt waren: man eroberte in der Stadt 10 Fahnen, 3 Kanonen; gefangen wurden genommen: der Prinz von Hessenphilippsthal, 3 Obersten, 20 Oberoffiziere, 1 Feldprediger, 714 Unteroffiziere und Gemeine, und von Todten lagen alle Gässen voll. Die Oesterreicher verloren in allem mehr nicht als 28 Mann. Das Blockhaus zu Oberschwedeldorf kostete zwar viele Mühe und Blut, allein es wurde durch Haubitzen in Brand gesteckt, und darauf mußte sich die Besatzung, die in 2 Offizieren und 60 Gemeinen bestand, zu Kriegs-

gefangenen ergeben. Während dem kam ein Sukkurs von Glätz, theils Kavallerie, theils Infanterie; Graf Wurmser ließ 3 Divisionen Husaren gegen sie anrücken; kaum kamen diese zum Vorschein, so entfloh die feindliche Kavallerie sammt dem kommandirenden Generale; die Infanterie aber stellte sich zur Gegenwehr: allein die Oesterreichischen Husaren hieben ein, machten 1 Major, 12 Offiziers und 335 Gemeine zu Kriegsgefangenen, und erbeuteten eine Kanone. Bei diesen Unternehmungen wurden nebst allem diesen auch 2 Mörser und 90 Fässer Mehl erobert.

Bald nach diesem Ereignisse ward Friede, und dem Grafen Wurmser wurden bei verschiedenen Gelegenheiten wichtige Stellen übertragen; bis er endlich kommandirender General in Gallizien wurde. Im Jahre 1787 bei dem Ausbruche des Türkenkrieges wurde er zum General der Kavallerie befördert, bekam aber in diesem Kriege kein Kommando: weil der weise Joseph ihn in seinen Ländern nothwendig fand, um an der Hand zu seyn, wenn vielleicht neue Feinde sich gegen Oesterreich erheben sollten.

Nach dem Jahre 1789, da die französische Revoluzion ihren raschen Gang fortging, und alle Ordnung umstürzte, verlor dabei seine Familie im Elsaß ihre adelichen Güter und Besitzungen, und Dagobert litt einen

nahmhaften Schaden: er ertrug ihn aber mit philosophischer Kaltblütigkeit. Da hernach im Jahre 1792 der Krieg mit den Franzosen ausbrach, so wurde im Christmonate eben dieses Jahres der Feldmarschall Prinz von Coburg zum Oberkommandanten der Oesterreichischen Armee für den künftigen Feldzug bestimmt, und erhielt das Recht, sich selbst die unter ihm dienenden Generale auszusuchen, und der erste, den er wählte, war Wurmser; der damals zu Wien in einer Vorstadt wohnte, wo er die Liebe und Hochachtung aller Benachbarten im vollem Masse genoß, die sie im künftigen Frühjahre am Abend seiner Abreise durch eine prächtige Abendmusik an Tag legten.

Im Monat März des Jahres 1793 kam er zur Armee in Deutschland, und setzte mit selber schon am 2. April über den Rhein. Im Monat Juli verhinderte er, daß die Franzosen, der von den Preussen und andern deutschen Völkern belagerten Festung Mainz nicht zu Hilfe eilen konnten, da er ihre überlegene Mannschaft aus sieben stark mit Artillerie besetzten Redouten zurückschlug. Im September wollten ihn die Franzosen mit seiner Armee zurückdrücken; am 20. aber benahm er ihnen durch einen Verlust von 4000 Mann, den er ihnen zufügte, alle Lust dazu.

Im Oktober endlich unternahm er die Einnahme der für unüberwindlich gehaltenen Verschanzungen vor Weissenburg und Lauterburg, die von einer Armee von beinahe 60,000 Mann Franzosen vertheidiget waren. Um sich einen Begriff von dieser ewig ruhmvollen Unternehmung zu machen, muß man wissen, daß die kaiserliche Mannschaft mehrere Berge zu übersteigen, den Fluß Lauter zu durchwaten, einen fürchterlichen Verhau zu durchbrechen, einen breiten doppelt verpallisadirten und mit spanischen Reitern versehenen Graben zu überspringen, zwei Festungen, nämlich Weissenburg und Lauterburg, zwischen beiden ein grosses verschanztes Lager nebst mehreren kleinern ebenfalls verschanzten Lagern zu überwinden hatten; ein Theil mußte noch über den Rhein setzen, und den Ort Selz einnehmen. Graf Wurmser wußte dieses alles durch seine herrlichen Anstalten, und durch die heldenmäßige Tapferkeit seiner Soldaten zu bewirken. Die Franzosen verloren die beiden Städte, alle Lager mit Zelten und dem gesammten Gepäcke, eine Menge Feuergewehre, 6 Pulverwägen, 28 Kanonen, viele Pferde, 800 Gefangene, und bei 8000 Todte und schwer Verwundete; da General Wurmser bei seiner Armee nur 400 Mann eingebüsset hatte. Wegen dieser glücklichen Unternehmung bekam er das grosse Kreuz des Theresienordens.

Jedoch gegen das Ende dieses Jahres mußte die Armee des Generals Wurmser sich zurückziehen, und Weissenburg verlassen; weil nach dem Rückzug der Preussen der rechte Flügel derselben zu sehr der Uebermacht der Franzosen ausgesetzt war. Im künftigen Jahre 1794 am 24. Jäner verließ er die Armee, und begab sich abermal nach Wien. Im Sommer des folgenden Jahres 1795 übernahm er zum zweitenmale das Kommando der Oberrheinischen Armee. Hier hatte er im Monat Oktober dem Feinde mehrmal auf verschiedenen Punkten starken Schaden zugefüget, und sich zur Belagerung der von 10,000 Franzosen besetzten Stadt Mannheim vorbereitet, die den 10. November ihren Anfang nahm, und sich schon am 22. durch die Uebergabe der Stadt an die Kaiserlichen endigte. Zum Lohn für diese That wurde Graf Wurmser zum Feldmarschall befördert.

Gegen das Ende dieses Jahres wurde ein Waffenstillstand mit den Französischen Generalen zur Schonung der beiderseitigen Armeen geschlossen. Da derselbe den 31. Mai 1796 aufgehoben wurde, wollte Feldmarschall Wurmser seine Kriegsoperazionen mit Nachdruck wieder anfangen; allein, nachdem er bei 30,000 Mann der bedrängten Italienischen Armee zu Hilfe senden mußte, so konnte er sich nur vertheidigungsweise halten, und mußte

sich über den Rhein zurückziehen. Endlich bekam er Befehl, diese Armee zu verlassen, und das Kommando des Italienischen Heeres zu übernehmen, wo er auch im Monat Juni hinkam. Am 1. August hatte er die von den Franzosen belagerte Festung Mantua entsetzt, und wandte hernach seine Hauptsorge an, Tirol gehörig zu vertheidigen. Nun drang er wieder vor; wollte Mantua zum zweitenmale entsetzen, wurde aber daselbst eingesperrt, und endlich durch Hunger, Krankheiten, und Mangel alles dessen, was zum Lebensunterhalt nothwendig ist, gezwungen, die Festung mit einer ehrenvollen Kapitulazion am 2. Februar 1797 zu übergeben; wie es schon in der im ersten Band befindlichen Biographie Bonapartes ausführlicher erzählt wurde.

Feldmarschall Wurmser war durch die vielen dabei ausgestandenen Fatiken sehr kränklich geworden, und begab sich nun nach Wien; seine Gesundheitsumstände wurden täglich schlimmer, und er starb endlich an der Wassersucht am 21. August eben dieses Jahres 1797, im 73. Jahre seines thatenvollen Lebens.

Suworow.

Alexander Basilowitsch Graf von Suworow-Rymniskoy ist der Sohn des im siebenjährigen Kriege unter dem Feldmarschall Apraxin zu Königsberg in Preussen kommandirenden General-Lieutenants Suworow. Seine Mutter Alexiewna Timofejew, die Tochter eines Bojaren, gebahr ihn 1730 in einem geringen Dorfe Suskoy der an der Ostseite des Dniepers liegenden Ukraine, wo sein Vater als Offizier im Quartier lag. Die Familie Suworows ist schwedischen Adels. Vor 120 Jahren wählten die Ersten dieses Namens ihren Aufenthalt in Rußland, zogen gegen die Tartarn und Pohlen zu Felde, und bekamen Landgüter und Bauern von den damaligen Czaren zum Geschenk.

Basil Suworow, der Vater unsers Helden, war Tauffkind Peters des Ersten; er hatte den Ruhm eines grossen Staatsmannes, besaß ausgebreitete Wissenschaften, und starb als General

en Chef und Senateur. Seine erste Erziehung bekam unser Held nach dem zeitlichen Absterben seiner Mutter von seinem Vater selbst, der sich bis in das eilfte Jahr, so gut es seine Dienste zuliessen, und er es im Stande war, mit ihm abgab; nach welcher Zeit er ihn aber nach Petersburg, wo eine Art von Kadettenschule errichtet worden war, abschickte. Der junge Suworow, dem diese neue Lage ungemein behaglich war, verwendete sich mit aller Anstrengung auf alles das, was sowohl mittelbar als auch unmittelbar auf den Soldatenstand Bezug hatte, und erlangte in Kürze solche Kenntnisse, daß er seinen übrigen Kameraden nicht nur als Muster zum Beispiele, sondern auch vielmal zum Lehrer vorgestellt werden konnte.

Er las mit Vergnügen den Nepos, die Geschichte von Turenne und Montekukuli, besonders waren Cäsar und Karl XII. die Helden, die er am meisten bewunderte, und von denen er Schnelligkeit und Unerschrockenheit nachzuahmen gesucht hat. Geschichte und Philosophie hatten vielen Reiz für ihn, er studirte erstere nach Rollin und Hübner, letztere nach Wolf und Leibnitz. Von sehr vielen Sprachen besitzt er Kenntnisse, deutsch und französisch ist ihm, als wenn jede seine Muttersprache wäre, im Schreiben und Sprechen vollkommen geläufig, italiänisch, moldavisch und pohlnisch ist

ihm nicht unbekannt, auch türkisch, die Sprache derer, denen er sich oft als Ueberwinder gezeigt hat, ist ihm verständlich.

Im siebenzehnten Jahre seines Alters trat er in die Dienste seines Vaterlandes. Zwar dachte ihn sein Vater anfänglich dem Civildienste zu widmen; aber seine Neigung trieb ihn zum Militärstande, und seine Bestimmung wurde, Kriegsheeren zu befehlen und den Kommandostab zu führen. Der Krieg mit Schweden, welcher schon unter der Großfürstin Anna seinen Anfang genommen, und von der Kaiserin Elisabeth unter dem Feldmarschall Lascy mit ungemeinem Glücke fortgesetzt wurde, führte ihn nach Finnland, wo er sich durch sein tapferes Betragen bis zur Stelle eines Lieutenants empor hob. Nach geschlossenem Frieden kehrte er mit zwei Wunden und vielem Lobe nach Rußland zurück, und wurde bei der ersten Erhebung zum Kapitainlieutenant, und später 1754 zum wirklichen Hauptmann ernannt.

Als die Kaiserin Elisabeth in dem zwischen Oesterreich und Preussen ausgebrochenen Kriege auch ihre Truppen unter dem Feldmarschall Apraxin 1758 dem Hause Oesterreich zu Hilfe schickte, war auch Suworow mit unter selben, und focht als Major in der Schlacht bei Zorndorf mit, wo er verwundet wurde. Graf Romanzow, der die Fähigkeiten und

den ungemeinen Muth Suworows in verschiedenen Gelegenheiten kennen gelernt hatte, schätzte ihn sehr, sprach nach seiner Zurückkunft mit ausnehmendem Lobe seinetwegen mit der Kaiserin, und sie ernannte ihn 1763 zum Brigadier.

Der 1764 mit Pohlen wegen der Thronbesteigung Stanislaus ausgebrochene Krieg, in welchem die Rußischen Truppen sich so ausgezeichnet verhielten, verschafte auch Suworow neue Gelegenheit, seine Talente mit Ruhm und Nutzen zu verwenden. Er hatte eine Brigade zu kommandiren. Die Konföderirten wurden, wie bekannt ist, von dem französischen Bothschafter, dem Herzog von Choiseul, zum Nachtheile Rußlands mit Geld und französischen Offizieren unterstützt. Suworow, dem jede Gelegenheit willkommen war, erhielt den Auftrag, Krakau, es koste was es wolle, den Konföderirten abzunehmen; er eroberte es in kurzer Zeit. Der hierauf auf Anstiftung der Pohlen 1768 ausgebrochene Krieg zwischen Rußland und der Pforte rief Suworow von dem pohlnischen Kriegsschauplatz ab, um mit den Truppen unter der Anführung Romanzows und Gallizins den Türken entgegen zu ziehen. Seine Verdienste, die er sich bisher um das Vaterland gesammelt hatte, erwarben ihm nunmehr die Würde eines General-Lieutenants.

Der 1772 darauf erfolgte Friede mit der Pforte, wodurch Rußland nebst anderen Vortheilen auch zwei Seestädte in der Krim erhielt, gab Gelegenheit, die Verdienste Suworows, die er sich bisher um das Vaterland mit so vieler Treue und Auszeichnung zu erwerben angelegen seyn ließ, zu belohnen, und Katharina ernannte ihn zum Kommandirenden en Chef in der Krim.

Als die Pforte 1787 Rußland den Krieg erklärte, kommandirte, wie wir gehört haben, Suworow als General en Chef in der Krim, und unter ihm der General Reck. Am 12. Oktober 1787 fingen die Türken die ersten Feindseligkeiten an, und landeten mit beiläufig 7000 Mann bei Kinburn. Der General Reck griff sie an, schlug sie aus den Trancheen, wurde aber bleßirt, und seine Truppen retirirten sich. Nun kam Suworow; er bekam aber eine Quetschung, fiel in Ohnmacht, wurde für todt weggetragen, und auch seine Truppen wichen zurück. Mit einemmale aber kam er zu sich; und da er die Retirade seiner Leute sah, hielt er sitzend auf der Erde eine scharfe Rede an sie, schimpfte auf ihre Feigherzigkeit, und rief: „Kinder! ich lebe noch! Richtet euch! Wir müssen die Canaillen schlagen, oder alle selbst des Todes seyn!“ Er stand auf, und sagte: „Stupai, vorwärts!“ attakirte mit Nachdruck, wurde aber durch ei-

nen Schuß in die Hand bleßirt, verband sie mit einem Taschentuch, und da er merkte, daß geflissentlich nach ihm gezielet wurde, zog er einen Kosakenkittel an, und alles, was Türke war, wurde erwürget, oder ins Wasser gesprenget. Um einem einzigen Türken, der seine Zuflucht zu ihm genommen, das Leben zu retten, mußte ihn Suworow in seine Arme schliessen, und ihn so vor der Wuth seiner Soldaten schützen.

Hierauf rief ihn der Fürst Potemkin zur Belagerung von Oczakow. Sein allzu grosser Eifer, der ihn immer zu schlagen reizte, wäre ihm aber hier bald übel bekommen. Er ging mit etwa 600 Mann auf eine Verschanzung los, und wollte sie mit stürmender Hand wegnehmen, bei welchem Wagestück aber er in die Gefahr gerieth, die Truppen und selbst sein Leben zu verlieren, wenn ihm nicht Fürst Repnin, da er schon von einigen Tausend Türken umrungen war, noch zur Zeit zu Hilfe geeilet wäre, er büßte sein Unternehmen mit einer Blessur am Halse. Potemkin, der ihn sonst sehr schätzte, war darüber so wider ihn aufgebracht, daß er ihn ausser Aktivität zu setzen drohte.

Es mag nun aus Gnade oder Ungnade geschehen seyn, daß er mit seiner Division an den Serethfluß kommandirt wurde, und die Anweisung erhielt, in erforderlichem Falle sich

mit dem Prinzen von Coburg zu vereinigen, wenn dieser es für nöthig finden sollte. Auf Prinz Coburgs Ansuchen stieß auch Suworow zu ihm, und beide schlugen am 1. August 1789 den Seraskier Mehemed Pascha mit seinem Heere von 30,000 Mann, und eroberten das ganze Lager. Dieser Sieg war für Suworow rühmlich; aber noch viel rühmlicher war für seinen Namen jener vom 22. September eben dieses Jahres, als er zum zweitenmale sich mit Coburg vereinigte, und den Großvezier Rudschuk Hassan Pascha mit seinem 100,000 Mann starken Heere in drei verschanzten Lagern bei Martinestie am Fluß Rymnik aufs Haupt schlug.

Diese zwei glorreichen Siege, an denen er so grossen Antheil hatte, machten, daß ihn Kaiser Joseph II., mit Genehmigung seiner Monarchin, in den Grafenstand des heil. röm. Reichs erhob, und ihm das Diplom in Begleitung eines sehr schmeichelhaften Schreibens, nebst einer goldenen mit seinem Portrait gezierten, und mit Brillanten sehr reich besetzten Tabatiere zuschickte. Katharina verehrte ihm einen goldenen ebenfalls sehr reich mit Brillanten garnirten, gegen 20,000 Rubel geschätzten Degen, auf dessen Gefässe die mit Lorbeerzweigen umgebene Schrift: „Für die Ueberwindung des Seraskiers bei Fokſan den 1. August 1789" — zu lesen war. Sie

ertheilte ihm in einem eigenen Rescripte auf die huldreichste Art die Erlaubniß, die Würde eines Grafen des heil. röm. Reichs, zu welcher ihn Kaiser Joseph erhoben hatte, anzunehmen, und machte ihm durch ein zweites Rescript vom 5. Oktober seine Erhebung in den Rußischen Grafenstand mit dem Ehrenbeinamen Rymniskoy, wegen der Schlacht bei Martinestie am Fluß Rymnik bekannt; ernannte ihn durch ein gnädiges Handschreiben vom 18. Oktober zum Ritter der ersten Klasse des militärischen St. Georgenordens, und übersandte demselben zugleich die sehr kostbaren Ordenszeichen dieser Klasse.

Am 11. Dezember 1789 wurde Suworow durch einen Kurier auf Befehl Potemkins von Braila nach Ismail abgerufen. Fürst Repnin hätte den Sturm auf diese Festung unternehmen sollen, wovor diesem aber wegen des wahrscheinlich zu vergiessenden vielen Menschenblutes schauderte; allein Suworow, der nur zu siegen gewohnte mit Narben bedeckte Held, kam, und überwand. Es war am 21. Dezember, als die Rußische Flotille unter dem Kommando des General Ribbas sich Ismail näherte, und die steinerne Bastion, auf welche die Belagerten all ihr Heil bauten, zu beschiessen den Anfang machen mußte. In der Nacht formirten sich die zum Sturm bestimm-

stimmten Kolonnen in aller Stille 300 Schritte vom Glacis. Dieß geschah um 1 Uhr; und gegen 5 Uhr wurde durch eine aufsteigende Rackete das Signal zum Sturm gegeben. General Ribbas unternahm mit seiner Flotille, und den darauf befindlichen Saporoger Kosaken, den Sturm auf die Wasserstadt, wurde aber zweimal zurück geschlagen. Unterdessen kamen die Kolonnen in Bewegung; sie stiegen mit Leitern in den Graben, und dann auf Brustwehren. Zwei Kolonnen erstiegen zuerst den Wall, und drangen von da in die Stadt. Die übrigen vier Kolonnen fanden ausserordentlich tapferen Widerstand, besonders die von der Wasserseite, und litten grossen Verlust durch das feindliche Kartätschenfeuer. Als Suworow dieß merkte, ließ er ein Regiment Füseliers und vier Bataillons Jäger auf die ausfallenden Türken anrücken, und die ganze Kavallerie, die bei diesem Vorfalle unthätig geblieben wäre, absitzen, um gleichfalls mit Hand anzulegen, und die Nothleidenden zu unterstützen. Durch diese Anordnung wurden die ausgefallenen Türken alle ermordet, und der Wall auch von dieser Seite erstiegen. Der hartnäckige Widerstand, mit dem sich die Feinde, schon fast überwunden, noch widersetzten, veranlaßte Suworow zu befehlen, keinen Pardon zu geben, und alles ohne Un-

terschied, was mit den Waffen in der Hand angetroffen würde, niederzumachen.

Als die übrige Besatzung die Rußischen Truppen allenthalben in der Stadt erblickte, retirirte sie sich auf die steinerne Bastion, als den letzten Zufluchtsort ihrer vermeinten Rettung, und vertheidigte sich daselbst mit beispielloser Wuth und Entschlossenheit; allein all ihr verzweiflungsvolles Bestreben konnte auch hier den Siegern nicht weiter Widerstand leisten: sie schickte endlich Abgeordnete an Suworow, und bat um Schonung ihres Lebens, mit dem Antrage, daß sie sich zu Kriegsgefangenen ergeben wollte. Dieser Antrag wurde angenommen, und der Sturm hatte nach 12 Uhr ein Ende. Es wurden von der aus 36,000 Mann, sowohl Türken und Tartarn als waffenfähigen Einwohnern, bestandenen Besatzung nur 11,000 zu Gefangenen gemacht; die übrigen 24,000 und etliche Hundert, worunter der kommandirende Seraskier selbst war, fraß das Schwert der Sieger. Das Frauenzimmer desselben, das zu Wasser sich zu flüchten im Begriffe war, fiel den Kosaken in die Hände, die diese gemachte Beute unter sich theilten.

Es war ein schaudernder Anblick nach geendigtem Gefechte die Spuren und Merkmale des schrecklichsten Blutbades, als Wirkung der heftigsten Erbitterung, mit welcher

auf beiden Seiten Kampf und Mord so viele Stunden fortgesetzt wurden, zu sehen. In diesem ganzen Jahrhunderte ist kein Beispiel von einem so grausamen Würgen aufzuweisen, wie dieses in Ismail. Man hatte ungefähr 8 Tage zu thun, um die 29,000 Todten, die auf beiden Seiten gefallen, und in Zeit von 7 Stunden aufgerieben worden waren, zu begraben!

Nach geschlossenem Frieden mit den Türken wurde Suworow nach Finnland beordert, um die Befestigungen auf dem festen Lande sowohl, als den Inseln der Saymsee herzustellen, welchen Auftrag er auch mit vollkommenster Befriedigung seiner Monarchin vollendet hat. Diese erkannte seinen Werth und die Verdienste, die er sich um das Vaterland erworben hat, und wollte ihn auch, soviel in ihrem Vermögen war, dafür belohnen. Daher ernannte sie ihn zum Kommandirenden über alle Truppen des Gouvernements von Katharinoslaw, der Krim, und der jüngsthin den Türken abgenommenen Lande. Sie wollte durch diesen ihm ertheilten Vorzug das Zutrauen bestättigen, das sie in seine grossen Kriegstalente, und in die Treue setzte, mit welcher er durch fünfzig Jahre dem Rußischen Reiche die ersprießlichsten Dienste geleistet hatte; da weder bei der Flotte, noch bei

den Landarmeen, ausser dem General-Feldmarschall Grafen von Romanzow-Sadunaisky, Jemand ist, der ihn in Ansehung der Zeitlänge im Dienste des Vaterlandes überträfe. Sie beschenkte ihn mit ihrem Brustbilde, welches reich mit Brillanten besetzt war, und auf 12,000 Rubel geschätzt wurde, und erlaubte ihm, so lang er in Petersburg anwesend seyn sollte, täglich bei ihr zu erscheinen, um sich allen Falls in Sachen seines Rathes zu bedienen, die die Lage des Reichs betreffen könnten.

Als nun seine Geschäfte in Petersburg gänzlich geendiget waren, eilte er nach seinem Gouvernement nach Cherson, um alle die Aufträge in Vollzug zu setzen, die er überkommen hatte. Er beschäftigte hier seinen rastlosen Geist mit Errichtung neuer Verschanzungen, um die Krim vor feindlichen Einfällen in künftige Zeiten zu sichern. Es wurde mit allem Eifer an den Werken der Festung Ternova gearbeitet, um sie so bald möglich zu vollenden; von diesem Platz an bis zur Mündung des Dniepers ließ er das linke Ufer dieses Flusses durch vertheilte Lager in gewissen Entfernungen stark besetzen. 12,000 Mann arbeiteten zu Codjabey an einem neuen Hafen, der für die Handlung bestimmt ist. Die ganze Rußische Kriegsmacht, die in diesem Gouvernement unter seinem Kommando stand,

betrug 70 bis 80,000 Mann, und kantonirte dergestalt, daß sie sich auf das erste Signal zusammenziehen konnte.

Nun brachen die Unruhen in Pohlen aus. Das Haupt der Insurgenten war der Pohlnische General Koszziusko, der mit seinen Truppen so schnelle Fortschritte machte, daß sowohl Russen als Preussen durch ihre erlittenen Niederlagen der Insurgenten Macht sowohl an Geschütze, als allen übrigen Kriegsbedürfnissen ungemein vergrösserten. Die meisten Einwohner der Städte fielen ihnen zu; selbst die Städte Warschau und Krakau, theils durch Drohungen, theils durch Vorspiegelungen glücklicher Zukunft gewonnen, öffneten ihnen die Thore.

Ganz unerwartet erhielt Suworow den Befehl der Kaiserin, sein Gouvernement zu verlassen und das Kommando über die in Pohlen stehenden Truppen zu übernehmen. Er reisete mit der größten Schnelligkeit dahin, und einige Tage nach seiner Ankunft war sein Korps von 30,000 Mann schon in vollem Marsche. Sein Marsch glich einem reissenden Strome, der alles zu Grunde richtet, was seinem Lauf entgegen steht. Er stieß am 17. September bei Krupezyne Monastir auf den pohlnischen General Grafen Sierakowsky, der mit einem Korps von 14 bis 15,000 Mann da stand, griff ihn mit Herzhaftigkeit an,

schlug ihn aufs Haupt, erlegte mehr als 3000 Mann, und nahm 500 nebst dem Anführer selbst gefangen; die übrigen ergriffen die Flucht.

Er drang hierauf weiter in Lithauen vor, und griff den 18. September, als den Tag darauf, das Sierakowskische Korps von 10,000 Mann abermals bei Brzscc an, schlug es vollkommen, nahm 300 Mann gefangen, eroberte 28 Kanonen, und ließ eine grosse Menge der Feinde von seiner Kavallerie mit dem Säbel zusammenhauen. Nach dieser Schlacht verweilte er 30 Tage in derselben Gegend, ohne nach seinem genommenen Operazionsplan vorwärts zu gehen. Hier erhielt er von dem österreichischen General Harnoncourt einen Offizier, der ihm die Stellung der k. k. Truppen bekannt machte. Suworow ersah hieraus, daß die Vertheidigung des Kordons den Oesterreichern schwer würde: er zog daher seine Truppen gegen die Oesterreichische Grenze, und dirigirte sie so, daß er dieselbe deckte, und war zu gleicher Zeit bemühet, die übrigen Rußischen Korps nach Absicht an sich zu ziehen.

Um dieses zu verhindern, wollte Kosziusko mit 10,000 Mann den Rußischen General Fersen angreifen; dieser aber kam ihm zuvor, und griff ihn am 10. Oktober bei Maczevice, 16 Meilen hinter Warschau, an, schlug ihn total, erlegte 4000 Mann, eroberte 26 Kanonen, und nahm Kosziusko

selbst nebst drei Generalen, allen Stabs- und Oberoffizieren, und 3000 Mann gefangen. Dieser glückliche Sieg des Generals Fersen erleichterte die Unternehmungen Suworows. Er überfiel am 27. Oktober bei Tagesanbruch unweit Kobylka, 3 Meilen vor Warschau, in einer kleinen mit Wald und Morast umgebenen Ebene die Feinde 5000 Mann stark, meistens Kavallerie, unter Anführung des Generals Byszevsky. Das Treffen war fürchterlich; Schwert und Bajonette der Russen entschieden endlich, und ungeachtet des tapfersten Widerstandes siegten die Russen, und schlugen das Korps total. Der General Byszevsky, der Oberste Volland, 4 Majors, 41 Offiziers, und 1000 Gemeine wurden gefangen, 9 Kanonen und eine grosse Nazionalfahne erbeutet, und gegen 4000 von der abgesessenen Pohlnischen Kavallerie getödtet. Der wenige Rest zerstreute sich, und wurde von der leichten Kavallerie bis unter die Kanonen von Praga, der Vorstadt von Warschau, verfolget. Diese Flüchtlinge verbreiteten einen allgemeinen panischen Schrecken, sowohl in Praga als Warschau selbst; man zündete überall Lärmfeuer an, um die Gefahr anzudeuten, die allgemein bevorstand.

Nun setzte Suworow seinen Siegesmarsch, nachdem er die Generale Fersen, Denisow und Derfelden an sich gezogen hatte, un-

verweilt auf Warschau fort, und lagerte sich seitwärts von Grochow über Biakoleka nach der Weichsel zu vor Praga, der Vorstadt von Warschau, welche nach allen Regeln der Fortifikazion befestiget, und mit 26,000 Mann und vieler Artillerie besetzt war. Sobald er sich am 29. Oktober Praga genähert hatte, wurden einige Kanonenschüsse auf die Russen gemacht; doch Suworow ließ sich nicht hindern, Batterien zu errichten, und brauchte die List, als wäre er Willens, Praga zu belagern. Als er aber mittlerweile das Vorhaben der Insurgenten erfahren hatte, daß sie sich an die Preussen zu ergeben beschlossen hätten, wenn sie sich nicht mehr zu vertheidigen im Stande wären, so ließ er zum Scheine stark auf Praga feuern, ohne sonst etwas Wichtigeres zu unternehmen, machte aber alle Anstalten zu einem allgemeinen Sturm.

Der 4. November war der unglückliche Tag, an welchem um 4 Uhr vor Tagesanbruche der unvermuthete Sturm auf Praga erfolgte. Die Russen, von Wuth und Rachbegierde hingerissen, warfen die Sturmleitern und Faschinen von sich, liefen von allen Seiten zugleich auf die Verschanzungen los, überstiegen sie durch Hilfe ihrer Bajonette, den Säbel im Munde, Wunden und selbst den Tod verachtend, überwältigten dieselben, und nach einem vierstündigen hartnäckigen Kampfe

fielen 13,000 der Feinde durch das Rachschwert der Sieger. Das Schrecken war allgemein, was sich retten konnte, entfloh; die nicht zu breite Schiffbrücke über die Weichsel war gepfropft voll Menschen, und durch das Drängen und die Angst der nachfolgenden Russen zerbrachen die Geländer, und mehr denn 2000 dieser Flüchtlinge stürzten in die Weichsel, und ertranken; 10,000 wurden zu Gefangenen gemacht, und nur wenige Hunderte hatten das Glück zu entfliehen. Die Russen eroberten 72 Kanonen, alle Munizion und übrigen Vorräthe.

Und nun hielt Suworow am 9. November 1794 an der Spitze seiner siegreichen Truppen in Warschau seinen feierlichen Einzug, nachdem ihm bei seiner Ankunft am andern Weichselufer vom Magistrate die Schlüssel überreicht wurden. Bei diesem Akte stieg der Greis vom Pferde, übernahm und küßte dieselben, mit Thränen im Auge sagend: „Diese hat mir Gott gegeben! — Ich fühle mich glücklich, daß ich meiner Monarchin diesen Siegeskranz so rein, und nicht, wie bei der Einnahme von Praga, mit Menschenblut befleckt überreichen kann!“

Unterdessen ließ er die hin und wieder zerstreuten Korps der Insurgenten verfolgen und aufheben. General Derfelden griff noch ein kleines Korps unter den Befehlen des

Dombrovsky an, ließ selbes theils zusammenhauen, theils gefangen nehmen, und machte auch hierdurch dem letzten Funken der Insurrekzion ein Ende. Darauf, um so grosse Verdienste zu belohnen, ernannte ihn Katharina II. zum General-Feldmarschall en Chef ihrer Armeen, überschickte ihm einen goldenen reich mit Brillanten besetzten Kommandostab, und eine Krone von Eichenlaub, worin die Diamanten auf 60,000 Rubel geschätzt werden, und ertheilte ihm die Freiheit, sich ein Regiment zu wählen, das auf immer seinen Nahmen führen soll.

Nach Katharinens Tode fiel Suworow unter der neuen Regierung Pauls I. auf einige Zeit in Ungnade, doch wurde er bald wieder zurück gerufen und genießt nun wieder volle Achtung. — Am 25. März 1799 traf er in Wien ein, und wurde von Sr. Majestät dem Kaiser Franz, einige Tage später auch zum k. k. Feldmarschall ernannt.

Noch im Jahre 1774 verheurathete er sich mit Barbara Iwanowna Fürstin Prosorowski, Tochter des General en Chef Fürsten Ivan Prosorowski. Von dieser Ehe leben noch zwei Kinder. Natalia Gräfin Suworow, hat kürzlich den General Grafen Nikolai Zoubow geheurathet; und der Sohn Arkadio, 11 Jahr alt, ein lebhafter hoffnungsvoller Jüngling, ist Lieutenant der Preobrazenskischen Garde.

Ungeachtet seines Alters, seiner grossen zum Theil sehr beschwerlichen Reisen im Dienste, (die zusammen gegen 6000 deutsche Meilen betragen) und seiner Kriegsstrapazen und Wunden, hat er doch noch ein sehr munteres und weit jüngeres Ansehen behalten, als seine Jahre mit sich bringen; körperliche Gebrechen und Schwächlichkeiten sind ihm ganz unbekannt. Die äusserste Härte von aller Art, an welche er sich von Jugend auf gewöhnt hat, seine starke Natur und grosse Mässigkeit in allen Stücken, sind die Ursache davon.

So wie er in vielen Stücken von gewöhnlichen Menschen abgeht, so geschiehet dieß auch gar sehr in seiner Lebensart, und wie er seine Zeit eintheilt und zuzubringen pflegt. — Er steht gewöhnlich sehr früh auf, — im Sommer und Winter, im Feld und in der Stadt nie nach 4 Uhr. Sein Bette ist nicht das wollüstige Lager der Weichlinge von Eiderdunen und mit Seide umhangen; — seit vielen Jahren ist sein Bette das was die Natur am einfachsten hervorbrachte, worauf auch der müde Landmann seine Ruhe nimmt, ein Haufen frisches Heu, von beträchtlicher Höhe und Umfang, mit einem leinenen Tuche bedeckt, ein Kopfküssen darauf, und ein Mantel dient zum Deckbette. Er schläft gewöhnlich ganz entkleidet, ohne irgend eine Hülle um seinen Körper. Im Sommer und so lang

es die Witterung erlaubt, wohnt und schläft er unter einigen Zelten im Garten.

Sein Anzug ist in wenigen Minuten vollendet. Er ist ausserordentlich reinlich, und wäscht und übergießt sich mit Wasser zu vielenmalen des Tags. — Er trägt beständig Uniform oder ein kurzes Kamisol, (Gurtka) nie Civil-Kleider, nie Schlafrock, Oberrock, Handschuhe, Mantel oder Pelz — welche Witterung es auch seyn mag: bloß auf der Reise macht er von beiden letztern eine Ausnahme.

Nachdem er einige Tassen Thee zum Frühstück genossen, pflegt er gewöhnlich durch Laufen sich eine halbe Stunde lang Bewegung zu machen, dann beschäftigt er sich mit den Arbeiten, die den Dienst betreffen, läßt Rapports und Briefe sich vorlesen, ertheilt die nöthigen Antworten darauf, und setzt dieses mit größter Beharrlichkeit bis gegen Mittag fort. Er schreibt und ändert vieles selbst mit eigener Hand. Seine Schreibart ist sehr kurz und männlich, dabei ist er in der Wahl seiner Ausdrücke so gewiß, daß er fast nie auszustreichen pflegt; ein Beweis seines festen Gedächtnisses und seiner richtigen Beurtheilungskraft.

Zur Mittagstafel ist keine bestimmte Zeit festgesetzt: er speist um neun, er speist um zwölf Uhr. Hier pflegt er oft sehr gesprächig

und aufgeräumt zu seyn; gewöhnlich besteht seine Tafel aus 20 bis 24 Couverts. In der Kost ist er mäßig, und die Fasten hält er jederzeit mit äusserster Strenge. Gleich nach Tische schläft er einige Stunden, abermals gänzlich entkleidet, und von dieser Nachmittags-Ruhe ist, ausser den dringendsten Umständen, keine Ausnahme. Abends speist er gewöhnlich nicht. Zeitvertreib, den die lange Weile und der Luxus erfunden, kennt er gar nicht.

Seine Hauptbeschäftigung, welche zugleich sein größtes Vergnügen ausmacht, ist das Kriegswesen, und alles was darauf Beziehung hat. So streng er gegen die Soldaten ist, indem er sie oft exerzirt und manövrirt, und im Felde unglaubliche Märsche (von 8 bis 10 deutschen Meilen in 24 Stunden) thun läßt, wodurch er Wunder der Ueberraschung zuwege bringt, und panisches Schrecken unter dem Feinde verbreitet; so lieben sie ihn doch allgemein, und sind voll unüberwindlichen Muthes unter seinem Kommando; — im Felde und im Quartier trägt er alle nöthige Sorge für sie.

Die Zeit des Tages, die ihm von Geschäften übrig bleibt, ist bestimmt sich vorlesen zu lassen. Er folgt hierin dem Geiste seines Zeitalters; Journale und Zeitungen haben vieles Interesse für ihn, zuweilen ließt

man ihm auch Bücher über die Kriegskunst oder dergleichen vor.

Zu Gesellschaften und rauschenden Zerstreuungen zeigt er wenig Neigung, wenn er sich aber zuweilen in denselben befindet, so ist er aufgeräumt, und nimmt, andern zu Gefallen, an Vergnügen, selbst zuweilen am Tanze Antheil, am Kartenspiel sehr selten, ausser wenn er es der Etiquette zu Gefallen thun muß.

Seinem Charakter nach ist er jedem als ein sehr rechtschaffener Mann bekannt, leutselig, zuvorkommend, höflich, unbestechbar, beständig in seinen Vorsätzen und unverbrüchlich in seinen Versprechungen, selbst gegen den Feind. Sein cholerisches Temperament sucht er zu mäßigen und möglichst zu unterdrücken. Dieses feurige Aufwallen, behält inzwischen so viel Einfluß auf ihn, daß nichts schnell genug für ihn kann zur Vollendung gebracht werden. Er ist sehr religiös, und ausser seinen innern Grundsätzen beweist er dieses auch äusserlich, durch öftere Beywohnung des öffentlichen Gottesdienstes, und durch die Andachtsvorlesungen, die er an Sonn- und Festtägen in seinem Hause, in Beisein vieler, selbst zu halten pflegt.

Vaterlandsliebe, und für dessen Ruhm zu fechten, sind die stärksten Triebfedern seiner unermüdeten Thätigkeit, und denen er, gleich

den ältern Römern, alle übrigen Gefühle aufopfert, und gänzlich seine Kräfte und Jahre widmet.

Stets focht er mit glücklichem Erfolge gegen den Feind; welches wohl hauptsächlich seinem persönlichen unternehmenden Muth, seiner Geistesgegenwart, Unerschrockenheit, Schnelligkeit in der Ausführung, und durch starke Märsche dem Feinde, der schon vor seinem Namen zittert, zuvorzukommen, und endlich dem gänzlichen Zutrauen seiner Streiter zu ihrem General zuzuschreiben ist.

Pichegru.

Johann Karl Pichegru ist 1761 zu Arbois in der Franche Comte gebohren. Seine Eltern waren arm, aber die Franziskanermönche des Orts nahmen sich seiner an, und gaben ihm eine gute Erziehung. Nachdem er schon grossen Fortgang in den abstrakten Wissenschaften gemacht hatte, schickten ihn diese Geistlichen nach Brienne, wo sie ein Kollegium hatten, um hier Philosophie und Mathematik zu studiren. Vermuthlich rührt daher das Gerücht, er sey ein Mönch gewesen.

Noch ziemlich jung trat er zum Militär. Hier wurde er bei der Artillerie angestellt, und gelangte bald zum Grade eines Unteroffiziers. Er schwang sich nun, nach dem Ausbruche der Revoluzion, durch sein eigenes Verdienst von einer Stufe zur andern, und wurde gegen Ende des Oktobers 1793 zum Obergeneral der Rheinarmee ernannt. Hier griff er in

Verbindung mit Hoche, der die Moselarmee kommandirte, die Oesterreicher täglich an, schwächte und ermüdete dadurch dieselben immer mehr, überstieg endlich den 22. Dezember die Weissenburger Linien, und zog den 28. in Landau ein: die Oesterreicher gingen am letzten Tage des Jahrs bei Philippsburg über den Rhein zurück, und die Preussen zogen sich am Gebirge gegen Mainz hinunter.

Am 5. Februar 1794 ward er zum General en Chef der Nordarmee ernannt. Er reiste daher am Ende desselben Monats von Paris an die Belgische Grenze, nach Reunion sur Oise, dem Hauptquartier dieser Armee, die aus 150,000 Mann bestand. Ihr grosses Tagwerk war die Wiedereroberung der drei verlornen Festungen Conde, Valenciennes und Quesnoi. Erst am 17. April, den andern Tag, als Kaiser Franz bei seiner Armee eingetroffen war, wurde der Feldzug eröffnet, und die Franken über die Oise, die Sambre und Helpe zurückgeworfen, und Cäsars Lager so wie das von Landreci erobert. Am 26. griffen die Franken die ganze Stellung des Oesterreichischen Heeres wieder an, und wurden ebenfalls geschlagen, so daß sich auch vier Tage darnach die Festung Landreci ergab.

Allein Pichegru ließ sich dadurch nicht irre machen, sondern verfolgte seinen Plan:

daß die miteinander in Verbindung wirkenden Armeen des Nords und der Ardennen, jene von Westflandern, diese zwischen der Sambre und der Maas her, an den beiden Flügeln der Kaiserlichen vorrücken, den Feind umringen, seine Kommunikazion abzuschneiden drohen, und ihn auf solche Art in den fürchterlichen Doppelfall setzen sollen, entweder schleunigst das von ihm besetzte Gebiet zu räumen, oder darin eingeschlossen zu werden, mit unermüdetem Eifer. Der Erfolg desselben ist bekannt genug, er entsprach vollkommen seinen Erwartungen, und der 26. Junius, an welchem Tage die berühmte Schlacht bei Fleurus geliefert wurde, entschied das Schicksal Belgiens, und die Kaiserlichen zogen sich nach Mastricht zurück.

Die Holländer unter dem Erbprinzen von Oranien, die Engländer und Hannoveraner unter dem Herzog von York, hatten sich in das Gebiet der vereinten Niederlande gegen Herzogenbusch und Breda zurückgezogen, um diese Vormauern Hollands zu decken. Pichegru rückte ihnen immer nach, schlug am 14. September den Herzog von York bei Boxtel, und zwang ihn, sich hinter die Maas zurückzuziehen. Sogleich ward nun Herzogenbusch und das Fort Crevecoeur an der Maas, der Schlüssel zu den Schleussen dieser Festung belagert. Das Fort ergab sich den 27. September, und

am 10. Oktober kapitulirte nach 12tägiger Belagerung auch Herzogenbusch. Den Franzosen fielen 146 Kanonen in die Hände, und die Besatzung wurde gegen gefangene Franken ausgewechselt. Am 8. November ergab sich auch Nymegen.

Die vorgerückte Jahrszeit hatte von beiden Seiten den kriegerischen Unternehmungen ein Ende gemacht. Zwar wagten die Franzosen zu Anfang des Dezembers verschiedene Versuche, um über die Maas und die Waal zu setzen; allein aus Mangel der nöthigen Fahrzeuge waren sie ohne Erfolg. Inzwischen bangte den Generalstaaten in hohem Grade vor einem Feinde, der bis dahin alle Hindernisse vor sich her niedergeworfen hatte, und itzt nur durch einige Klafter Wasser von ihnen getrennt war. Alle Aufforderungen Englands vermochten nicht mehr, Holland von dem überwiegenden Wunsche nach Frieden abzubringen. Zwei Gesandte, Brantsen und Repelaer, gingen mit den nöthigen Vollmachten versehen nach dem Mördyk ab, wo sie von zwei Fränkischen Offizieren übernommen, und nach Herzogenbusch geführet wurden, von wo aus sie weiter nach Paris reiseten.

Wären die Dinge geblieben, wie sie itzt standen, so möchte ihr Antrag wohl keine grossen Schwierigkeiten gefunden haben; denn Hol-

land von England abzureissen, und durch ein Bündniß mit demselben der Fränkischen Seemacht einen so beträchtlichen Zuwachs zu verschaffen, lag so sehr im Plane der Machthaber in Frankreich, daß Tallien erst kurz noch diese Idee sogar von der Rednerbühne herab unter lautem Beifalle geäussert hatte. Aber selbst die Elemente verschwuren sich gegen eine so unblutige Ausgleichung, und bahnten den Franken eine Brücke zu Eroberungen, die allzulockend durch ihren Glanz, allzuwesentlich durch ihre unermeßlichen Vortheile waren, als daß diese nicht aufs schleunigste eine Gelegenheit hätten nützen sollen, die ihr kühnster Wunsch nicht willkommener fordern, aber auch jeder Windstoß ihnen wieder entreissen konnte.

Die Waal und Maas froren zu, gerade zu einer Zeit, da General Pichegru von dem Wohlfahrtsausschusse den gemessenen Befehl erhalten hatte, die Eroberung von Grave zu beschleunigen, dann den Bommeler Waard einzunehmen, und Breda vollends auf allen Punkten zu blokiren. Kaum war das Eis auf jenen Flüssen stark genug, um mit Sicherheit Truppen darüber hinführen zu können, als in der Nacht vom 26. auf den 27. Dezember, in fürchterlicher Kälte, die Nordarmee auf der ganzen Linie von Nymegen bis Breda sich in Bewegung setzte. Im Mittelpunkte that General Dändels, indem er in

drei Kolonnen über die Maas ging, den Angriff auf den Bommeler Waard. Ohne eine Kanone mit sich nachzuführen, nur das Bajonet vor sich her, warfen die Franken, ungeachtet der furchtbaren Verschanzungen, womit das rechte Ufer des Flusses, die Dämme und Dörfer besetzt waren, die Truppen der Generalstaaten mit überflügelnder Schnelligkeit von der Insel zurück, nahmen Bommel ein, verfolgten sie bis über die Waal, machten 600 Mann derselben zu Gefangenen, und erbeuteten 60 Kanonen. Mit einer Kolonne von nicht mehr als drei Bataillonen griff General Osten links die Langestraat an, mitten auf dem Eise der Ueberschwemmungen nahm er die Forts und Redouten von Doveren, Kapelle und Waspyk hinweg.

Während dieß im Mittelpunkte der Fränkischen Nordarmee geschah, warf deren linker Flügel die Linien von Breda. General Bonneau fiel solche von vorn an, nahm 18 Kanonen, und machte 300 Gefangene. Zu gleicher Zeit umging sie General Lemaire im Rücken, erbeutete 12 Kanonen, und machte 600 Gefangene. Der rechte Flügel der Armee war gar nicht zum Gefechte gekommen. Inzwischen bezeichnete diesen Tag doch auch hier ein Ereigniß von Wichtigkeit — der Fall von Grave. Nach einer Blokade von mehr als 10 Wochen, und einem 24tägigen Bom-

bardement ergab sich diese Festung auf Kapitulazion, wornach die Besatzung kriegsgefangen ward. Dieser eine Tag ertrug den Franken 435 Kanonen, und nahe an 3000 Gefangene. Von nun an waren sie vollkommen Meister vom ganzen Laufe der Maas; auch fanden sie auf dem Bommeler Waard, und in der Langestraat Fütterung, woran sie bisher Mangel gelitten hatten, im Ueberfluß.

Ein doppelter Weg nach dem Grundsitze der Holländischen Macht und Reichthümer war nun für sie möglich. Während ihr rechter Flügel die Oesterreicher und Engländer im Gedränge hielt, konnten sie sich mit dem linken Flügel und auf dem Mittelpunkt durch Südholland über Rotterdam, den Haag, Leyden und Harlem nach Amsterdam ziehen; diesen Weg hatte einst Dümouriez sich vorgezeichnet. Aber Pichegru wählte einen andern, wobei er durch ein kühn kombinirtes und überraschend ausgeführtes Manöuvre die Oesterreicher und Engländer erst ganz auf die Seite schlug, die Holländer gänzlich abschnitt, und alles, was zwischen der Yssel und den Küsten der Nordsee sich befand, Personen, Güter, Magazine, Schiffe, u. s. w. durch die Schnelligkeit seines Marsches ertappte. Er ging den von den Truppen Ludwigs XIV. gewählten Weg über Utrecht.

Am 10. und 11. Jäner 1795 setzte sich nun auch der rechte Flügel der Nordarmee in Bewegung. Rechts gingen die Divisionen der Generale Moreau und Macdonald bei Nymegen und Rekerdam, mitten unter dem Feuer der feindlichen Batterien, in Fähren über die Waal, die hier nicht gefroren war. Lange leisteten ihnen die Alliirten überall den lebhaftesten Widerstand; dennoch wurden sie aus der Knodsenburg, den Dörfern Gent, Bommel und Elst, an welchem letztern Orte sie ein Lager von Erdhütten hatten, vertrieben. Auch über den Kanal von Panderen wurden sie zurückgedrückt, und die Brücke über solchen verbrannt. Links hatte zu gleicher Zeit General Winter die Alliirten aus Tiel zurückgeschlagen, und war bis Buren, jenseits des Lingeflusses vorgedrungen. Die Franken eroberten an diesen beiden Tagen 60 Kanonen.

Den 13. Jäner ergab sich ihnen die Festung Heusden, einer von den Schlüsseln Hollands, mit 75 Kanonen und 1500 Centnern Pulver, unter den nämlichen Bedingungen, wie Mastricht. Die Alliirten hatten sich hinter den Lek, vorzüglich in die Linien an der Grep, zurückgezogen. Aber auch in dieser Stellung konnten sie sich nicht behaupten; da die Franzosen den 16. zwischen Arnheim und Utrecht auch über den Lek setzten, so wurden sie nach einem blutigen Gefechte zum gänzli-

chen Rückzuge genöthigt, der so eilig geschah, daß sie in den Linien an der Grep 80 Kanonen und in Rhenen alle ihre Kranken zurückliessen, welche der Brittische General der Großmuth der Sieger empfahl. Die Engländer zogen sich hinter die Yssel nach Westphalen zurück. Die Oesterreicher vorerst in die Gegend von Emmerich und Doesburg. Die Holländische Armee, von den übrigen Alliirten ganz abgeschnitten, ging nun größtentheils zu den Franken über.

Am Abend des 16. Jäners begehrte und erhielt der Erbstatthalter von Holland in der Versammlung der Generalstaaten die Entlassung für seine beiden Söhne aus den Diensten der vereinten Niederlande. Am folgenden Tage legte er selbst für den itzigen Augenblick alle seine Kriegs- und Civilämter nieder, und reisete sogleich darauf nach Scheveningen ab, von wo aus er mit seiner Familie nach England überschiffte.

Bis zum 16. Jäner hatten die Franken ihre Fortschritte in den vereinten Niederlanden mit Blut erkaufen müssen: von nun an war ihr weiterer Zug in das Herz derselben nicht nur frei von allen Hindernissen, sondern ein wahrer Triumph. Den 17. rückte Pichegru in Utrecht und den 19. schon in der unermeßlichen Hauptstadt Hollands, in Amsterdam, ein. In einer Proklamazion an die Bataver

wurde nicht nur Ehrfurcht für das individuelle Eigenthum versprochen, sondern auch noch erklärt, daß die Franken als Freunde und Bundsgenossen des Batavischen Volkes eingerückt seyen. Und zum Schlusse hieß es: das Batavische Volk allein wird, indem es seiner Souverainität sich bedient, seine Regierungsform ändern oder modifiziren können.

Diese letzte Phrase war das Signal zu einer allgemeinen Revoluzion im ganzen Umfange der vereinten Niederlande. Sie verschafte den Franken unbedingtes Vertrauen, und Eroberungen, wozu sonst kaum eine Reihe von Jahren geführt haben würde. Berg op Zoom, das ihnen im Jahre 1747 10,000 Mann kostete; Gertruidenberg, welches Ludwig XIV. mitten in seinen Siegen aufhielt; Willemstadt, im Jahre 1793 die Grenze von Dümouriez Waffenglück; Gorkum, der Schlüssel zu den Schleussen; Vliessingen, eine von den drei Festungen, die Karl V. seinem Sohne Philipp II. aufs sorgfältigste zu erhalten rieth; Middelburg; die beiden Flotten im Texel und in Seeland; endlich die drei überrheinischen Provinzen, Friesland, Oberyssel und Gröningen, ergaben sich ihnen nun ohne allen Widerstand. Nur Seeland hatte einige Zögerung, und zum Theil auffallende Bedingnisse in seine Kapitulazion gebracht; aber bei der Wichtigkeit, vorzüglich dieß Land, wel-

ches zur See so sehr mit England zusammen hängt, schleunig zu besetzen, hatten die Franken sie bewilligt.

Auf solche Weise waren sie nun, in etwas mehr als einem Monate Meister aller Festungen der sieben vereinten Provinzen. Nichts von dem ganzen unermeßlichen Vorrath an Lebensmitteln in diesem Lande war ihnen entgangen; kein Schiff war bei ihrer Ankunft geflohen; den Engländern war von nun an ihr Hauptberührungspunkt mit dem festen Lande abgeschnitten; dagegen hatten die Franken sich den Zuwachs einer beträchtlichen Marine erworben.

Pichegru war am 3. März 1795 zum Obergeneral der Rhein- und Moselarmee ernannt worden, und sollte, wenn die Sambre- und Maasarmee unter Jourdan und die Nordarmee unter Moreau mit ihm gemeinschaftlich wirkten, dann das Generalkommando über alle führen. Er reisete daher um den Plan des bevorstehenden Feldzugs zu verabreden, nach Paris ab. Hier waren gerade die Parteien in dem größten Kampfe: die Terroristen wandten alles an, um ihre Freunde Barrere, Collot d'Herbois und Billaud Varennes, die angeklagt waren, zu retten, und erregten daher am 1. April einen Aufruhr. Der Vorwand war die Brodtheurung, dann aber stürmten sie den Konvent und for-

derten die Freisprechung obiger drei Personen. Aber als Abends 7 Uhr auf Befehl der Regierungsausschüsse der Generalmarsch in allen Sekzionen geschlagen wurde, versammelte sich die Nazionalgarde: Pichegru ward durch einen Schluß des Konvents zum Oberbefehlshaber derselben ernannt. Sein Muth und seine Thätigkeit stellte, von dem Eifer der Nazionalgarde unterstützt, die Ruhe bald wieder her; alle Truppen zerstreuten sich bei seiner Annäherung; die Empörer unterwarfen sich oder wurden entwaffnet. Zwei Täge später schien Paris gar nicht mehr dieselbe Stadt zu seyn.

Nun reisete Pichegru zur Armee ab, aber erst im September ging er über den Rhein; der Mittelpunkt und rechte Flügel seiner Armee besetzte am 20. desselben Mannheim, und hatte dadurch ein furchtbares Thor in das innere Deutschland gewonnen. Der linke Flügel, der schon seit langer Zeit Mainz blokirt hielt, stand daselbst in einem verschanzten Lager, woran schon seit Ende Oktobers 1794 gearbeitet worden war. Am 24. erfolgte ein allgemeiner Angriff der Franken auf beiden Ufern des Nekars, von dessen Erfolg das Schicksal Heidelbergs, der darin aufgehäuften Oesterreichischen Magazine, des Passes der Bergstrasse und der Nekarstrasse nach Heilbronn, das ist, die Kommunikazion zwischen

den beiden österreichischen Armeen und die Offenhaltung oder Abschneidung ihres Rückzugs, abhing. Der kaiserliche Feldmarschall-Lieutenant Quosdanovich traf alle mögliche Anstalten dagegen, und war so glücklich sie auf allen Punkten zu schlagen und zum eiligsten Rückzug zu bringen; ein Theil ihrer Infanterie wurde niedergehauen oder gefangen, die übrigen bis an den Neckar verfolgt, in dessen Fluthen viele ihr Grab fanden.

In der Nacht vom 28. auf den 29. Oktober machte der k. k. General-Feldmarschall Clerfait einen Ausfall auf die Fränkischen Linien um Mainz, mit der meisterhaftesten Anordnung und dem glänzendsten Erfolge. Die Linien wurden von den tapfern k. k. Truppen überstiegen; die Franzosen verloren 138 Kanonen, 1600 Mann fielen in feindliche Gefangenschaft, und die übrigen mußten sich in größter Verwirrung zurückziehen. Sobald General Pichegru von diesem fürchterlichen Schlage bei Mainz Nachricht erhielt, suchte er die dort zersprengten Truppen zu sammeln und zog mit seiner Armee zwischen dem Donnersberg und Worms an die Pfrim vor. Um ihn aus dieser Stellung zu verdrängen, und Mannheim auch auf der linken Rheinseite einzuschliessen, hatte General Wurmser einen Heerhaufen von 14 Batallionen Infanterie und 40 Eskadrons Kavallerie, unter dem Feldmarschall-Lieute-

nant Latour in den ersten Tagen des Novembers detaschirt, um unterhalb Worms über den Rhein zu gehen, und sich mit der Armee des Feldmarschalls Clerfait zu vereinigen.

Ungeheure Stürme, die gerade itzt mehrere Tage hindurch wütheten, verzögerten diese Vereinigung; erst am Abend des 9. Novembers erfolgte sie, und sogleich am folgenden Tage griff Clerfait die Franken auf ihrer ganzen Linie an der Pfrim an; der hartnäckigsten Gegenwehre ungeachtet mußten sie dem Ungestümme dieses Angriffs weichen. Mit dem Einbruch der Nacht zog sich Pichegru hinter den Eisbach, der durch Worms fließt, und von da in die Stellung von Türkheim und Neustadt zurück. Die Oesterreicher hatten an diesem Tage 500 Gefangene gemacht; am nächsten Morgen fanden sie Worms verlassen und lagerten sich nun auf dem rechten Ufer der Pfrim, zwischen Pfedersheim und Wakenheim. Aber noch hatten die Franken auf ihrem rechten Flügel die Posizion von Frankenthal, wurden aber endlich doch nach einem langen Gefechte durch den General Latour daraus vertrieben.

General Pichegru hielt sich indeß immer noch in der Stellung hinter dem Frankenthaler Bache, und hatte Oppau, Flomersheim, Weisenheim und Türkheim besetzt. Seine rechte Flanke ward durch den Friesenheimer

Wald und durch Sümpfe gedeckt; auf seine Fronte konnte man wegen des Frankenthaler Kanals, des Floß- und Fuchsbaches und der zwischen allen diesen Bächen liegenden Sümpfe und Tiefen, nicht anders als auf den Strassen gelangen, die zu den von ihm besetzten Orten führten: aber der Zugang zu diesen ward noch durch besonders dazu getroffene Maßregeln, vorzüglich durch Abbrechung aller Brücken erschwert; sein linker Flügel war durch Posten auf den vortheilhaftesten Punkten des Gebirgs gesichert. Doch entschloß sich Clerfait ihn hier anzugreifen, es galt itzt das Schicksal Mannheims: am 14. November geschah dieser Angriff und fiel ganz zum Vortheile der Kaiserlichen aus. Die Kanonade hatte mit grosser Lebhaftigkeit von beiden Seiten bis in die Nacht hinein gedauert, und noch stand Pichegru hinter dem Frankenthaler Bache. In der Nacht erst zog er sich hinter den Rehbach und noch vor Tage hinter den Speierbach zurück. Feldmarschall Clerfait rückte nun den 15. auf Mutterstadt und Hochdorf vor, während auf der rechten Flanke General Nauendorf in den Gebirgen, auf der Seite von Trippstadt und Oberst Elsnitz gegen Frankenstein vordrangen, und den 19. zusammen in Kaiserslautern eintrafen. Die Hinwegnahme dieses wichtigen Postens zwang nun den General Pichegru, sich von dem Speierbache hinweg in

die Linien der Queich, zwischen Germersheim und Landau zurückzuziehen. Am 21. ergab sich darauf Mannheim an den k. k. General Wurmser.

Am 10. Dezember that Pichegru auf der ganzen Länge seiner Linie, in der Ebene vor der Queich wie im Gebirge bei Trippstadt nnd Lautern, wüthende Angriffe auf die Oesterreicher. Schon hatten die Franzosen auf der einen Seite die Posten von Edighofen, Weyer, Roth, hinweggenommen, und waren am 11. und 12. auf der andern Seite bis an den Galgenberg bei Kaiserslautern vorgedrungen: allein hier hielt General Hotze sie durch seinen kühnen Muth auf, und sie mußten sich nun wieder zurückziehen; denn dieser Angriff sollte ein mit den Operazionen des Generals Jourdan kombinirtes Manöuvre seyn; und dieser letztere hatte sich der grundlosen Wege halber in der Nacht vom 12. Dezember ganz von der Nahe hinweg, an die Mosel zurückgezogen.

In dieser Jahrszeit, und bei fast ganz unwegsam gewordenen Strassen hatten die beiderseitigen Heere so viel gelitten, daß sie in hohem Grade der Ruhe bedurften; auch ward nun wirklich zum Erstaunen der Welt, die einen der blutigsten Winterfeldzüge erwartet hatte, in den letzten Tagen des Jahrs 1795 ein Waffenstillstand geschlossen, worin 10tägige Aufkündigung von Seite dessen, der ihn zuerst

würde brechen wollen, festgesetzt ward. Nach der darin bestimmten Demarkazionslinie sollten die Oesterreichischen Armeen ihre Posizion vom linken Rheinufer, längs dem Speierbache, über Neustadt bis Kaiserslautern, und von da über Kirn, Stromberg bis Dreyenkenhausen unterhalb Bingen haben.

Und hier endigt sich Pichegrus militärische Laufbahn. Das Vollziehungsdirektorium rief ihn von der Armee ab und bot ihm die Großbothschafters-Stelle in Stockholm an; aber da sich die Verhältnisse zwischen Frankreich und Schweden wölkten, so fand er es nicht für gut sie anzunehmen, sondern zog sich in den Schoos seiner Familie, auf ein Gütchen bei Besancon zurück, das nicht einmal sein eigen war. Aber im Jahre 1797 wurde er dieser Dunkelheit wieder entzogen, und von den Wahlbürgern des Jura-Departements zum Mitgliede des Rathes der 500 ernannt. Er reisete daher wieder nach Paris, und als er das erstemal im Versammlungssaale dieses Rathes erschien, erhoben sich alle Mitglieder aus Achtung für seine Person, und er ward einstimmig zum Präsidenten ernannt.

Während als er im Rathe der Jüngern saß, widersetzte er sich immer standhaft den widerrechtlichen Eingriffen des Direktoriums in die Konstituzion, und war stets von der

ge-

gemäßigten Partei, die ernstlich Friede und Eintracht in ihr Vaterland zurückkehren sehen wollte. Die drei Glieder des Direktoriums, Reubell, Barras und Reveillere-Lepaux, die dadurch ihre Projekte gehemmt fanden, suchten nun eine Gelegenheit, ihn und mehrere seiner Kollegen, die nicht von ihrer Partei waren, zu stürzen. Er wurde endlich von denselben eines heimlichen Einverständnisses mit den Emigranten, um das Königthum in Frankreich wieder einzuführen, beschuldigt, und ohne alle Beweise mit mehrern andern Gliedern beider Räthe u. s. f. in der Nacht vom 3. auf den 4. September 1797 arretirt, und übers Meer nach Cayenne abgeführt.

Er kam hier mit den übrigen verbannten Personen nach einer glücklichen Fahrt, am 11. November an, wo es ihm aber nicht erlaubt war zu bleiben, sondern man hatte ihn und seine Gesellschafter 30 französische Meilen tiefer ins Land, in eine Gegend gebracht, die man le France Equinoxiale nennt. Hier lebte er mitten unter einem Völkchen von halbwilden Negern, deren Gastfreundschaft man sehr rühmt, bis er endlich eine Gelegenheit fand aus seinem Exil zu entkommen, und nach England zu fliehen. Da ihm jedoch hier der Aufenthalt nicht gestattet wurde, so schiffte er nach Hamburg über, und lebt itzt unbekannt in Niederdeutschland.

Pichegru ist groß, von starkem, festem Körper, ohne darum fett zu seyn: mit einem Worte, zum Krieger gebaut. Sein Aeusseres ist ernst für den ersten Blick; aber es sänftigt sich bei der nähern Unterhaltung, und flößt das größte Zutrauen ein. Seine Höflichkeit ist nicht die der Etikette, zweideutig und arglistig: er ist gefällig mit der Offenheit eines ehrlichen Mannes, und gut von Natur, ohne Kunst. Wenn gleich nichts weniger als phlegmatisch von Natur, hält er doch stets ein kaltes wohl überlegtes Betragen. Der Umfang und die Vielseitigkeit seines Talents zeigte sich dadurch am auffallendsten, daß er fast mit gleichem Geschick und Muthe an der Spitze des Volkssenats stand und wirkte, wie vor der Fronte seiner Krieger. Mit einem Worte, man kann ihm seine Achtung, und den Namen eines grossen Mannes nicht versagen.

Custine.

Adam Philipp Graf von Custine war den 4. Februar 1740 zu Metz gebohren. Er widmete sich von seiner Jugend an schon dem Soldatenstande, und machte auch einen Theil des siebenjährigen Krieges als Offizier mit. Durch die Unterstützung des Herzogs von Choiseul erhielt er ein Dragonerregiment, welches er bis 1779 kommandirte. Um diese Zeit bestimmte der Hof das Regiment Saintonge nach Amerika, Custine tauschte mit dem Chef, und führte dieses Corps zur Hilfe der gegen England aufgestandenen Amerikaner.

Er zeigte hier, so wie durch sein ganzes Leben, einen unbeschränkten Ehrgeitz, und da er wußte, daß er als Oberst der Dragoner nicht anders zur Marschallswürde gelangen konnte, als nach der Reihe der Dienstjahre, so machte er sich von selben los, und ließ sich bei der Infanterie anstellen. Und in der That,

seine Hoffnung täuschte ihn nicht, bei seiner Rückkunft aus Amerika wurde er Feldmarschall, und übersprang also alle auf dem festen Lande zurückgebliebenen Obersten.

Während seines Aufenthalts in Amerika verursachte er durch sein grobes Betragen gegen den Hauptmann von seinem Regimente den Tod desselben; denn da dieser gefühlvolle Offizier keine Genugthuung hoffen konnte, so erschoß er sich. Custine wollte dann noch über diesen Tod scherzen, aber einige Freunde des Verstorbenen, unwillig über ein so schändliches Benehmen, rissen ihm die Epauletten ab, und würden sich noch ärger an ihm vergriffen haben, wenn nicht der Kommandant der Armee, Rochambeau, sich seiner endlich angenommen, und die Ruhe wieder hergestellt hätte.

Als die Generalstände zusammenberufen wurden, erschien er auch unter denselben, vermuthlich weil er grosse Besitzungen hatte; denn er war ohne alle andere Talente für diesen Posten, und konnte sich auch während dieser ganzen Laufbahue nie über die Rolle eines Ränkemachers erheben. Er beging 1789 viele Niedrigkeiten, um Kommandant des Bataillons vom Distrikt des petits Augustins zu werden. Um diese Zeit machten ihn auch Neid und Eifersucht zum Feinde des Generals la Fayette.

Später wurde er bei der Rheinarmee angestellt, war 1792 Kommandant von Landau, und nun öffnete sich für seinen Ehrgeiz ein weites Feld. Er überfiel nämlich mit 15,000 Mann den 30. September dieses Jahrs Speyer, das nur 3 Meilen von Landau entfernt, und von nicht vollen 4000 Mann vertheidigt war, und eroberte hier einen ungeheuren Vorrath von Früchten, den die Oesterreicher zum Gebrauche ihres in Frankreich eingerückten Heeres aufgehäuft hatten. Der Eindruck, den diese Ueberrumpelung von Speyer in den nahe liegenden Gegenden Deutschlands wirkte, war mehr Staunen als Schrecken. Man hielt die ganze Sache für einen schnell ausgeführten Glücksstreich, um so mehr, da Custine, sobald die Magazine in Speyer geleert waren, die Stadt wieder räumte, und sich näher gegen Landau hin bei Edisheim lagerte.

Aber kaum hatte er einige Tage hier verweilt, um die zur Ausführung seines weitern Planes nöthigen Verstärkungen an sich zu ziehen, als er plötzlich in zwei Abtheilungen, jede zu 12,000 Mann, erst im Vorüberzuge die Reichsstadt Worms besetzte, und dann vor Mainz erschien. Schon seiner Lage nach, und noch mehr durch so viele Werke der Kriegsbaukunst, womit es umgeben ist, steht Mainz unter den Festungen Deutschlands in der ersten Linie. Aber die Besatzung darin war

nicht stark genug für den grossen Umfang der Stadt; den meisten Bürgern graute mehr vor den Gefahren einer Belagerung, als vor einem Feinde, der sichs bis dahin zum Anliegen gemacht hatte, mit einer Ruhmredigkeit, die man damals, leider! weit umher für baare Wahrheit nahm, von nichts als Wiederherstellung der ursprünglichen Menschenrechte zu sprechen; auch waren bereits geheime Verständnisse in der Stadt eingeleitet, die deren baldige Uebergabe hoffen liessen.

Custine erkannte sehr wohl, was Mainz den Franken werth sey — eine so gewaltige Festung am Zusammenflusse des Mains und Rheins, von wo aus sie den ganzen für das westliche Deutschland so unermeßlich beträchtlichen Rheinhandel sperren, alle Zufuhr den Oesterreichern abschneiden konnten, und einen Festhaltungspunkt in Deutschland gewannen, der ein ganzes deutsches Kriegsheer lange Zeit beschäftigen, und mittlerweile von allen Anfällen gegen die Grenzen Frankreichs zurück halten mußte. Er setzte daher alle Belagerungskünste ins Spiel: er schmeichelte, er drohte. Es ward Kriegsrath gehalten; die Folge davon war — die Uebergabe von Mainz. Am dritten Tage, nachdem die Franzosen sich zuerst davor gezeigt hatten, zogen sie darin ein; der kurfürstliche Major vom Geniewesen Eikenmeier trat sogleich als Oberster in ihre Dienste.

Nach der Eroberung von Mainz schickte Custine gleich den folgenden Tag den General Neuwinger mit 4000 Mann nach Frankfurt ab. Diese durch die Güte ihrer Verfassung und durch ihren Handel blühende Reichsstadt nahm die Franzosen ohne Widerstand auf; denn da Mainz sich gleich ergab, wie konnte Frankfurt zaudern? Kaum war aber Neuwinger darin, so forderte er eine Brandschaƶung von 2 Millionen Gulden. Auch die ganze umliegende Gegend ward mit Streifereien heimgesucht; die kleine Bergfeste Königstein erobert; in Nauheim, einem heßischen Flecken, der ganze Vorrath von Salz auf mehr als 400 Wägen abgeführt. Weit herum blieb nichts, was dem Adel und der Geistlichkeit gehörte, verschont; unermeßliche Vorräthe von Frucht und Wein wurden nach Mainz zusammengebracht, und die ganze Gegend ward bis aufs Mark ausgesogen.

Nachdem Custine auf solche Art weit und breit herum alles in Schrecken gesetzt hatte, fing er an, im Tone des Eroberers zu sprechen. Er gab sich um diese Zeit die orientalisch-prächtige Titulatur: Wir Adam Philipp Custine, Französischer Bürger, erster kommandirender General der Armeen der Französischen Republik, am obern und niedern Rhein, im Mittelpunkt des Reichs, und in Deutschland. Er schrieb an den Landgrafen von Hes-

sen-Cassel einen Fehdebrief, wie man ihn eher von einem Hunnen- als von einem Franken-General hätte erwarten können. Er betrachtete sich als das rächende Werkzeug Gottes, das den jüngsten Tag über alle Herrscher, und den Tag der Erlösung für alle Völker bringe. Aber während er alle Zeitungen mit Proklamazionen dieser Art füllte, hatten die Preussen, nachdem sie von den Beschwerden ihres Feldzugs in Champagne sich wieder erholt hatten, bei Koblenz über den Rhein gesetzt, um sich dem weitern Vordringen der Franzosen entgegen zu werfen: mit ihnen vereinigte sich das Heer des Landgrafen von Hessen-Cassel.

Nach einigen Gefechten ward Custine, der bis dahin bis an die Lahn geherrscht hatte, nach Höchst, zwei Stunden von Frankfurt, zurückgedrückt. In Frankfurt selbst ließ er den General van Helden mit einer Besatzung von 1600 Mann, weit zu wenig, um sich in einer so grossen Stadt gegen äussere Feinde und innere Komplotte festhalten zu können. Schon war den 28. November van Helden von dem Preußischen General, Grafen Kalkreuth, zur Uebergabe aufgefordert worden; allein er antwortete: er würde sich vertheidigen. Custine wußte, daß die Gefahr, worin die Besatzung in Frankfurt sich befand, nahe und dringend war; er wußte, daß 1600 Mann,

die nicht mehr als 6 Feldstücke haben, unmöglich einem überlegenen Angriff bei dem weiten Umfange der Stadt widerstehen können, und doch, als er den 29. November selbst nach Frankfurt kam, ertheilte er van Helden, ohne ihm eine Verstärkung zuzuführen, den Befehl, sich bis aufs Aeusserste zu wehren.

Den 2. Dezember rückten die Preussen und Hessen wirklich in zwei Heerhaufen gegen die Stadt an. Anderthalb Stunden lang vertheidigten sich die Franken von dem Walle herab mit kleinem Gewehrfeuer sehr lebhaft. Endlich sahen sich die Deutschen genöthigt, ungeachtet sie die Stadt gerne geschont hätten, selbe mit Haubizgrenaden und Mörsern zu beschiessen. Noch gaben die Franken nicht nach; allein während dem war das neue Thor, welches sie ihrer geringen Anzahl wegen nur schwach hatten besetzen können, mit Beihilfe fremder Handwerksbursche gesprengt, und die Zugbrücke niedergelassen worden. Nun stürzten die Deutschen in gedrängten Haufen in die Stadt; viele Nazionalgarden wurden, da sie sich nicht ergeben wollten, niedergemacht, alle übrigen und der General van Helden selbst gefangen genommen.

Custine hatte zwar während des Angriffs auf Frankfurt, um der Besatzung zu Hilfe zu kommen, ein starkes Truppenkorps bis Bokenheim vorrücken lassen; aber nach einer nichts

bedeutenden Kanonade zog er sich wieder in die Verschanzungen von Höchst, wo sein Hauptlager stand, zurück. Die gegenseitigen Angriffe dauerten nun ununterbrochen fort, bis die Franken zuletzt in die Gegend von Cassel, einer Art Vorstadt von Mainz, auf dem rechten Rheinufer, an dem Zusammenflusse des Rheins und Mains zurückgedrängt wurden.

Im März 1793 begann der zweite Feldzug, und da nun Preussen und Oesterreicher gegen Custine anrückten, so blieb ihm, da er mit der französischen Hauptarmee bei Kreuzenach stand, wenn er nicht in beiden Flanken umgangen, und mit seinem ganzen Heere gefangen werden wollte, nichts als der eiligste Rückzug übrig. In Mainz hatte er eine Besatzung von 23,000 Mann gelassen. Er selbst aber lagerte sich auf dem Geisberge bei Weissenburg, wo er täglich neue Truppen an sich zog, die Besatzung von Landau, mit welcher Festung ihm die Verbindung noch offen war, verstärkte, und die Linien an der Lauter in furchtbaren Stand herstellen ließ.

Da er unter allen Feldherren der Republik um diese Zeit für den galt, dessen Erfahrung und Kriegstalenten man am sichersten vertrauen konnte, so wurde er im Juni zum General en Chef der Nordarmee ernannt, weil der vorige Anführer derselben, General Dampierre in einem Treffen geblieben war. Ver-

gebens hatte Custine vorgeschützt, daß er hier, wo er Gegend und Armee schon kenne, weit nützlichere Dienste zu leisten vermöge, als im Norden, wo er beides erst mit vielem Zeitverluste würde studiren müssen. Man ließ seine Gründe nicht gelten, und er mußte zu seinem neuen Posten abgehen. Hier nun, statt den beängstigten Festungen Conde und Valenciennes zu Hilfe zu kommen, verschanzte er sich am Zusammenflusse der Tense und Schelde. Conde und Valenciennes ergaben sich bald darauf den Kaiserlichen, auch Mainz eroberten die Preussen.

Nun verlor Custine auf einmal allen Kredit, und da er ohnehin Feinde hatte, auch von seinen Soldaten nicht geliebt wurde, so ward er für einen Verräther erklärt, und vor das Pariser Revoluzionstribunal gefordert. Hier begann, nach der damals gewöhnlichen tumultuarischen Verfahrungsart dieses Gerichts, ein kurzer Prozeß, und Custine wurde schon am 28. August 1793 durch die Guillotine hingerichtet. Er zeigte eine ausserordentliche Feigheit bei seiner Hinrichtung, sein Sohn aber, der Adjutant bei ihm war, und später auch guillotinirt wurde, starb mit grossem Muthe.

Moreau.

Victor Moreau ist 1763 zu Morlaix in Nieder-Bretagne gebohren. Sein Vater war ein äusserst rechtschaffener, uneigennütziger Mann; man nannte ihn gemeiniglich den Vater der Armen, und hatte so viel Zutrauen in seine Ehrlichkeit, daß beim Ausbruche der Revoluzion der Adel in seiner Gegend ihm alle Schätze und Sachen von Werth anvertraute. Dieß trug aber leider! nicht wenig bei, ihn unter der tyrannischen Regierung Robespierres aufs Schaffot zu bringen. Er wurde zu Brest guillotiniret, und das Volk, Zeuge seiner Hinrichtung, weinte bittere Thränen um ihn.

Der junge Moreau hatte von Jugend an schon eine grosse Neigung zum Soldatenstande, und trat in seinem 18. Jahre in denselben. Sein Vater, der dieß für einen Jugendstreich hielt, kaufte ihn los und befahl ihm seine Studien fortzusetzen: es sey nun daß ihm das Studium der Rechte unangenehm war

oder daß ihn seine grosse Vorliebe für das Militär anzog, genug er ließ sich neuerdings enrolliren. Sein Vater wollte ihm nun die Bitterkeiten dieses von ihm selbst gewählten Lebens fühlen lassen; aber nach vier Monaten baten seine Freunde dringend, ja seinen Sohn nicht länger unter den Soldaten zu lassen, damit er doch die Früchte seiner ersten Erziehung nicht verlöre. Ein Mensch, der nicht vom Adel war, hatte vor der Revoluzion wenig Hoffnung beim Militär vorzurücken, daher wurde der junge Moreau wahrscheinlich bewogen zum Studium der Rechte zurückzukehren, und dem Beispiele seines Vaters, der ein berühmter Advokat war, zu folgen.

Beim Ausbruche der Revoluzion zeichnete er sich durch seine Vertheidigung des dritten Standes sogleich vortheilhaft aus, wußte sich aber dabei stäts so zu mäßigen, daß sogar die Andersgesinnten ihm ihre Achtung nicht versagen konnten. Als nun die Nazionalgarden errichtet wurden, ernannte man ihn zum Bataillons-Kommandanten. Diese Stelle gab ihm itzt Gelegenheit sich ganz seinem Hange für den Krieg zu überlassen, weßwegen er auch das trockne und peinliche Studium der Rechte verließ, und sich mit solchem Eifer auf jenes der Taktik und der militärischen Details verlegte, daß er nach drei Monaten im Stande war, dem Kommando, das man ihm anver-

traut hatte, vollommen vorzustehen. Moreau war so überzeugt von seinen militärischen Fähigkeiten, daß man ihn um diese Zeit öfters sagen hörte: Ich werde bald General bei der Armee seyn. Und in der That, er arbeitete mit so vielem Fortgang um seinen Zweck zu erreichen, daß sein Muth und seine Fähigkeiten nicht lange unbemerkt blieben, besonders als er unter Pichegrus Befehlen stand.

Er sah sich daher 1794 zum Divisions-General der Nordarmee erhoben und führte die Belagerung von Ypern an, welches sich nach einem 12tägigen Bombardement mit 100 Kanonen und einer Besatzung von 6000 Mann am 17. Juni ergab. Dann rückte er in Holländisch-Flandern ein und eroberte am 28. Juli die Insel Cadsand mit 70 Kanonen, und nach 21tägiger Belagerung auch die Festung Sluis mit 152 Kanonen und 2000 Mann Besatzung. Da nach dem Treffen bei Boxtel Pichegru erkrankte, so wurde Moreau General en Chef der Nordarmee, und eroberte im März 1795 das feste Schloß Bentheim mit 10 Kanonen, 12 Haubizen und 160 Gefangenen: hatte aber sonst keine Gelegenheit mehr sich in diesem Jahee auszuzeichnen.

Im folgenden Jahre 1796 wurde er General en Chef der Rheinarmee, und hier eröffnete sich ihm die glänzendste Laufbahn. In der Nacht vom 23. auf den 24. Juni

setzte er über den Rhein, stürmte Kehl und eroberte es, die Schwäbischen Truppen verloren dabei 700 Mann und 12 Kanonen. Der General von Stain, welcher die Schwäbischen Truppen kommandirte, suchte nun durch eine geschickte Posizion dem Feinde das Kinzinger Thal zu versperren, weil ihm dieser Paß den Eintritt in das Herz von Schwaben geöffnet haben würde. Die Franzosen, durch ihre Anzahl nun kühn gemacht, rückten indeß auf einer andern Seite immer weiter vor, und lieferten am 28. Juni die Schlacht bei Renchen, wo die Kaiserlichen über 1500 Mann verloren und sich eiligst zurückziehen mußten.

Das Hauptaugenmerk der Franken war auf den Kniebis geheftet, weil ihnen dieser Paß den Haupteingang in das Innere von Schwaben öffnete. Man traf daher von Seite der Deutschen alle Anstalten um diesen von der Natur selbst befestigten Platz in Vertheidigungsstand zu setzen: allein die Franken kletterten über die steilsten Felsen und Abhänge empor, stürmten die Hauptschanze auf dem Roßbühle, und sahen sich schon am 9. Juli im Besitze dieses so vortheilhaften Postens.

Die Franken, die nun bis auf 70,000 Mann angewachsen waren, wollten den Kaiserlichen, bevor sie noch Verstärkungen erhielten, eine entscheidende Schlacht liefern, und

griffen sie daher am 5. Juli bei Gernspach an. Beide Theile fochten mit rasendem Muthe, doch mußten endlich die Kaiserlichen der grossen Anzahl weichen; zogen sich aber in der größten Ordnung zurück. An dem Abend dieses unglücklichen Tages, als die Murg schon verloren war, kam der Erzherzog Karl, der nun, nachdem Wurmser nach Italien abgegangen war, beide Rheinarmeen kommandirte, in dem Lager bei Durmersheim an, und zog alle möglichen Verstärkungstruppen an sich, um den Feind am 10. Juli anzugreifen, und ihm die bei Rastadt errungenen Vortheile wieder zu entreissen. Aber schon am 9. griffen die Franken auf allen Punkten an, und obwohl der linke Flügel derselben vom Erzherzog Karl geschlagen wurde, so mußte er sich doch zurückziehen, weil ihr rechter Flügel gesiegt hatte.

Mit dem Anbruche des folgenden Tages begann die Retirade: die ganze kaiserl. Armee marschirte in 3 Kolonnen ab, ohne vom Feinde beunruhigt zu werden, und lagerte sich hinter Pforzheim; am 17. Juli zog sie sich gegen Stuttgart und am 18. besetzten schon die Franken diese Stadt. Am 21. griff Moreau schon wieder die Kaiserlichen an, und nach einem der hartnäckigsten Gefechte machte er sich zum Meister der linken Seite des Neckars, und

nun zog sich Erzherzog Karl gegen Nördlingen und Donauwörth zurück, wo er am 13. August ankam, nachdem er noch vorher den Franken viele Gefechte geliefert hatte. Der Mittelpunkt der Armee Moreaus drang nun in schnellen Schritten über Dillingen und Zusmarshausen vor, und rückte am 23. in Augsburg ein; nachdem sich der kaiserl. General Latour über den Lech gezogen und auf den Anhöhen von Friedberg gelagert hatte.

Moreau ließ seine Truppen nur einen Tag rasten, und griff am 24. wieder die Kaiserlichen an. Muthig sprang die Infanterie ins Wasser und ungeachtet viele ertranken oder erschossen wurden, so erreichten doch die andern das Ufer, vertrieben die daselbst stehenden Oesterreicher, und machten es möglich, daß die Brücke vor Friedberg und Lechhausen hergestellt, die Armee übergesetzt und die Kaiserlichen genöthiget wurden sich mit einem Verluste von 12 Kanonen, 1500 Gefangenen und 400 Todten hinter Friedberg zurückzuziehen.

Während dieser Zeit hatte Erzherzog Karl einen Plan entworfen, der des größten Feldherrn würdig war. Er zielte auf nichts geringeres als durch eine plötzliche Schwenkung von Moreau wegzuweichen, dem General Jourdan in die Flanke zu fallen, diesen mit

aller Macht zurückzutreiben, und jenen abgeschnitten von seinem Vaterlande und aller Hilfe, gänzlich zu Grund zu richten. Durch Schnelligkeit wurde dieser Plan gegen Jourdan glücklich ausgeführt, denn am 22. August erlitt derselbe die erste Niederlage bei Teiningen in der baierschen Pfalz, und 14 Tage nachher hatte er mit seiner Armee, die in wilder Eile zurückfloh, schon Frankfurt wieder im Rücken.

General Moreau bildete um diese Zeit mit seiner Armee eine Linie, welche sich von Neuburg an der Donau über Schrobenhausen und Pfaffenhofen bis nach Dachau erstreckte. Da er gar nicht daran zweifelte daß sich Jourdan bald wieder von seinem erlittenen Verluste erholen würde, so rückte er immer weiter vor, besetzte die Hauptstadt Baierns München, vertrieb die Kaiserlichen von Geissenfeld und verpflanzte sein Hauptquartier bis nach Wohnzach. Doch konnten ihm die Gefahren dieses Vorrückens nicht lange verborgen bleiben. Er sah plötzlich allen Zusammenhang mit der Sambre- und Maasarmee abgeschnitten, und befand sich in dem mißlichen Falle, nicht mehr für die Eroberung neuen Landes, sondern für die Sicherheit seines Heeres sorgen zu müssen.

Er hatte dem General Dessaix den Auftrag gegeben mit 10,000 Mann bey Neuburg

über die Donau zu gehen, um auf der Strasse nach Nürnberg den Erzherzog aufzusuchen und zu beunruhigen; allein dieser hatte die Sambrearmee schon zu weit zurückgetrieben, als daß von dieser Seite etwas für sie hätte gethan werden können: Dessaix zog sich daher wieder nach Neuburg zurück. Unter diesen Umständen blieb Moreau nichts weiter übrig als ein gänzlicher Rückzug: derselbe wurde in der Nacht vom 19. auf den 20. September angetreten. Der Mittelpunkt und der rechte Flügel gingen bei Augsburg, der linke aber bei Rain über den Lech.

Und von diesem Tage an fielen bald grössere bald kleinere Gefechte zwischen den Franken und den Kaiserlichen vor: erstere wollten ihren Weg gegen den Neckar nehmen, um so auf dem kürzesten Wege nach Kehl zurückzukehren, allein er wurde ihnen von den letzteren versperrt, und es blieb den Franken nun nichts übrig als über den Schwarzwald zurückzugehen, welches zwar mit sehr vielen Schwierigkeiten verbunden war, aber ihnen doch nach vielen Gefechten glücklich gelang. Moreau glaubte nun sich noch auf dem dießseitigen Ufer des Rheins halten zu können, aber er wurde vom Erzherzog Karl mehrere Tage nacheinander immer angegriffen, und da am 24. Oktober nach dem hartnäckigsten aber

nichts entscheidenden Treffen bei Schlingen der kaiserliche General Nauendorf die engen Pässe von Kandern erstürmte, so mußte er befürchten daß ihm der Rückzug abgeschnitten würde, und gab daher seinen Truppen Befehl aufzubrechen, welche auch in der größten Ordnung über die Brücke bei Hüningen wieder auf ihren vaterländischen Boden hinüberzogen.

So hatte also der General Moreau eines der größten Meisterstücke der Kriegskunst vollendet, die drohendsten Gefahren überwunden, und sich am Ende seiner Laufbahn, auf der man ihm nichts als Untergang und Verderben weissagte, so furchtbar gemacht, daß nicht mehr die Rede davon war ihn bloß zu schlagen, sondern sich auch seiner zu erwehren. Sein Heer behauptete stäts denselben Muth unter täglichen Gefechten und unter den schrecklichsten Mühseligkeiten, die besonders auf dem Zuge über den Schwarzwald wegen der rauhen Herbstwitterung und der grundlosen Wege den höchsten Grad erreichten. Und es ist volle Wahrheit, was der Bericht des Direktoriums bei dieser Gelegenheit sagte: „Dieser merkwürdige Rückzug wird von der Nachwelt in die Reihe der schönsten Kriegsoperazionen gesetzt werden, die je in einem Lande vollbracht wurden. Er bedeckt die Rhein- und Moselarmee und ihren bescheide-

nen General mit ewigem Ruhme." Nur Schade! daß dieser Ruhm auf der einen Seite durch die unzähligen, barbarischen, räuberischen, muthwilligen und treulosen Thaten, womit dieses Heer gegen den friedlichen Bürger und Landmann auf seinem Rückzuge rasete, so sehr verdunkelt wird.

Als General Moreau mit seiner Armee über den Rhein zurückgegangen war, hatte er auf dem dießseitigen Ufer nur noch den Brückenkopf von Hüningen und die Festung Kehl besetzt: beide wurden ihm aber endlich nach blutigen Belagerungen entrissen, und zwar ergab sich Kehl am 9. Jäner 1797 und der Brückenkopf am 5. Februar. Und nun erst konnten die Kaiserl. Truppen sich in ihren Winterquartieren ungestört der Ruhe überlassen, der sie so sehr bedurften. Zugleich konnte auch die Verstärkung, welche der Armee in Italien zugedacht war, vom Rheinstrome aufbrechen.

In der Mitte des Aprils 1797 kam Moreau wieder aus Paris zurück, wo er mit dem Direktorium den Plan zu seiner neuen Unternehmung verabredet hatte; und nun traf er gleich die nöthigen Anstalten, den Feldzug wieder jenseits des Rheins zu eröffnen, welches ihm um so leichter war, da der ihm gegenüberstehende k. k. Feldmarschall-Lieutenant Starray mit einem nur 15,000 Mann star-

ken Korps einen sehr ausgedehnten Kordon zu bilden hatte, und der Rhein wegen der langen trockenen Witterung sehr tief gefallen war. In der Nacht vom 19. auf den 20. setzte Moreau wirklich mit 40 Bataillons in der Gegend von Dersheim über den Rhein, und ungeachtet die Kaiserlichen alles anwandten um ihn in den Rhein zurückzuwerfen, so waren sie doch zu schwach es auszuführen, und mußten sich, nachdem auch am andern Tage das Gefecht unglücklich ausfiel, bis hinter Offenburg zurückziehen. Die Gefechte waren so mörderisch, daß auf beiden Seiten mehrere Offiziere blieben und verwundet wurden.

Alles war nun wieder in banger Furcht und das Flüchten allgemeiner als das Jahr zuvor: aber plötzlich wandelten sich diese peinigenden Empfindungen in die zügelloseste Freude um. Der kaiserl. Oberstlieutenant von Hark und der französ. Generaladjutant Leclerc kamen miteinander bei den Armeen am Oberrhein an und verkündigten die frohe Neuigkeit, daß am 18. April die Friedenspräliminarien zu Goes unweit Leoben unterzeichnet worden seyen, worauf sogleich allen weitern Feindseligkeiten ein Ende gemacht wurde.

Moreau galt für einen Freund Pichegrus: da er nun merkte daß sich über denselben ein Ungewitter erhob und er dadurch ebenfalls in Verdacht gerathen könnte, so schickte

er am 2. September 1797 ein Paket Schriften in Chiffern, das er unlängst in seine Hände bekommen hatte, an den Direktor Barthelemy mit der Anzeige, daß er vermuthe diese Papiere machten Pichegru verdächtig. Barthelemy war unterdessen schon gestürzt, und so wie Pichegru nach Cayenne abgeführet worden; die übrigen drei Direktoren, denen dieß Paket daher in die Hände kam, riefen nun Moreau nach Paris um weitere Auskunft über selbes zu geben: es wurde aber davon nichts bekannt, sondern bloß Moreau seines Kommando enthoben. Er lebte seit dieser Zeit als Privatmann in zurückgezogener Einsamkeit, bis er endlich im Jahre 1798 durch einen Beschluß des Direktoriums vom 15. September zum Generalinspektor bei der Armee in Italien ernannt wurde, wohin er auch nach einigen Tagen abging. Nach den neuesten Berichten soll er vom Direktorium wieder nach Paris als Mitglied des neuen Militär-Büreau berufen seyn.

Zum Schlusse möge noch eine Anekdote von ihm stehen, die ihm nicht weniger Ehre macht als seine kriegerischen Unternehmungen: Sein tugendhafter Vater, bevor er guillotinirt wurde, machte ein Testament, in welchem er seinem Sohne rieth, ein Mädchen, das er ihm nannte, zu heurathen; Moreau, ein eben so gehorsamer Sohn als tapferer

General, verließ die Armee, sobald es seine Pflicht gestattete, kam nach Morlaix, weinte Thränen am Grabe seines Vaters, und heurathete das liebenswürdige Mädchen, das ihm derselbe empfohlen hatte.

Uebrigens verschaften ihm die Disziplin, die er unter den Truppen hielt, und die Menschlichkeit, die er gegen die Besiegten bewies, ausser dem Ruhme eines grossen Generals, auch das Lob eines rechtschaffenen Mannes.

Hoche.

Lazarus Hoche war den 24. Juni 1768 zu Montreuil, einer Vorstadt von Versailles gebohren, und kostete seiner Mutter das Leben. Sein Vater, der noch lebt, war Stallknecht, und konnte daher seinem Sohne keine Erziehung geben; aber eine seiner Tanten nahm sich um ihn an, schickte ihn in die Schule, und ließ ihm lesen und schreiben lernen. Hier zeichnete er sich immer vor seinen Mitschülern aus, und wurde vom Pfarrer von St. Germain, der seine Fähigkeiten bemerkt hatte, zum Chorknaben angenommen.

In seiner zartesten Jugend übte er sich schon, von allem den Grund anzugeben; er fragte ältere Personen mit Neugierde aus, und achtete auf ihre Antworten mit Begierde; oft setzte er sie durch seine sehr feinen Antworten in Verlegenheit. Dieser Eifer sich fragend zu unterrichten, hatte einen kleinen Schwätzer aus ihm gemacht. Aber seine kindische Ge-

schwätzigkeit hatte einen liebenswürdigen sanften Charakter, die ihm die Zudringlichkeit selbst angenehm machte. Bei Annäherung der Jünglingsjahre sahe man eine sonderbare Aenderung in ihm vorgehen. Er fing an weniger zu sprechen, und bald sprach er gar nicht mehr. Er ward still und nachsinnend, der scharfe Beobachter hätte schon damals einen jungen verständigen Menschen, den Grundzug seines nachmaligen besonnenen Charakters wahrnehmen können.

So wie er an Alter und Kräften wuchs, wuchsen auch seine Bedürfnisse. Er ward für die gute Tante eine zu schwere Last; seine Delikatesse litt darunter ehe es die Tante gewahr wurde. Er will seinen Unterhalt selbst gewinnen, es kümmert ihn wenig, wie das geschehe; in seinen Augen ist kein Gewerbe erniedrigend, das Brod für Arbeit gewährt. Er geht als überzähliger Reitknecht in den königlichen Stall zu Versailles.

In seinem 16. Jahre trat er endlich in den Soldatenstand unter die Französischen Garden: hier sparte er von seinem Solde, und verrichtete in den Freistunden allerlei Handarbeiten, welche etwas Geld eintrugen, um dafür Bücher lesen zu können. Und in der That, er verdankte den größten Theil seiner Bildung sich selbst! Bald nach dem Ausbruche der Revoluzion wurde er Lieutenant beim Regiment

Rouergue, und im Juni 1792 ging er zu demselben nach Thionville, wo es in Garnison lag. Später kam er unter Dümouriez, und war beim Zurückzuge desselben, als er von Coburg so gedrängt wurde. Wie Dümouriez die Armee eiligst verlassen mußte, wurde Hoche nach Paris gesandt, um dem exekutiven Rathe deßwegen Auskunft und Vorschläge zu geben. Zur Belohnung wurde er Generaladjutant.

Hierauf kam er unter Houchards Befehle nach Dünkirchen, und zeichnete sich bei allen Ausfällen so vortheilhaft aus, daß er zum Brigadechef erhoben wurde. Nicht lange bekleidete er noch diesen Posten, als er schon zu Ende Oktobers 1793 zum General en Chef der Moselarmee ernannt wurde. Hier zeigte er sich in Verbindung mit Pichegru äusserst thätig, um den Oesterreichern ihre Besitzungen im Elsaß wieder zu entreissen, welches ihm nur zu gut gelang. Die Franken ermüdeten durch ihre täglichen Angriffe die Kaiserlichen immer mehr, und drangen den 22. Dezember bei Freschweiler durch. Wurmser mußte sich nun auf die Höhen von Weissenburg, und von da, weil er zu schwach war, der grossen Anzahl der Feinde zu widerstehen, am letzten Tage des Jahrs über den Rhein zurückziehen, und Landau ward entsetzt.

Am 6. Jäner 1794 rückte Hoche in Worms ein, und am 30. forderte er Mannheim auf; zog sich aber fast in demselben Augenblicke von dieser Festung und von Worms an das Gebirg zurück. Um diese Zeit lernte er in Thionville die Tochter des Magazinverwalters Dechaux, ein schönes Mädchen von 15 Jahren kennen, und heirathete sie bald darauf. Im März dieses Jahrs erhielt er das Kommando der Italienischen Armee, er ging zu derselben ab, wurde aber sogleich bei seiner Ankunft in Nizza am 1. April arretirt, und nach Paris abgeführt, wo er sicher noch hätte die Guillotine besteigen müssen, wenn nicht Robespierre und St. Just, welcher letztere sein Feind war, am 28. Juli wären hingerichtet worden. So kam er endlich im September dieses Jahres wieder los, und es wurde ihm das Kommando der Küstenarmee von Brest anvertraut.

Hier that er alles, um die Ruhe in diesen von den Royalisten und Republikanern wechselseitig ganz verheerten Gegenden herzustellen. Er führte unter seinen Soldaten eine strengere Disziplin ein, und behandelte dagegen die Einwohner mit Milde. Es erfolgte nun eine Aussöhnung zwischen den Chouans und den Republikanern zu la Mabilais; aber sie war von keiner Seite aufrichtig, und als Hoche unter den Chouans immer verdächtige

Bewegungen bemerkte, so ließ er am 28. Mai 1795 acht Hauptchefs derselben arretiren. Nun brach der Krieg neuerdings los, und der König von England, der die Chouans schon lange unterstützte, sandte ihnen unter dem Generale Grafen von Puisaye auf mehrern Schiffen viele Tausende von Französischen Emigranten und Gefangenen, die sich in England aufhielten, zu Hilfe, und sie landeten am 28. Juni glücklich in der Bai von Quiberon.

Hoche hatte kaum ihre Ankunft erfahren, als er gleich alles in Bewegung setzte, um sie wieder von Französischem Boden zu vertreiben. In der Nacht vom 20. auf den 21. Juli brachen die republikanischen Truppen, zusammen 2000 Mann — denn nicht die Zahl, nur das Kühne und Ueberraschende des Angriffs, verbunden mit den geheimen Einverständnissen in den Korps der Ausgewanderten, mußten entscheiden — aus dem Lager von St. Barbe auf. Ungeachtet es sehr stark regnete, die Nacht eine der finstersten war, und auf der weiten Sandfläche die Soldaten sich verirrten, so brachte sie Hoche doch alle wieder in Ordnung, und kaum graute der Morgen, als die kleine republikanische Armee schon vor dem Fort Penthievre stand. Hier war sie von vorn dem Donner der Batterien des Forts, auf den Flanken aber dem Feuer der Englischen Fregatten ausgesetzt, und wollte schon zurück-

weichen, als mit einemmale der Ruf erscholl: eine Kolonne habe durchgedrungen, und sich des Forts bemächtigt; und man schon von diesem die dreifarbige Fahne herabwehen sah.

Schrecken des Todes und endlose Verwirrung kamen nun unter die Ausgewanderten. Hoche ließ den Feind allenthalben verfolgen: 5 Regimenter, die erst Tags zuvor ausgeschifft worden waren, so wie die Chouans, suchten noch Widerstand zu leisten, und sich wieder einzuschiffen; aber alsbald ließ Hoche zwei Kolonnen gegen sie marschiren, und durch 2 Kanonen das weitere Einschiffen hemmen. Alles, was Quiberon von Emigranten und Chouans in sich faßte, stand itzt auf einem Felsen am Meerufer, an der äussersten Spitze der Halbinsel, von allen Seiten umzingelt, und streckte im Angesichte des englischen Geschwaders von 154 Segeln das Gewehr. Unermeßlich war die auf Quiberon gemachte Beute. Man sah nichts als Ballen, Fässer, Kisten voll Mehl, Zucker, Kaffee, Kleidungen, Waffen aller Art; kaum reichten 4000 Fuhren hin, um allen Vorrath wegzuführen.

Als späterhin die neue Konstituzion in Frankreich eingeführt, und das vollziehende Direktorium in Thätigkeit kam, so befolgte selbes den Plan Hoches, und vereinigte die Küstenarmeen in eine unter seinen Befehlen, und trug ihm das schwere Geschäft auf, end-

sich einmal die Vendee ganz zu beruhigen. Und es gelang ihm nach vielen Schwierigkeiten glücklich, die Anführer der Chouans alle gefangen zu nehmen, und so gegen die Mitte des Jahres 1796 die Ruhe in diesen Gegenden ganz wieder herzustellen.

Hoche ging schon seit mehreren Jahren mit dem Projekte um, eine Landung in England zu wagen, um dieses Land zum Frieden zu zwingen; aber es wurde nie von der Regierung begnehmigt. Nun aber glaubte das Direktorium, wäre es Zeit, selbes auszuführen, und ernannte den General Hoche zum Anführer dieser Expedizion. Er reisete nach Brest ab, um die Anstalten zu beschleunigen, hatte aber da mit tausend Hindernissen zu kämpfen, da kein Geld vorräthig war, die Matrosen des rückständigen Soldes wegen äusserst mißvergnügt waren, und überhaupt alles im schlechtesten Stande sich befand. Endlich am 15. Dezember 1796 war die Flotte zum Auslaufen fertig, Hoche ging zu Schiff, und segelte mit dem günstigsten Winde ab; aber durch Stürme wurde diese Flotte bald getrennt, einige Schiffe kamen an die Küsten Irrlands, trauten sich aber nicht zu landen, und segelten wieder zurück. Als daher Hoche später hinkam, und Niemand fand, so war er genöthigt, ein gleiches zu thun, und kam ein Monat nach seiner Ab-

fahrt, ohne im mindesten seinen Zweck erreicht zu haben, wieder in Brest an, nachdem er noch zuvor mit den größten Hindernissen auf der See zu kämpfen gehabt hatte.

Nun ernannte ihn das Direktorium zum Obergeneral der Sambre- und Maasarmee, bey welcher er im Anfange des Februars 1797 eintraf. Er hatte viel zu thun, ehe er diese Armee, die durch ihren vorjährigen Rückzug soviel gelitten hatte, wieder in guten Stand brachte. Am 13. April kündigte er endlich den Waffenstillstand auf, und am 18. griff er die Kaiserlichen bei Neuwied an, diese zu schwach, mußten weichen, und mehrere Gefangene und Kanonen zurücklassen. Er war eben weiter im Vorrücken begriffen, als er am 23. Nachricht von den zu Leoben geschlossenen Friedenspräliminarien erhielt, und also auch hier allen Feindseligkeiten ein Ende gemacht wurde.

Itzt dachte Hoche neuerdings an eine Landung in Irrland. Am 22. Juni ging er von Coblenz nach Holland ab, und gab mehreren Truppen Befehl zum Marsch ins innere Frankreich. Am 9. Juli machte er selbst sich auf den Weg nach Paris. Hier hatte er mit Barras täglich Konferenzen; denn die Spaltung zwischen dem Rath der Fünfhundert und dem Direktorium war damals schon sehr hoch

ge-

gestiegen, und Hoche öfters angeklagt worden, daß er seine Truppen gegen den Rath der 500 schicken wolle. Gegen Ende des Juli hatte er Paris wieder verlassen, und sich nach Metz in den Schooß seiner Familie begeben. Von da kam er am 2. August wieder bei seiner Armee zu Wetzlar an.

Von nun an nagte grosser Kummer an Hoche: er war in der gespanntesten Erwartung, welchen Ausgang der Streit des Direktoriums mit dem Rathe der 500 nehmen werde, da von demselben auch sein ganzes Schicksal abhing. Dadurch litten seine Gesundheitsumstände, die seit der Expedizion gegen Irrland ohnehin nicht die besten waren, noch mehr. Er hatte sich nämlich bei derselben, da er eines Tages vom Regen ganz durchnäßt wurde, und zweimal 24 Stunden nicht aus den Kleidern gekommen war, einen Kathart zugezogen, der immer heftiger wurde, weil er seiner nicht wartete und schonte. Am 7. September endlich erhielt er einen Kurier von Barras mit der Nachricht, daß am 4. das Direktorium obgesiegt hatte. Hoche kannte sich nun kaum mehr vor Freude; seinem Arzte, der eben eintrat, um sich um seine Gesundheit zu erkundigen, rief er entgegen, indem er auf den Brief von Barras wies: Dieß Mittel hat mich geheilt!

Nun wurde die Sambrearmee mit der Rheinarmee vereinigt, und ihm das Kommando von beiden übertragen. Um sich etwas zu erholen, reiste er nach Frankfurt auf die Messe; als er wieder nach Wetzlar zurückkam, verschlimmerte sich sein Zustand immer mehr, er mußte oft mehrere Minuten nach Luft fangen, und man glaubte alle Augenblicke, er müßte ersticken. Er ließ daher am 16. September eiligst wieder seinen Arzt Poussielgue rufen, aber es waren alle Mittel schon zu spät, und er starb am 19. desselben Monats 1797 an einem konvulsivischen Asthma. Er wurde am Petersberge bei Koblenz an der Seite des Generals Marceau begraben. Cypressen beschatten beider Ruhestätte.

Hoche war einer der schönsten Männer. Er war groß, sehr schön und proporzionirt gewachsen, mehr mager als fett, hatte schwarze Haare und Augen, einen kleinen Mund, und Zähne wie Elfenbein. Die kleine Narbe, die von der Mitte der Nase über die rechte Seite des Gesichts ging, und die er einst von einem Mitkameraden im Streite erhielt, statt ihn zu verstellen, gab ihm vielmehr erst ein militärisches Ansehen. Die Haare trug er einfach und fast glatt, ein kleines fallendes Toupet und den Zopf dicht an den Kopf gebunden. Seine Haltung war ernst und imposant, sein Gang stolz. Eine Dame vom

Hofe, die ihn in Versailles bei der Heerschau sah, sagte mit Antheil von ihm: man könnte einen General aus dem jungen Manne machen. Sein ganzes Ansehen war wirklich wie das eines Menschen, der andern gebieten sollte. Seine starke Konstituzion erlaubte ihm die allerhärtesten Fatiquen, und da er mäßig war, so hätte man glauben müssen, daß seine Laufbahn lang seyn würde.

In den gewöhnlichen Geschäften dachte er lange nach, ehe er einen Entschluß faßte; hatte er ihn aber einmal gefaßt, so konnte nichts ihn ändern. In dringenden Geschäften sah er mit durchdringendem Auge sogleich was zu thun war, und zwischen seinem Entschluß und der Ausübung fand kein Zwischenraum statt. — Das Studium seiner selbst hatte ihn zum Herrn der Bewegung seines auffahrenden Charakters gemacht; aber das Feuer seiner Seele trieb ihn, in allem und überall der Erste zu seyn.

Charette.

Franz Athanas Charette war zu Couffe in der Bretagne 1763 von reichen adelichen Eltern gebohren. Seine Vorfahren hatten sich in der Magistratur und im Soldatenstande ausgezeichnet. Er wählte diesen letztern, und der Seedienst, der tiefere Studien und anhaltendern Fleiß fordert, paßte weit besser für den kalten und räsonnirenden Charakter Charettes. Kaum hatte er das 16. Jahr erreicht, als er schon in allen Prüfungen, durch welche die Zöglinge dieses ausgezeichneten Korps gehen mußten, sehr wohl bestand.

Als Frankreich an dem Amerikanischen Kriege gegen England Theil nahm, wurde er auch dahin gesandt, und zeichnete sich durch unerschrocknen Muth und eine uneigennützige Menschlichkeit aus. Da die Revoluzion ausbrach, verließ er den Seedienst und begab sich in den Schooß seiner Familie zurück: aber dieser wurde er bald wieder entrissen. Durch-

drungen von den Grundsätzen der Religion und wie alle Bretagner ganz für seinen Monarchen eingenommen, konnte er unmöglich nach dem Ausbruche der Revoluzion das Verfahren der gesetzgebenden Versammlung billigen.

Durch die Requisizionen zur Verzweiflung gebracht, hatte sich ein gewisser Perückenmacher Gaston an die Spitze der Mißvergnügten gestellt, um wieder die alte Ordnung der Dinge in Bretagne einzuführen. Da aber dieser bald in einem Gefechte blieb, so übernahm nun Charette das Kommando: Bonchamp, Delbe, la Roche Jaquelin, Stoflet und andere mehr führten kleinere Korps an.

Der Konvent, beunruhigt durch diese Bewegungen, läßt einige Bataillonen marschiren, in der Ueberzeugung daß Kriegszurüstung allein hinreichen wird, diese Volkstruppen zu zerstreuen, welche in jedem Dorf existirten. Der Widerstand, den diese Truppen erfuhren, bestimmt den Konvent, heftigere Mittel zu gebrauchen: der Schrecken geht seinen Truppen vor, jedes Haus, wo man nicht die Chefs der Familie findet, wird von oben bis unten geplündert, das Vieh wird weggeführet und die Frauenzimmer werden aufs äusserste gemißhandelt.

Um sich gegen jeden zu decken, entschlossen sich die Royalisten, ihren Feinden Vorschläge zu thun; sie verlangten vorläufig,

daß man ihnen ihre Priester wieder gebe, freien Gottesdienst zugestehe und sie von den Requisizionen befreie. Nein, antwortete man ihnen, Unterwerfung oder Tod! Dieses Wort ist das Zeichen des Gemetzels, die Republikanischen Truppen haben nun mit Wüthenden zu streiten, die ein gewisser Tod nicht zurückhalten kann; sie stürzen sich in die geschlossenen Reihen ihrer Feinde, bemächtigen sich ihrer Waffen, ihrer Kanonen, und brauchen sie um ihre Siege vollständiger zu machen.

Diese ersten glücklichen Versuche vermehren die königlichgesinnte Armee ausserordentlich, die unterdrückten Kantone verlangen ihre Hilfe und bieten an sich mit ihr zu vereinigen. Bald ist ein weites Land durch ihre Tapferkeit erobert, und die Ruhe schien zurückkehren zu wollen. Es wurde ein allgemeiner Rath niedergesetzt, um die Plane zu leiten und für die Bedürfnisse der Armee zu sorgen; jede Pfarrei hatte einen besondern Rath, der mit dem allgemeinen korrespondirte; die Proklamazionen, die Erhebung der Abgaben, alles, was Regierungssachen betraf, geschah im Namen Ludwigs XVII.

Die ungefähr 60,000 Mann starke Königliche Armee theilte sich in vier Korps und kam von Sieg zu Sieg nach Saumur; Schweizer und Deutsche, die hier als Gefangene aufbewahrt waren, wurden in Freiheit gesetzt und

ein besonderes Korps aus ihnen errichtet, welches stets um Charette war. Der Konvent, der verzweifelte, die Royalisten durch das Schwert zum Gehorsam zu bringen, entschloß sich, das Feuer dazu anzuwenden. Durch das Dekret vom 4. August 1793 befahl er: die Schlösser, Dörfer, Wälder, welche dieselben inne hatten, sollten verbrannt, die Fruchtfelder abgeschnitten und ins Innere der Republik gebracht werden. Eine unermeßliche Volksmenge kommt nun um, mehr als 20 Stunden in der Runde werden ein Raub der Flammen, und Weiber, Kinder, Greise flüchten sich zu den Royalisten. So viel unnütze Arme waren eine grosse Last für sie, denn sie verzehrten ihre Lebensmittel, hinderten ihre Bewegungen und waren bald die Ursache ihrer Niederlage an dem Tage bei Mons.

Charette war nicht bei dieser unglücklichen Expedizion, er bewachte das linke Loireufer an der Spitze von 25,000 Mann gegen eine feindliche Macht von 100,000. Die Einnahme von Machecoul, wo er verwundet und ihm zwey Pferde unter dem Leibe erschossen wurden, öffnete ihm den Weg zu neuen Lorbeern. Er durchstreifte die Küste und bemeisterte sich mit Hilfe von Kähnen und Flössen, die seine unermüdeten Truppen bauten, der Inseln Bouin und Noirmoutier, wo der Feind grosse Magazine von Lebensmitteln und Munizion

aufgehäuft hatte. Die Royalisten hofften ihren Waffenplatz daraus machen zu können, allein die republikanischen Truppen vertrieben sie endlich wieder, und der Zurückzug war für sie sehr gefährlich, allein durch Charettes Beispiel ermuntert, geschah er glücklich.

Nun kam die Mainzer Garnison in der Vendee an, und so hoffte der Konvent bald die Royalisten zu Paaren getrieben zu sehen; allein Charette nimmt als ein geschickter General vortheilhafte Stellungen, vertieft sich in die Gebüsche und zieht sich in die engen Grenzen derselben zurück; der Feind folgt ihm hitzig auf dem Fuß, weil er glaubt, er suche ihn zu vermeiden; kaum ist er in dieses beschwerliche Land eingerückt, so wird ihm seine Artillerie unnütz, jeder Schritt, den er macht, ist eine vorbereitete Schlinge; unaufhörlich angefallen von Bauern, die alle Wege und Stege kennen, will er sich zurückziehen, aber es ist nicht mehr Zeit, die Wege sind abgebrochen und der größte Theil derselben kömmt durch das Schwert der Vendeer oder aus Elend um.

Die Niederlagen bei Mons, die Gefechte von Grandville u. s. w. hatten die royalistische Armee am rechten Loireufer ausserordentlich geschwächt; Charette schickte einige seiner Offiziere dahin ab, um die Trümmer derselben zu sammeln; Stoflet war unter dieser Zahl und wurde hernach der Chef davon.

Diese Theilung schwächte schon den Charette; Cathelineau sezte Bretagne in Aufstand und die Vendeeische Armee verschafte dazu Kommandanten; andere royalistische Versammlungen, die unter dem Namen Chouans bekannt wurden, vereinzelten die Kräfte und boten keine furchtbare Masse mehr dar. Dieß waren ohne Zweifel die Ursachen der Unglücksfälle, die izt die königlich gesinnten Armeen erfuhren.

Der Nazionalkonvent, der nach dem Sturze Robespierres ohnehin zu gelinden Maßregeln griff, ließ den 2. Dezember 1794 eine allgemeine Amnestie für die Vendee verkündigen: allein sie wurde dort gar nicht bekannt, bis der Konvent im Februar 1795 drei gemäßigte Deputirte dahin schickte, und ein Bürger von Nantes den gefährlichen Auftrag übernahm, den Schluß des Konvents in das Hauptquartier des Generals der Vendee zu überbringen. So hatte am 12. desselben Monats eine Zusammenkunft zwischen Charette und den Repräsentanten statt. Unter den Kanonen von Nantes ward ein Zelt aufgeschlagen, worin am 17. Februar endlich der Friede zwischen den Royalisten und Republikanern zu Stande kam. Charette ritt auf seinem stolzen weissen Pferde unter dem Donner der Kanonen und dem allgemeinsten Freudengeschrei in Nantes ein.

Allein die Freude dauerte nicht lange; von beiden Seiten wurden die Friedensbedingnisse nicht gehalten, und der Krieg brach neuerdings aus. Charettes Armee war durch die frühern glücklichen und unglücklichen Gefechte sehr geschwächt worden; er fand itzt mehr Schwierigkeit sie zu rekrutiren, und wurde gezwungen sich in engere Grenzen einzuschliessen. Er wollte über die Loire setzen und die Landung auf Quiberon ausführen und schützen helfen, aber es gelang ihm nicht. Die Republikaner rückten nun in zahlreichen Haufen immer mehr vor: Charette von allen Seiten gedrängt, will eine vortheilhaftere Stellung nehmen, doch beim Rekognosciren wird er von den Feinden umringt, schlägt sich zwar durch, erhält aber drei Wunden. Das Blut, das er dabei verlor, hatte ihn so sehr geschwächt, daß er sich nimmer aufrecht halten konnte, sondern in einem nahen Gehölze liegen bleiben mußte. Hier wurde er von den Republikanern entdeckt, nach Nantes abgeführt, und da am 29. März 1796 erschossen.

Barras.

Paul Johann Nikolaus Barras ist zu Foxemphoux, das in dem dermaligen Departement du Var liegt, den 30. Juni 1755 aus einem der ältesten adelichen Häuser in der Provence gebohren. In seiner Jugend schon trat er den Militärstand an, und diente als Freiwilliger bei den Dragonern von Languedoc; er wurde bald Offizier, und begab sich zu dem Gouverneur der Insel Isle de France, einem seiner Anverwandten. Es schien, als wollte ein Krieg in Indien ausbrechen; er wünschte ihn mitzumachen, und trat daher im Jahre 1775 in das Regiment Pondichery. Im Jahre 1780 erhielt er die Stelle eines Lieutenants: im Jahre 1784 wurde er, weil ihn die Reihe traf, Hauptmann.

Er hatte allerdings viel Muth, und schon in seinen frühern Jahren eine philosophische Katlblütigkeit. Im Jahre 1766 litt das Schiff, auf dem er fuhr, Schiffbruch:

der Tod war fast unvermeidlich. Man zimmerte in Eil einen Floß, der bald zu Stande kam: weil alle, die auf dem Schiff waren, Hand anlegten. Sobald der Floß fertig war, drängten sich Matrosen und Soldaten, um denselben besteigen, und ihr Leben retten zu können; Barras trat allen aus dem Wege, und war einer der letzten, die die unsichere Stütze eines schon größtentheils zerlöcherten Schiffes verliessen. Der Floß mit der Mannschaft wurde durch einen Sturm auf eine wüste Insel getrieben, wo sie von Durst und Hunger sehr gequält, und von der Furcht vor den unmenschlichen Bewohnern dieses Eilandes geängstiget wurden. Nachdem sie nun in diesem elenden Zustande ein ganzes Monat zugebracht hatten, erschien in der Nähe dieser Insel ein Schiff, dem sie Signale gaben, durch die sie um Rettung baten. Das Schiff steuerte hinzu, nahm die Flehenden auf, und brachte sie auf die Küste von Koromandel.

Barras kam fast halb nakt nach Pondichery. Hier war er in die Stadt mit andern eingesperrt, da sie von den Engländern belagert wurde. Die Franzosen machten einen Ausfall, wurden aber von den Engländern sehr übel empfangen, und würden vielleicht aufgerieben worden seyn, wenn nicht Barras seine zerstreute Division wieder gesammelt, und mit ihr den Rückzug der übrigen in die

Stadt mit besonderer Klugheit gedeckt hätte. Bald darnach wurde ein Parlamentarschiff, auf dem er eben reisen mußte, von den Engländern, die es für ein Kriegsschiff hielten, angegriffen, und stark beschossen, ohne daß selbes die harte Begegnung erwiedern, und sich vertheidigen konnte. In dieser Noth schwang sich Barras mitten in einer Feuersäule zu jener Fahne, die den Irrthum der Engländer veranlaßt hatte, riß sie mit der größten Lebensgefahr herab, und rettete dadurch das schon durchlöcherte Schiff und das ganze Schiffsvolk vom gewissen Untergange.

Als er hierauf glücklich nach Frankreich zurückkam, schiffte er sich bald wieder mit der Eskadre des Generals Suffren ein, und wohnte dem Treffen von Sanjago bei. Bald darnach gab er seine Abneigung gegen die Regierung, und gegen den Minister Castries, nicht nur allein mit Worten und Handlungen, sondern auch in verschiedenen Schriften zu erkennen, die er im Jahre 1789 auszustreuen anfing, so wie er auch einer der ersten war, welche die Absetzung des Königs verlangten. Er war ebenfalls unter der Zahl derer, die im erstgedachten Jahre am 14. Juli die Bastille bestürmten und einnahmen.

Auf gleiche Weise befand er sich bei dem Aufstande des Volkes, das am 10. August des Jahres 1792 einen Angriff auf die Thuil-

lerien wagte, und trug durch seine Geschäftigkeit viel zum Siege der Aufrührer bei. Er wurde deswegen auch zum Mitgliede des Nazionalkonvents, der den 20. September eben dieses Jahres zusammen kam, ernannt. Bald darauf erhielt er die Stelle eines Konventskommissärs, um sich in das Departement der untern Alpen zu begeben, und dort das Geschäft der Rekrutenaushebung zu betreiben.

Da im Monat August 1793 Toulon durch Hilfe derer, die der Pariser Grausamkeiten müde waren, von den Engländern eingenommen wurde, war General Brunet in Nizza bereit, oder wenigstens im Verdachte bereit zu seyn, sich ebenfalls an die Engländer zu ergeben. Barras erfährt es; begiebt sich mit der Vollmacht von dem Nazionalkonvent versehen mit Lebensgefahr nach Nizza; läßt den General an der Spitze seiner Armee verhaften; sammelt eine Menge Soldaten und andere Menschen, uud marschirt mit ihnen gegen Toulon. Hier werden zwei Kolonnen formirt; Barras führt die linke, ersteigt mit dem Schwerte in der Hand im Sturme das Fort Pharon, und dringt am zweiten Tage in die Stadt ein. Diese That verschafte ihm allgemeines Ansehen, und die Zuneigung der meisten Republikaner.

Bald darnach schien er den Anhängern des Robespierre gefährlich zu werden, und sie wollten ihn auf die Seite schaffen: weil er

zwei vorzügliche Glieder derselben, Quiraud und Maier, nach Paris vor das Revoluzions-gericht hatte führen lassen. Dreimal unterzeichneten sie Verhaftsbefehle gegen ihn; und fürchteten doch dieselben vollziehen zu lassen. Er blieb also frei. Sie wollten ihn nun wenigstens entfernen, und zur Rheinarmee senden; allein er ging nicht, und sagte: seine Gegenwart sey jetzt im Konvente nothwendig, was in so weit wenigstens richtig war, als er bald darnach Vieles zum Sturze des Robespierre, der am 27. Juli (9. Thermidor) 1794 erfolgte, beitrug.

Bei dieser Gelegenheit hatte er auch unaufgefordert, und für sich selbst das Kommando über die bewaffnete Macht in Paris übernommen, und war die ganze Nacht die Stadt durchwandert, um zu verhindern, daß nicht die Anhänger jenes blutdürstigen Bösewichts zum Beßten ihres Günstlings und Oberhauptes eine neue Unruhe stifteten. Barras begab sich überall hin, wo die Gefahr dringend war, und die wankenden Bürger Aufmunterung bedurften; und ruhte nicht, bis nicht Robespierre, seine Freunde, und die anhängende Munizipalität hingerichtet worden waren. Sobald dieses geschehen war, legte er das Kommando wieder ab, und zeigte dadurch, daß er es aus Haß gegen Grausamkeiten, und nicht aus Ehrgeiz übernommen hatte.

Als im Oktober des Jahrs 1795 die dritte Konstituzion eingeführt wurde, so sollten auch zwei Drittheile des aufgelösten Konvents in den neuen Rath der Jungen und der Alten eintreten; aber diesem Beschlusse widersetzten sich die Pariser Sekzionen, und es kam daher zu einem Aufstande, der am 5. Oktober dieses Jahrs ausbrach. Barras wurde zum Anführer der bewaffneten Macht des Konvents ernannt, und unter ihm kommandirte Bonaparte: die Pariser Sekzionen unterlagen und Barras siegte. Er ward daher auch zur Belohnung für seine Thätigkeit, am 28. Oktober, als zur Wahl der fünf Direktoren geschritten wurde, einer derselben.

Barras ist groß und schön gewachsen: es läßt ihm daher auch die neue prächtige Amtskleidung der Direktoren bei feierlichen Gelegenheiten sehr gut. Er genießt unter den Direktoren des Lebens am meisten, und hat in Surene bei Paris ein artiges Landhaus in einer treflichen Lage. Er hat Feinde in Paris und in ganz Frankreich, besonders unter dem gemeinen Volke: aber die Zahl seiner Freunde ist doch grösser. In seinem Betragen ist er freundlich und zuvorkommend, giebt Tafeln, und alle seine Gäste gehen vergnügt von ihm: denn jedem sagt er etwas Verbindliches, jedem erweiset er eine besondere Höflichkeit. Er

die-

dienet mit vielem Eifer selbst Unbekannten, wenn er es seinem Systeme nach, für billig hält. Er ist Meister in der Kunst, andern ihre Geheimnisse zu entlocken; für sich selbst aber ist er äusserst vorsichtig im Sprechen. Noch muß ich bemerken, daß Barras dem Bonaparte die erste Gelegenheit verschaffte, sich dahin zu erheben, wo er itzt steht.

Merlin von Douai.

Philipp Anton Merlin ist 1752 zu Anchin unweit Douai von armen Bauersleuten gebohren. Er kam als Knabe in die Abtei Anchin, diente den Geistlichen beim Messelesen, und wurde, wenn bei ausserordentlichen Gelegenheiten oder hohen Festen grosse Tafel war, zum Aufwarten gebraucht. Endlich wurde er Chorknabe, und da er sehr lebhaft und thätig war, so nahm sich ein Mönch seiner an, lernte ihm lesen, und bat beim Abte für ihn, worauf er in das Kollegium von Douai gesandt wurde, wo er sich bald unter seinen Mitschülern sehr vortheilhaft auszeichnete.

Die Geistlichen zu Anchin wollten daß er Priester werden sollte, aber er bat dringend ihm zu erlauben, daß er die Rechte studiren dürfe: es wurde ihm bewilligt, er lebte auf Kosten der Abtei die ganze Zeit seiner Studien, und erhielt vom Abte das nöthige Geld. So wie er nun als Advokat beim Parlamente

zu Douai aufgenommen war, vertrauten ihm seine alten Wohlthäter alle Rechtsstreite ihrer Abtei, und brachten ihm auch jene des Kapitels von Cambray zu, von welchen die Einkünfte sehr ansehnlich waren. Dieß verschafte ihm nun ein sehr vortheilhaftes Leben, und da die Mönche mit seinem Betragen sehr wohl zufrieden waren, so machten sie ihm auch Wege, daß er die Schwester eines unter ihnen, die sehr reich war, zur Ehe bekam.

Bei der Eröffnung der Generalstände wurde er zum Deputirten des dritten Standes von Französisch-Flandern ernannt. Dieß erregte den Neid seiner Kollegen, welche ihn gemeiniglich den dummen Merlin nannten. Als er in Paris ankam, bezog er den zweiten Stock einer Wohnung für ihn und seine Frau, in einer Gasse nahe beim Palais Royal. Obwohl er sich äusserlich zurückzog, so bekam er doch öftere Besuche von Mirabeau und andern Gliedern, und fand Mittel, sich auszuzeichnen. Er war hier der erste, der darauf antrug daß die Kinder gleiche Erben seyn sollten, da bis itzt meistens der größte Theil der Erbschaft dem ältesten Kinde zufiel.

Merlin, wie Camus, verdankte sein ganzes Glück der Geistlichkeit, und wurde doch, wie Camus, einer ihrer größten Feinde. Bei dem Austritt aus der Nazionalversammlung

bot ihm das Departement von Paris einen Sitz bei seinem Kriminal-Tribunale an; aber er nahm jenen von Douai an, weil er glaubte daß sein Geburtsort das Vorrecht verdiene.

Als die Nazionalversammlung zusammenberufen wurde, ward Merlin wieder zum Deputirten dabei erwählt: aber er erregte, so lang die Partei der Girondisten herrschte, wenig Aufsehen. Als die Revoluzionsregierung eingeführt wurde, machte er den Antrag zu dem famösen Dekrete vom 17. September 1793 die verdächtigen Personen betreffend.

Nach dem Sturze des Robespierre und seiner Partei im Juli 1794 wurde Merlin Mitglied des Wohlfahrtsausschusses, und hatte dabei den größten Theil der auswärtigen Geschäfte zu besorgen. Er war es, der im Namen des Ausschusses die Korrespondenz mit Barthelemy, damaligen Gesandten der französischen Republik in der Schweiz, um einzelne Frieden abzuschliessen, führte; und auch um diese Zeit immer die auswärtigen Gesandten der Nazionalkonvenzion aufführte: seine Rede bei der Einführung des Bothschafters von Venedig, Quirini, ist sehr berühmt.

Als die Franzosen im Herbste 1795 durch den k. k. General-Feldmarschall Clerfait geschlagen wurden, klagte Merlin Carnot als die Ursache dieses Unglücks an, weil er dem General Pichegru Befehl zum Uebergange über

den Rhein gegen die allgemeine Meinung des Ausschusses ertheilt hatte. Er hatte auch einen lebhaften Streit mit Boissy d'Anglas, weil sich dieser der Vereinigung Belgiens mit der französischen Republik widersetzte.

Nach Einführung der neuen Konstituzion von 1795 wurde Merlin zum Mitglied des Rathes der Alten gewählt; allein er erhielt nachher die Ministerstelle der auswärtigen Angelegenheiten, und bald darauf ward er Minister der Gerechtigkeitspflege, welche Stelle ihm von den Royalisten, seinen geschwornen Feinden, mehrere Spottnamen zuzog. Später nahm er die Polizeiministerstelle an, hier wurde er aber erst die Zielscheibe des beissendsten Witzes, und alles was er that mit dem Namen Merlinade belegt: er trat daher diesen Posten ab und nahm seine vorige Justizministerstelle wieder an. Endlich als am 4. September 1797 die drei Direktoren siegten, und die andern zwei geflüchtet und transportirt waren, wurde er an Barthelemys Stelle am 8. desselben Monats zum Direktor ernannt, in welcher Stelle er also 5 Jahre zu bleiben hat.

Merlin ist klein von Person, und von schwärzlicher Gesichtsfarbe: er kleidet sich sehr einfach, und sein Aeusseres zeigt von grosser Bescheidenheit. Auch werden seine juristischen Kenntnisse und die Pünktlichkeit, womit er arbeitet, allgemein gerühmt.

Als er Polizeiminister war, hatte er zweimal von dem Direktorium seinen Abschied gefordert, aber er ward ihm wegen seiner grossen Thätigkeit, strengen Ordnungsliebe, und einer in das innere Einzelne der Verwaltung dringenden Genauigkeit, verweigert. Bei der Durchsicht der Aufsätze seiner Büreau-Chefs, ließ sich der Minister zu dem sehr unministeriellen Zensurgeschäfte des Stils und der Wendungen in der Schreibart herab, und bemerkte sehr strenge den geringsten Verstoß gegen diese, und gegen Sprache und Rechtschreibung. Denn leider giebt es auch in den Büreaus der Minister, grobe Unwissende. Sie begehen Fehler, welche zur ahndenden Kompetenz des Szepters eines Schulmeisters gehören: und zu diesem sollte ein Minister sie schicken, statt sich mit der Belehrung solcher Sünder abzugeben.

Daß der berüchtigte Exdeputirte Merlin von Thionville eine von ihm verschiedene Person sey, braucht wohl kaum bemerkt zu werden. Uebrigens waren diese beiden Merlins die ersten, welche 1795 den Antrag machten, daß der mit Verbrechen aller Art bedeckte Nazionalkonvent durch eine neue Versammlung ersetzt werden sollte.

Sieyes.

Emmanuel Joseph Sieyes ist am 3. Mai 1748 zu Frejus in der Provence gebohren. Er fing seine ersten Studien im våterlichen Hause unter der Leitung eines Lehrers an, der seinen Zögling zugleich ins Jesuiterkollegium führte, um dort mit den übrigen Stadtkindern den öffentlichen Unterricht zu geniessen. Später wurde er nach Draguignan geschickt, um da seine Schulstudien zu beendigen. Da ihn sein Vater, der Controleur des Actes und ein vermöglicher Mann war, dem geistlichen Stande bestimmt hatte, so nahm er ihn im 14. Jahre von da weg und schickte ihn nach Paris ins Seminarium von St. Sulpice, um da Philosophie und Theologie zu hören.

Nach vollendeten Studien lebte Sieyes eine Weile ganz für sich, und bildete seine Kenntnisse in der Politik, Oekonomie und Metaphysik, welche seine Lieblingsmaterien waren, immer mehr aus, bis er endlich nachein=

ander Vikar, Generalvikar, Domherr und Kanzler der Kirche von Chartres wurde. Kurze Zeit nachher erhielt er durch einen jener in Versailles ausgefertigten Briefe und Patente, mittels deren man die Einkünfte seines Amtes in Paris beziehen konnte, die Erlaubniß dahin zurückzukehren. Vor dem Ausbruche der Revoluzion bekleidete er zu Paris eine bleibende Verwaltungsstelle; er war von dem Kirchsprengel von Chartres ernannter Komissionsrath bei der obern Kammer der französischen Geistlichkeit.

Wäre die französische Revoluzion nicht ausgebrochen, so ist es mehr als wahrscheinlich, daß Sieyes, so wie die meisten seiner Kollegen, unbekannt geblieben wäre: aber dieselbe gab ihm Gelegenheit seine Talente zu zeigen. Er schrieb um diese Zeit einige kleine Werkchen, eines derselben betitelte sich: was ist der dritte Stand? Diese Schrift machte in Paris ausserordentliches Aufsehen, und verschafte ihm die Stelle eines Deputirten unter den Generalständen; ungeachtet der Pariser dritte Stand vorher beschlossen hatte, keinen Priester zu wählen.

Die Generalstände waren seit mehrern Wochen versammelt, und die Zeit verging mit Zänkereien und durch Uneinigkeit: es wurde daher eine grosse Truppenzahl in der Gegend von Paris zusammengezogen. Die Deputirten, die es mit dem dritten Stande hielten,

fürchteten für ihre Sicherheit, und Sieyes war der erste, der in der Sitzung vom 8. Juli 1789 vorschlug, den König zu ersuchen, daß er Befehle zum Zurückmarsche der Truppen erlasse, und daß selbe immer 10 Meilen von dem Orte, wo die Generalstände versammelt wären, entfernt seyn sollten.

Einige Zeit vor dem 5. Oktober, wo der König in seinem Pallast von dem rasenden Pariserpöbel angefallen wurde, bildete sich der Sage nach, in dem Dörfchen Montrouge bei Paris ein geheimer Ausschuß, der aus dem Herzog von Orleans, Mirabeau, Laclos und Sieyes bestand. Der Zweck desselben war, eben dieser Sage nach, dem Orleans zur Regierung zu verhelfen und dann unter ihm das Ruder des Staats zu führen. Denn Sieyes war um diese Zeit noch immer ein Anhänger des eingeschränkten monarchischen Systems, und als 1791 Condorcet und Brissot schon immer von einer Republik sprachen, widerlegte er ihre Aufsätze öfters.

Sieyes ist der Verfasser der Erklärung der Rechte des Menschen in der ersten Konstituzion. Sie ist in seiner gewöhnlichen metaphysischen Sprache vorgetragen und brachte ihm viele Tadler zuwege. Burke war einer der heftigsten. — Seine Gleichgiltigkeit für Aemter und Würden, welche Aufsehen oder Verantwortlichkeit nach sich ziehen, zeigte Sie-

yes auf eine auffallende Art, als er nach der Auflösung der konstituirenden Versammlung zum Erzbischofe von Paris vorgeschlagen wurde und diese Stelle doch nicht annahm.

Im Jahre 1792 wurde er Mitglied der Nazionalkonvenzion, und sein Betragen hatte gar nichts Auszeichnendes während der Dauer dieser tumultuarischen Versammlung. Als über das Schicksal des unglücklichen Ludwigs XVI. gestimmt werden sollte, war alles in der gespanntesten Erwartung, auf welche Seite sich Sieyes neigen würde. Man hoffte daß er sich wenigstens in eine kleine Erörterung einlassen würde, aber er bestieg die Tribune, sagte die fünf Worte: Ich stimme für den Tod! und zog sich wieder zurück.

Seit dieser Zeit hielt er sich fast ganz verborgen, man wußte kaum, daß er lebte. Robespierre hatte ihn aus dem Unterrichtsausschusse weggebracht, und Sieyes wußte, daß er nur auf eine Gelegenheit laure, um ihn unter die Guillotine zu bringen; deßwegen schwieg er so ganz. Auch als Robespierre schon gestürzt war, beobachtete er noch immer das alte Stillschweigen bis zum Februar 1795, wo er sah, daß das Schreckensystem endlich ganz unterdrückt und sein Erwachen nicht mehr zu befürchten sey. Um diese Zeit erschien eine Skizze seines Lebens, die grossentheils von ihm selbst verfaßt war, und worin er sich gegen viele

ihm gemachte Vorwürfe zu verantworten suchte. Und nun fing auch wieder eine glänzende Laufbahn für ihn an; denn da seine Kollegen ein unbegrenztes Vertrauen in ihn setzten, so überliessen sie ihm den größten Theil der Arbeiten, die die auswärtigen Angelegenheiten betrafen.

Hier war es, wo er immer darauf drang durch einzelne Friedensschlüsse die Koalizion zu trennen und selbe dann für die Republik ganz unschädlich zu machen. Und dieß Projekt gelang ihm nur zu gut. Er bestand gleich nach der Eroberung der Oesterreichischen Niederlande darauf, sie nicht mehr zurückzugeben, und war der Stifter des Friedens und der Allianz mit Holland. Er wurde als bevollmächtigter Minister mit Reubell nach dem Haag gesandt, um diesen berüchtigten Friedens- und Allianztraktat zu unterzeichnen. Sowohl der Meinung wegen der Oesterreichischen Niederlande, als auch dieses Allianztraktats wegen wurde er von vielen seiner Kollegen sehr heftig getadelt.

Als endlich im Oktober 1795 die neue Konstituzion eingeführt war, und man zur Wahl der fünf Direktoren schritt, wurde er zu einem derselben ernannt; er nahm aber diese Stelle nicht an. Als Ursache der Weigerung gab er in seinem an den Präsidenten des Raths der Alten gerichteten Schreiben vom 31. Oktober an, daß zu diesem Posten ein Mann gehöre, der das Vertrauen Aller

besitze: er aber seit dem Anfange der Revoluzion den Angriffen aller Parteien ohne Unterschied ausgesetzt sey, und daher an diesem erhabenen Standpunkte keinen Nutzen würde stiften können. — Im Februar 1796 wurde er zum Mitglied des Nazionalinstituts für den Theil der Moral und Metaphysik ernannt, welche Stelle er annahm.

Im Frühjahre 1797 war er in Gefahr sein Leben zu verlieren. Ein gewisser Poulle hatte ihm schon lange den Tod geschworen, ging endlich um diese Zeit in seine Wohnung, schoß da nach ihm, verwundete ihn aber nicht tödtlich; Sieyes mußte nur eine etwas lange Kur aushalten, und genaß vollkommen. Im Rath der 500, von welchem er Mitglied war, sprach er um diese Zeit gar nichts, weil er mit dem Gang der Dinge nicht zufrieden war. Als aber am 4. September die so bekannte grosse Krise erschien, so war er eines von den fünf Gliedern der an diesem Tage ernannten Kommission, welche die Deportazion so vieler Mitglieder beider Räthe, dann die Vernichtung der Wahlen einer Menge Departemente, Einschränkung der Preßfreiheit u. s. f. vorschlugen, was auch alles einmüthig dekretirt wurde. Dadurch erwarb er sich bei dem Direktorium so viel Zutrauen, daß ihn dieses endlich im Mai 1798 zum ausserordentlichen Gesandten

am Berliner Hofe ernannte, welche Stelle er auch annahm und wo er am 20. Juni ankam.

Da man diesen durch die Revoluzion so berühmt gewordenen Mann auch in seinem Umgange und in seinen Privatverhältnissen gerne wird kennen mögen, so setze ich noch die Schilderung, die Dr. F. J. L. Meyer, Domherr in Hamburg, der im Jahr 1796 in Paris war, und mit Sieyes öfters sprach, in seinen Fragmenten aus Paris von ihm macht, zum Schlusse hieher:

Meine Augenblicke sind die eines Müßiggängers, antwortete mir der merkwürdige Mann, dem ich im Nazionalinstitut, wo er Präsident der zweiten Klasse war, durch den vormaligen Bischof Gregoire, Mitglied eben dieser Klasse zugeführt ward, auf meine Aeusserung: daß um seine kostbaren Augenblicke zu schonen, ich ihm meinen Besuch noch nicht gemacht hätte. Ohne nun gerade an eines Sieyes Augenblicke eines Müßiggängers zu glauben, benutzte ich doch den Wink und ging am andern Morgen zu ihm.

Ich fand Sieyes, dessen Thür mir ohne Anmeldung geöffnet ward, im dritten Stockwerk, in seinem mittelmäßig meublirten Wohnzimmer, das durch ein Fenster, von einem engen Hofe herein, nur sparsam erleuchtet ward, im Hausrock und der Nachtmütze, im Zimmer auf und abgehend. Die Augenblicke eines Müßiggängers fielen mir hier wieder ein, —

aber sie waren es gewiß nicht: der in seiner Studierstube umherwandelnde Sieyes ist mir so viel werth, als der an seinem Schreibtisch arbeitende Minister. Aufgeschlagene Bücher lagen auf dem Schreibtisch, auch einige Papiere; und eine mit goldenen Borten und Quasten besetzte ungarische Mütze, wie sie vordem die Konventsdeputirten auf ihren Sendungen trugen, — der zu dieser Tracht gehörige grosse Säbel hing dort an der Wand, und hinter seinem Armsessel, neben dem Kamin, Voltaires schlecht gearbeitetes Profil von Wachs.

Die Unterhaltung mit Sieyes ist nicht schwer; er läßt sich gern ein, und sein belebtes Gespräch, worin er jeden Gegenstand mit philosophischer Klarheit, und mit dem Scharfsinn des Menschenkenners ergreift, stralt von neuen Ideen. — Man spricht von des Mannes mürrischem Aeussern, und mehrere Freunde beschwerten sich gegen mich über seine drückende Einsilbigkeit, üble Laune, und selbst über seine Unurbanität. Ich hatte mich bei meinen wiederholten Besuchen nicht darüber zu beschweren; und konnte einem, sonst achtungswürdigen Manne, der mich in jenem Sinn fragte: Was hat euch der Bär gesagt? nicht anders, als mit der Gegenfrage: Ob er Sieyes kenne? antworten. — Es gab zwar in unserer Unterredung Augenblicke, — und ich werde sie nie vergessen, ohne den Mann darnach beur-

theilen zu wollen, — wo seine harten Entscheidungen, und mit leidenschaftlicher Heftigkeit ausgestossenen ungerechten Vorwürfe und Erklärungen gegen meine Vaterstadt, mich dahin brachten, daß ich mich selbst fragte, ob dieß derselbe Mann sey, welcher einst so groß und schön gegen den Konvent ausrief: Frei wollen sie seyn, und wissen nicht gerecht zu seyn! Aber diese Unterredung ward durch individuelle Ursachen und persönliche Verhältnisse veranlaßt, die ich hier nicht auseinandersetzen kann. Und noch in derselben unvergeßlichen Stunde legte sich der Sturm in seiner Seele, und der Mensch zeigte sich mir wieder in sanfter Abstimmung des Gespräches, wodurch er den selbstempfundnen Eindruck jener ausschweifend heftigen Aeusserungen auf mich, mildern zu wollen schien.

Kraftvolle Selbstständigkeit in dem eignen und neuen Gang seines Urtheils über Gegenstände der allgemeinen Politik von Europa, lichtvolle Entwicklung der itzigen Lage der Staaten, kühne Entscheidung über die auswärtigen neuen Verhältnisse der französischen Republik, und ein durchdringender Blick in die geschlossenen Verträge dieses Staates mit fremden Mächten; — das war der Inhalt und Hauptcharakter der Aeusserungen Sieyes's, in einigen Unterredungen mit ihm, welche öffentlich mitzutheilen, mir andere Rücksichten verbieten.

Der Blick seines grossen schwarzen Auges ist stark und fest; seine Stimme, bei einer schwachen Brust, die ihm das öffentliche Reden sehr erschwert, in seinem Zimmer, und im Eifer des Gesprächs, voll und stark; seine Bewegungen sind rasch, und seine blassen Gesichtszüge belebt und geistvoll.

Sieyes spricht mit vielumfassender Kenntniß von Gegenständen der allgemeinen Litteratur, und mit Achtung von der deutschen; nur die auszeichnende Vorliebe für diese, und eine genaue Kenntniß derselben, habe ich, in dem hohen Grade, in welchem andere Deutsche sie Sieyes zuschreiben, nicht bei ihm gefunden. Da er die deutsche Sprache nicht verstehe, sagte er, kenne er nur wenig Uebersetzungen und Auszüge deutscher Originale. — Als ich in einer Sitzung des Nazionalinstituts, bei Camus's Antrag über die Mittel zur Annäherung der französischen und deutschen Litteratur, und bei einem andern Vorschlage zu gegenseitigen Mittheilungen französischer und deutscher Gelehrten und ihrer Schriften, Sieyes meine Freude darüber bezeugte, antwortete er: Auch ich freue mich darüber; und es ist wohl endlich Zeit, daß wir uns mit diesem Gegenstande ernstlich beschäftigen. — Aber er lächelte über meine Frage, in Ansehung seiner, in Deutschland vorgegebnen unmittelbaren Briefwechsel

und

und Verbindungen mit deutschen Gelehrten und Philosophen, und läugnete sie schlechthin. — Man hat, sagte er, so viel ausgestreuet, so viel gesprochen, und man hat wahrlich Unrecht. Ich lebe ruhig, und möchte auch unbemerkt leben. — Sie haben, setzte er mit einer Wendung hinzu, überhaupt Gelegenheit in Paris, Wahrheit von Lügen zu unterscheiden; widerlegen sie in ihrem Vaterlande so viel leere Gerüchte, wodurch Wahrheit entstellt, und öffentliches Urtheil verschoben wird. Als ich hier jene, ihn selbst betreffende Sage, damit entschuldigte, daß man sich im Auslande gern auch mit dem Persönlichen der Männer beschäftige, die der Sache der Revoluzion gedient haben; da war es, wo Sieyes mit bedeutendem Ausdrucke antwortete: Ja, es war eine schöne Sache, — aber schlechte Menschen haben sich hineingemischt, und das Gespräch abbrach.

Die Sitzungen des Raths der Fünfhunderte versäumt Sieyes selten, aber wenn nicht wichtige Berathschlagungen vorfielen, sah ich ihn nie länger als eine halbe Stunde darin verweilen. Als Redner hörte man ihn hier nicht mehr; in dem geheimen Ausschuß aber trat er einigemal als Berichtserstatter der zur Untersuchung von Friedenstraktaten ernannten Kommißionen auf. — Bei wichtigen und un-

wichtigen Verhandlungen des Raths, saß der Philosoph in sich gekehrt, oder er las in gedruckten Papieren. Selbst bei dem stürmischen Auftritt am 23. Germinal sah ich ihn mit dieser anscheinenden Gleichgiltigkeit da sitzen; und er blickte, als der Lärm aufs höchste stieg, durch seine Brille in das Weite des Saales hinaus.

In seiner Liebe zum ruhigen beschauenden Leben, zur Zwanglosigkeit bei seinen Arbeiten, zur Bequemlichkeit, die seine schwankende Gesundheit zu bedürfen scheint, und in einem Widerwillen gegen alles feierliche Repräsentiren lag die Ursache, warum Sieyes die Wahl zum Direktor ablehnte, weil er auf alles dieses dann hätte Verzicht thun müssen. Als eine Mitursache der Weigerung giebt man seine persönliche Abneigung von dem Direktor Reubell an.

Robespierre, dessen Falkenblick tödtend auf jeden schoß, der auch nur entfernt seinen ehrsüchtigen Planen gefährlich werden konnte, begnügte sich in Absicht auf Sieyes damit, ihn genau beobachten zu lassen; und dieser entzog sich, so viel er konnte, durch Entfernung von aller Theilnahme an Geschäften, und durch ein hartnäckiges Stillschweigen über alles, der eisernen Faust des Tyrannen, unter welcher sich alles beugte. Jener benutzte unterdessen alle Mittel, um Sieyes's Schrit-

ten nachzuspüren, und auch die Brieferöffnungen auf den Posten. — Alle an Sieyes etwa ankommende Briefe sollten auf des Diktators Befehl eröffnet werden. — Sieyes hatte gerade damals in einer Unterredung mit einem deutschen Freunde, über Kants Philosophie, den Wunsch geäussert, eine allgemeine Uebersicht dieses neuen Systems zu erhalten. Der letztere schrieb deßwegen an seinen Bruder, einen Gelehrten auf einer deutschen Universität, welcher, weil ihm die lateinische philosophische Sprache geläufiger als die französische war, einen lateinischen gedrängten Auszug der Kantischen Grundsätze entwarf, und ihn in einem an Sieyes addreßirten Briefe nach Paris absandte. — Dieser Brief kam an, ward in das Polizeiamt geschickt, und erbrochen. — Ein lateinischer Brief von mehrern Bogen, — an Sieyes, — aus einem feindlichen Lande? Dahinter stecken Geheimnisse, wohl gar ein Verschwörungsplan. — So dachte man mit diplomatischem Scharfsinn, und der wichtige Brief wanderte nach einem der revoluzionairen Ausschüsse. Diese höhere Instanz der Weisheit starrte den Brief an, verstand ihn eben so wenig, und schimpfte auf die Sprache der Pedanten. Der hohe lateinische Schulmeisterrath ward versammelt; man lieset, lieset noch einmal, streitet lange über den Inhalt dieses

sonderbaren Briefes, — findet wohl die Worte, aber den Sinn durchaus nicht, übersetzbar und verständlich. — Nein, nein, ruft einer, die Buchstaben da lügen, es ist die Chiffersprache eines gefährlichen Geheimnisses! — Endlich findet sich in der Minorität des Areopag's ein Weiser, der sich an die wirkliche Uebersetzung einzelner Stellen wagt, und nun die grosse Entdeckung macht: der Brief enthalte keinen gegenrevoluzionairen Verschwörungsplan; aber — freilich, die philosophische Sprache darin sey neu, der Sinn nicht recht verständlich, und die Begriffe ein wenig dunkel. — Der Brief, an dessen Inhalt so viel grosse Köpfe gescheitert waren, ward nun wieder versiegelt, und an seinen Mann gesandt.

Voltaire.

Voltaire ist der Schriftsteller des Jahrhunderts, so wie Friedrich der König desselben ist. Kein Schöngeist, kein Weiser des Alterthums hat so allgemein, so nachdrücklich auf seine Zeitgenossen gewirkt, als er. Er trat zugleich als Philosoph, als Dichter, und als Geschichtschreiber in seinen Wirkungskreis; und in diesen drei schweren Fächern erwarb er sich einen unsterblichen Ruhm. Epigramme und Schauspiele, Heldengedichte und Ammenmärchen, komische Romane, philosophische Wörterbücher und kritische Weltgeschichten schrieb er mit gleicher Leichtigkeit. Mit seiner unerschöpflichen Ader von gefälligem Witze und muthwilliger Laune setzte er hohe und schöne Wahrheiten gleichsam spielend durch die halbe Welt im Umlauf, und bekämpfte und vertilgte politische Mißbräuche und moralische Lächerlichkeit durch Spott und Scherz. Einer Menge von Originalköpfen, die in seinem Vaterlande

gedrängt zusammen lebten, war er Original-kopf, und die Gesetzgeber des feinen Geschmacks verehrten ihn als Gesetzgeber. Ueberhaupt sind seine Verdienste, troß seiner Fehler, so groß, daß man mit Recht behaupten kann, es sey wohl kein Gelehrter gewesen, der auf die Denkungsart seines Jahrhunderts einen so grossen Einfluß gehabt, und sie in so mancher Hinsicht verändert, die Grenzen der Denkfreiheit und Aufklärung so sehr erweitert habe, und in der Geschichte seines Zeitalters dadurch so merkwürdig geworden sey, als Voltaire, oder wie ursprünglich sein Familien-Name war, Franz Maria Arouet.

Dieser grosse Mann wurde am 20. Februar 1694 zu Chatenay gebohren, und weil seine schwächliche Konstituzion Besorgniß erregte, erst am 22. November desselben Jahrs zu Paris getauft. Sein Vater war daselbst Tresorier bei der Rechenkammer, und seine Mutter von adelicher Abkunft aus Poitou. Wißbegierde, muntere Aeusserungen und Genieeinfälle zeichneten früh den Knaben aus. Sein Vater schickte ihn auf das Jesuiten-Kollegium. Hier fing er schon als Jüngling an, sich über gelehrte, wie über Religionssachen sehr frei auszudrücken. Einer seiner Lehrer, der Pater le Joy, machte daher das Prognosticon, daß er einst der Anführer der Deisten in Frankreich seyn würde.

Indeß endigte Voltaire im Jahre 1710 seine Schulstudien. Sein Vater drang in ihn, daß er sich nunmehr zu einem Stande, zu einer gewissen Bestimmung entschliessen sollte. Ich will nichts anders als ein Gelehrter werden — war seine Erklärung. Das ist, erwiederte voller Unwillen der Vater, der Stand eines Menschen, der für die Gesellschaft unnütz, seinen Eltern zur Last, und in Gefahr ist, dereinst vor Hunger zu sterben. Solche Anreden, und die dringenden Vorstellungen seiner Familie, bewogen ihn endlich zum Studium der Jurisprudenz. Er hörte zu Paris Vorlesungen darüber. Allein die Reize der schönen Wissenschaften liessen ihn die Subtilitäten der Rechte vergessen. Anstatt den Codex zu studiren, studirte er Virgil, Horaz, Racine, und Corneille. Er sollte ein Advokat werden, und wurde ein schöner Geist, ein witziger Dichter, und dadurch dem Prinzen von Conti und dem Herzoge von Vendome bekannt.

Als Herr Arouet seinen Sohn mit Prinzen, mit alten Philosophen umgehen sah, hielt er ihn für verloren. Noch hatte er sich keinen Stand gewählt. Um ihn desto eher dazu zu bewegen, wollte er ihm die Stelle eines Raths beim Parlament kaufen. Er ließ ihm diese Stelle durch einen Freund antragen, der alle seine Beredsamkeit aufbot, und ihm

besonders die Achtung und das Ansehen vorstellte, welches mit einer solchen Würde verbunden wäre. Sagen sie meinem Vater, versetzte Voltaire, daß ich kein Ansehen haben will, welches man kaufen kann; ich will mir selbst ein Ansehen erwerben, das mir nichts kosten soll.

Er versuchte dieß beim Theater; der Ruhm, den Crebillon einerndete, reizte seine Ehrliebe. Er verfertigte im 18ten Jahre den Oedip, eine Tragödie, ganz im Geschmacke der Griechen. Es kamen Chöre darin vor, aber keine Rolle eines Verliebten. Dieß letzte machte die Akteurs abgeneigt; sie wollten das Stück nicht aufführen und Voltaire wollte es nicht ändern. Er wählte nun einen andern Weg des Ruhms. Er bewarb sich um den Preis, den die französische Akademie auf den besten Versuch in der Poesie gesetzt hatte. Seine Hoffnung schlug damals fehl; einer seiner Freunde wurde gekrönt. Unwillig bei dem Gefühle des Werthes seines Gedichts machte Voltaire eine Satyre auf la Motte, den Preisvertheiler der Akademie.

Sein Vater der widrige Folgen davon besorgte, wollte ihn deßwegen aus dem Hause jagen; er ging daher mit dem Marquis von Chateauneuf als Page nach dem Haag; allein dieser mußte ihn eines Liebeshandels wegen wieder nach Paris zurückschicken. Voltaire

ahndete seinen üblen Empfang daselbst im Voraus. Sein Vater hatte sich die Erlaubniß bewirkt, ihn arretiren, oder nach den Westindischen Inseln schicken zu dürfen. Dieß zeugte von seiner Erbitterung. Auch mit seinem ältesten Sohne, der sich in die damaligen Jansenistischen Streitigkeiten eingelassen hatte, war er unzufrieden. Ich habe zwei Narren zu Söhnen, sagte er einst, der eine ist ein Narr in Prosa, der andere in Versen. Um der ersten Hitze des väterlichen Zorns auszuweichen, hielt sich Voltaire längere Zeit verborgen. Ein Billet wirkte ihm endlich Vergebung.

Ich bin bereit, bester Vater, schrieb er unter andern darin, nach Amerika zu gehen, und bei Wasser und Brod zu leben, wenn Sie mir nur vor meiner Abreise noch erlauben, Ihre Kniee umfassen zu können. Aber die Hauptbedingung bei der Vergebung war, daß er sich einem Stande widmen sollte. Er kam zu einem Prokurator. Es gefiel ihm aber sein Studium nicht lange; und als er nach St. Auge kam, wo er eine Bibliothek fand, so vergaß er sein Versprechen, sich zu einer bestimmten Lebensart zu entschliessen, wieder.

Indeß starb Ludwig der XIV. Voltaire begab sich nach Paris, und wurde da, weil man ihn für den Verfasser eines Lästergedichts auf den verstorbenen Monarchen hielt, zu

Anfang des Jahres 1716 — in die Bastille gesetzt. In diesem berüchtigten Gefängnisse schmachtete er anderthalb Jahre. Indeß wurde auch der Kerker sein Parnaß. Seine Einbildungskraft war noch von den enthusiastischen Erzählungen eines alten Herrn von Caumartin über Heinrich den IV., den derselbe in seiner Jugend noch gekannt und Voltairen so edel geschildert hatte, belebt. Er entwarf, und bearbeitete den Plan zu dem Heldengedichte, das allein seinen Namen unsterblich machen könnte — zu der Henriade.

Alle Bitten, alle Verwendungen, ihm die Freiheit wieder zu verschaffen, waren vergebens. Indeß gab sich der Verfasser des oberwähnten Gedichts, den sein Gewissen beunruhigte, selbst an; und Voltaire war frei. Der damalige Regent von Frankreich, der Herzog von Orleans, ließ ihn sogleich zu sich kommen, und empfieng ihn sehr gnädig. Wollen Eure königliche Hoheit künftig für meinen Unterhalt sorgen, sagte Voltaire zu ihm, so wird es mir sehr angenehm seyn; aber ich bitte unterthänigst, nicht weiter mein Logis zu besorgen.

Aber bald hatte Voltaire neue Widerwärtigkeiten zu bestehen. Er bekam Streit mit dem Chevalier de Rohan und mit dem Herzoge van Sully, und wurde dann eines beissenden Epigramms wegen 1725 aufs neue

in die Bastille gesetzt, aber schon nach einem halben Jahre wieder losgelassen. Er entschloß sich nun nach England zu gehen, um sich weiteren Kabalen und Verfolgungen zu entziehen. Sein Ruhm, und seine ausgezeichneten Eigenschaften verschaften ihm eine günstige Aufnahme. Er suchte zuerst die Bekanntschaft von Pope, den er als Dichter besonders schätzte. Pope sprach gebrochen das Französische, und Voltaire gebrochen das Englische. Ihre ersten Unterredungen waren daher wenig unterhaltend. Voltaire begab sich nach einem kleinen Landorte, um erst besser die Sprache der Nazion zu erlernen.

Nach einem dreijährigen Aufenthalte in London, der durch genossene Ehre, Achtung und Freiheit der glücklichste und angenehmste gewesen war, kehrte er im Jahre 1728 nach Paris zurück. Er hatte durch seine Henriade einen grossen König in Versen verewiget, und unternahm nun einen der ausserordentlichsten Helden in Prosa zu schildern. Er schrieb die Geschichte Karls des XII., ein Werk, das bei den Freunden diplomatisch historischer Genauigkeit so vielen Tadel, als bei den Liebhabern einer schönen Geschichtsdarstellung Beifall fand. Die Henriade hatte Voltairen mehr eingebracht; indeß war er wegen seines Unterhalts nicht besorgt. Er besaß schon ein, wenn nicht grosses, doch ansehnliches und hinlängli-

ches Vermögen. Im Jahre 1716 hatte er das väterliche Haus verlassen. Die Pension, die er bald darauf von dem Herzoge von Orleans erhielt, und der Ertrag seines Oedips im Jahre 1719 setzten ihn schon in Stand für sich leben zu können. Im Jahre 1723 kaufte er sich eine Leibrente von 2000 Livres. Bald darauf bewilligte ihm die Gemahlin Ludwig des XV. einen Jahrgehalt aus ihrer Privatkasse.

Im Jahre 1728 starb sein Vater; er erbte ein Beträchtliches, gewann im folgenden Jahre von der Lotterie zu Paris, und vermehrte noch als Kaufmann sein Vermögen. In England, wo die ersten und vornehmsten Personen an Handelssachen Theil nehmen, hatte er diese Neigung zu merkantilischen Spekulazionen bekommen. Unter dem Namen du Moulin handelte der spekulirende Dichter nach Afrika, Cadix ꝛc. mit glücklichem Erfolge. Im Jahre 1730 ließ er seine neue Tragödie Brutus aufführen. Sie fand wenigen Beifall. Als Voltaire aus dem Schauspielhause zurückkam, und erfuhr, daß ein Schiff, auf seine Rechnung geladen, welches auch den Namen Brutus führte, und das er verunglückt glaubte, wohlbehalten in Marseille angekommen sey, sagte er zu seinem Faktor: da der Brutus der Barbarey glücklich erhalten worden, so tröste ich mich über den wenigen Beifall, den

der Brutus des alten Roms erhalten hat. Es kommt vielleicht die Zeit, wo man ihm Gerechtigkeit wiederfahren läßt.

Im Jahre 1731 gab er philosophische Briefe heraus. Die Geistlichkeit hielt sie für die Religion gefährlich, und brachte es dahin, daß sie durch den Henker verbrannt wurden. — Die Strafbesorgnisse, die Voltaire ausstand, hielten ihn vorläufig ab, weiter über religiöse Gegenstände zu schreiben. Er verfaßte dramatische Schriften. Sein unruhiger Geist, und seine freie Denkungsart versetzten ihn aber bald darauf — im Jahre 1735 — in eine neue kritische Lage. In vielen Broschüren hatte man ihm das Genie eines epischen Dichters abgesprochen. Er schrieb ein neues episches Stück, die berüchtigte Pucelle d'Orleans. Er wurde als Verfasser bekannt. Der damalige Siegelbewahrer drohte ihm, und hatte schon den Befehl ausgefertiget, ihn zu arretiren. Er entfloh 1736 nach dem Schlosse Cirey an der Grenze von Champagne, wohin ihn die Marquise von Chatelet, seine Freundin, die sich ganz mit den Wissenschaften beschäftigte, eingeladen hatte.

Hier lebte Voltaire im Schoosse der Musen, und ländlicher Ruhe. Um den Beifall zu geniessen, den ein neu von ihm verfertigtes Stück, die Alzire, fand, begab er sich wieder nach Paris. Allein seine Gegen-

wart erweckte den Neid. Man schwärzte ihn aufs neue bei dem Siegelbewahrer, und bei dem Kardinal Fleury an, und Voltaire eilte nach seinem Asyl, nach Cirey zurück. Um sich allen Nachforschungen zu entziehen, ließ er in die Zeitungen setzen, daß er nach England gegangen wäre. Alle Briefe von ihm waren von Cambridge datirt. Die Regierung wurde getäuscht, oder stellte sich wenigstens es zu seyn.

Mitten unter den Besorgnissen, und Widrigkeiten, die ihm drohten, hatte Voltaire die Freude, im August 1736 einen sehr schmeichelhaften Brief von dem damaligen Kronprinzen, nachmaligen König von Preussen, Friedrich dem Einzigen, zu erhalten. Friedrich nannte sich darin seinen ergebensten Freund, ein Ausdruck, der keine blosse Komplimentsformel war, sondern wahre Ergebenheit und Freundschaft ausdrückte. Die Korrespondenz zwischen Friedrich und Voltaire wurde bald nachher vertraute persönliche Bekanntschaft.

Was Voltaire durch alle seine schriftstellerischen, und politischen Verdienste nicht hatte erhalten können, erhielt er nunmehr durch Hofgunst. Er wurde endlich 1746 Mitglied der französischen Akademie, Historiograph von Frankreich, und wirklicher Kammerherr bei Hofe. In eben dem Jahre nahm ihn auch die Akademie zu Bologna zu ihrem Mitgliede auf.

Als die Marquise von Chatelet, deren Freundschaft ihn seit 20 Jahren beglückt hatte, plötzlich starb, kehrte Voltaire um seinen Kummer zu vergessen im Oktober 1749 nach Paris zurück. Aber der neue Aufenthalt Voltaires daselbst dauerte nicht lange. Friedrich hatte ihn schon öfters zu sich nach Potsdam geladen — und von Voltaire zur Antwort erhalten, daß er sich von seiner Freundin, der Marquise von Chatelet nicht trennen könne. Kaum war diese gestorben, so erneuerte Friedrich, um seine Poesien, und andere schriftstellerische Werke zu verbessern, seine Ansprüche auf seine persönliche Bekanntschaft. Itzt bin ich der älteste ihrer Freunde schrieb er an ihn, und sie können ihr Versprechen nicht länger unerfüllt lassen. Voltaire, der seine Freiheit mit den goldenen Ketten des Hofzwanges zu vertauschen Bedenken trug, suchte allerhand Vorwände auf, dem schmeichlerischen Antrage auszuweichen. Das rauhere Klima zu Berlin, schrieb er, würde seiner Gesundheit nachtheilig seyn. Um diese Besorgniß zu widerlegen, wurden ihm zwei Melonen zugeschickt, die im Monat Junius im Garten zu Potsdam gereift waren. Man versprach ihm 16,000 Livres Reisegeld. Aber Voltaire bedachte sich noch immer: endlich siegte seine Ehrliebe.

Voltaire ersuchte den Hof um Erlaubniß ins Preußische gehen zu dürfen, erhielt sie, reisete über Holland, erhielt zu Cleve königliche Bedienung, und kam im Junius 1750 zu Potsdam an. Er wurde auf dem Schlosse zu Potsdam — in den Zimmern, die der Marschall von Sachsen vorher bewohnt hatte, logirt, erhielt königliche Equipage und Bedienung, und speisete gewöhnlich des Abends mit Friedrich. Algarotti, Maupertuis, d'Argens, la Metrie ꝛc. waren mehrentheils von der Gesellschaft. Bei keinen königlichen Soupees herrschte so viel Freiheit, Witz und Laune. Voltaire korrigirte die Werke und Poesien des Königs, hatte ausserdem keine bestimmte Geschäfte, und lebte so frei als angenehm. Friedrich schenkte ihm den Kammerherrnschlüssel, das Kreuz des Verdienstordens, und setzte ihm überdem einen Jahrgehalt von 20,000 Livres aus. Voltaire genoß nichts als Gnade und Freundschaft.

Allein dieß goldene Zeitalter dauerte kaum ein Jahr. Voltaire hatte den Präsidenten der Berliner Akademie, Maupertuis, wie er in der französischen Akademie aufgenommen wurde, unter die grossen Gelehrten zu zählen, in seiner Antrittsrede vergessen, oder mit Bedacht unterlassen. Maupertuis, der sich zu rächen suchte, verbreitete, daß er

die

die Verse des Königs tadle, und schlecht finde. Voltaire, dem dieß empfindlich war, machte sich bei Gelegenheit eines gelehrten Streits, den Maupertuis mit dem Professor König im Haag führte, über seinen Gegner, und über seine Meinung lustig. Friedrich liebte Voltairen, wollte aber zugleich den Präsidenten seiner Akademie nicht öffentlich lächerlich sehen. Unter andern hatte Voltaire unter dem Titel: Akakia, eine Schrift verfertiget, worin er bitter über Maupertuis satyrisirte. Friedrich kannte sie, hatte aber ihren Druck verbothen; Voltaire ließ sie in Holland drucken — und Friedrich darauf durch den Scharfrichter unter den Augen Voltaires in Berlin verbrennen. Wechselseitige Erbitterung trat nun an die Stelle der Freundschaft. Voltaire besuchte den König, sagte, wie er aus dem Zimmer desselben heraus war, zu seinem Bedienten: Nimm mir diese unwürdigen Zeichen der Sklaverei ab, — und hing darauf den Kammerherrn-Schlüssel, und den Orden an die Thüre des Königs. Friedrich gab sich hierauf alle Mühe, Voltairen zu behalten, und dieser sich zu entfernen. Er schickte ihm seine Ehrenzeichen zurück; und Voltaire stellte sich wieder beim König ein.

Um sich den Gefahren, und ungewissen Aussichten seiner Lage zu entziehen, hat Vol-

taire den König nach Lothringen reisen zu können, um das Bad zu Plombieres zu gebrauchen. Friedrich gab ihm diese Erlaubniß. Er besuchte die Herzogin von Sachsen-Gotha, und den Landgrafen von Hessel-Kassel. Unterdessen waren ein paar satyrische Schriften gegen Friedrich erschienen. Voltaire, der sich auf seiner Reise unvorsichtig geäusseret hatte, hielt sich damals, im Juni 1753, zu Frankfurt am Main auf. Der Preußische Resident daselbst erhielt Befehl, ihn zu arretiren. Dieß geschah. Man bewachte ihn und seine Nichte; Madame Denis, die ihm entgegen gereiset war, mit einem Kommando Soldaten. Er mußte den Kammerherrn-Schlüssel, den Orden, und die poetischen Manuscripte des Königs ausliefern, jeden Tag die Wache mit 140 Reichsthaler bezahlen, und erhielt darauf nach einmonatlicher Zurückhaltung seine Freiheit wieder.

Nach dieser Gothisch-Vandalischen Geschichte, wie Voltaire sie nannte, begab er sich nach Lothringen, und besuchte den König Stanislaus zu Luneville; von da reisete er nach Lyon. Nirgends fand er solche enthusiastische Anhänglichkeit und Bewunderung, als hier. Man führte seine Schauspiele auf, umringte ihn auf den Strassen, und sprach von nichts, als von ihm. Um seine Gesundheit zu stärken, wollte er nach Savoyen reisen,

das Bad zu Aix gebrauchen, wurde aber unterwegs zu Genf davon abgehalten. Er beschloß, sich in der Nähe dieser Stadt niederzulassen, und kaufte ein Gut, das les Delices genannt wurde. Es verdiente diesen Namen bei seiner romantischen Lage, und bei den Kunstverschönerungen, die angebracht wurden. Man war auf dem Lande, und sah alle Vergnügungen der Stadt, Bälle, Komödien, Festins. Madame Denis machte die Honneurs. Aus allen Ländern kamen Reisende, den originellesten Schriftsteller Frankreichs zu bewundern.

Um die damalige Zeit fing Jean Jacques Rousseau an, gegen die bürgerlichen Einrichtungen zu schreiben. Er behauptete, daß der denkende Mensch ein erniedrigtes Thier sey, daß man keine Wissenschaften lernen müsse, um ein glücklicher Mensch zu seyn. Dieser paradoxe Satz hatte von der Akademie zu Dijon Beifall erhalten. Rousseau schickte seine Abhandlung auch an Voltaire. Dieser dankte ihm in einen schmeichelhaften Briefe, worin er unter andern sagte: daß noch keiner so vielen Verstand gezeigt hätte, die Menschen zu Thieren machen zu wollen, und daß, wenn er seine Abhandlung lese, ihm die Lust ankäme, auf Vieren zu kriechen. Allein Rousseau

verstand dieses Kompliment übel, und haßte auf immer Voltairen.

Rousseau gab bald darauf seinen Emil heraus. Dieses Werk, welches in Holland mit dem Privilegium der Generalstaaten erschien, wurde von dem Pariser Parlamente verbrannt, und dessen Verfasser — der im Genfer Gebiete lebte — mit gefänglicher Haft bedroht. Unter diesen widrigen Aussichten bot Voltaire Rousseau eine Freistatt an. Allein dieser antwortete in folgendem philosophisch-bizarren Briefe: Ich kann sie nicht ausstehen, mein Herr! weil sie meine Republik durch ihre Komödien verderben. — Mein Freund Jean Jacques ist kränker, wie ich glaubte, war das Urtheil, was Voltaire darauf äusserte.

Wo wahre Hochschätzung und Zuneigung statt findet, dauert Verunwilligung und Erbitterung — nicht lange. So war es der Fall mit Friedrich. Die verdeckte Abreise Voltaires, die zwistigen Szenen mit ihm, und der tragisch-komische Akt zu Frankfurt wurden bald vergessen. Er versöhnte sich mit seinem gelehrten Liebling, setzte nach dem siebenjährigen Kriege den Briefwechsel mit ihm fort, und machte ihn fortdaurend zum Vertrauten seiner poetischen Arbeiten. Voltaire lebte indeß seit 1754 bis 1761 in glücklicher Ruhe auf seinem Landsitze, eine Ruhe, die er fort-

dauernd den Musen, und mit unter seinen Pariser Widersachern widmete, die er mit lachender bitterer Satyre bekämpfte.

Unterdessen nahm zu Genf die Gährung der Meinungen und Grundsätze, die die benachbarten beiden Philosophen veranlaßten, immer mehr zu. Der Eifer Rousseaus gegen alle Schauspiele und öffentliche Vergnügungen, hatte die Köpfe erhitzt — und die Geistlichkeit erhitzte sie noch mehr. Das Volk wollte weder Theater, noch Bälle, und schöngeisterischen Witz. Voltaire wollte sich dem Fanatismus des Volks nicht aussetzen, verließ seinen Landsitz zu Delices und kaufte im Jahre 1762 das Schloß zu Ferney, an der Grenze des Genfer und des französischen Gebiets, in der Landschaft Gex.

Er hatte damals 140,000 Livres jährlicher Einkünfte. Die erste Veränderung, die er in seinem Dorfterritorio vornahm, war, daß er statt der verfallenen, eine neue prächtige Kirche bauen ließ. Sie erhielt die simple Inscripzion: Deo erexit Voltaire. Voltaire hatte diese Verbesserung eigenmächtig machen lassen. Der Erzbischof von Annecy, zu dessen Diözese Ferney gehörte, beschwerte sich bitter darüber. Aus welchem Grunde beschweren Sie sich darüber? antwortete Voltaire. Ihr, und mein Gott hatte eine Scheune zur Wohnung, und ich habe ihn in einem anständigen

Tempel logirt. Das Christusbild war vom wurmstichigen Holze, und ich habe eines wie ein Kaiserbild vergolden lassen.

Nahe unter den Fenstern seines Zimmers hatte sich Voltaire halb ausser, halb innerhalb der Kirche, sein Grabmahl in Gestalt einer zugespitzten Säule errichten lassen, um sich an das Ende seiner Tage zu erinnern. Der Weg zu demselben war übrigens auch zu Ferney mit Blumen bestreuet. Alle Vergnügungen, alle Annehmlichkeiten des Lebens, Komödien, Spiele, Gesellschaften, fanden sich daselbst vereinigt. Prinzen, Gelehrte, Kriegsmänner, alle Reisende von Stande und Kenntniß beeiferten sich, Voltairen zu sehen. Mehrere warteten Tage lang zu Ferney auf die Audienz des Philosophen, und öfters vergebens. —

Wir haben schon oben verschiedene Handlungen der Menschenliebe Voltaires angeführt. Nie entbrannte die Neiguug zu derselben stärker, als wenn er die Unschuld von Religionshaß und Fanatismus unterdrückt sah. Kein Kriminalprozeß ist berüchtigter geworden, als der, welcher im Jahre 1762 zu Toulouse entschieden wurde. Das dasige Parlament verurtheilte den bekannten Calas, einen Greis von 68 Jahren, dessen Leben durch Frömmigkeit und Rechtschaffenheit ausgezeichnet gewesen war — auf die Beschuldigung, daß er einen seiner Söhne umgebracht — zum Tode.

Das Kollegium seiner Richter bestand aus Katholiken, und Calas war ein Protestant. Nach seiner Hinrichtung kam seine Wittwe nach Genf, Voltaire erfuhr die Ungerechtigkeiten, die Umstände des Prozesses, machte sie bekannt, schickte die unglückliche Wittwe nach Paris, um den König um Gerechtigkeit zu bitten; der Prozeß wurde revidirt, und der hingerichtete Calas unschuldig befunden, die verlassene Wittwe erhielt darauf durch die Verwendung Voltaires Unterstützung von vielen Menschenfreunden.

Voltaire gab darauf mehrere philosophische Schriften heraus, unter anderen sein philosophisches Wörterbuch. Dieß aber schien dem Pariser Parlamente so irreligiös, daß er dasselbe verbrennen ließ. Der Bischof von Annecy, dessen wir schon oben erwähnt, beschuldigte den Verfasser, daß er nicht an Jesus Christus glaube. Um dieß zu widerlegen, beichtete Voltaire bei einem Kapuziner, legte sein Glanbensbekenntniß ab, und ließ es von mehrern Zeugen unterschreiben. Allein dieser fromme Akt überzeugte seine geistlichen Gegner nicht. Sie eiferten und klagten fortdauernd gegen ihn.

Beinahe 30 Jahre hatte itzt Voltaire Paris nicht gesehen. Er schickte im Jahre 1777 zwei neue Tragödien dahin. Die Akteurs konnten mit sich in der Vertheilung der Rollen

nicht eins werden. Die Aufführung des Stücks wurde verzögert. Dieß machte ihn ungeduldig. Seine Freunde hatten ihn öfters nach der Hauptstadt eingeladen; er selbst wünschte, sich noch einmal daselbst bewundert zu sehen. Er entschloß sich in seinem 84sten Jahre zu der Reise dahin, und trat sie mitten im härtesten Winter 1778 an. Er suchte sich unterweges allen Ehrenbezeugungen zu entziehen; sie unterblieben aber doch nicht. Und Voltaire erschien ganz unerwartet in Paris am 10. Februar 1778. Seine Ankunft in der Stadt wurde ein Fest der Freude, für den ersten und größten Theil der Stadt.

Indeß wurde Voltaire von der beschwerlichen Reise, und von der unruhigen Bewegung, in die der Pariser Enthusiasmus ihn versetzte, unpäßlich. Allein dieß störte seine Munterkeit nicht. Er wollte eines seiner Stücke aufführen sehen, und ließ deßhalb die Akteurs und Aktricen zu sich kommen, um einige Szenen zu probiren. Bei einer dieser Uebungen griff er sich so stark an, daß ihm ein Gefäß in der Brust sprang. Man ward besorgt für sein Leben.

Die Irene war schon sechsmal aufgeführet worden, und immer hatte das Publikum besonders gewünscht, den Verfasser selbst bei der Aufführung gegenwärtig zu sehen. Seine Krankheit hatte etwas nachgelassen. Voltaire

entschloß sich also, dem allgemeinen Wunsche Gehör zu geben. Kaum erschien er in der Loge, so erhoben sich alle Zuschauer. Ein allgemeines Freuden- und Bewillkommungs-Geklatsche! Bald darauf rief eine Stimme: Man setze ihm eine Krone auf! Tausend Stimmen wiederholten diese Worte. Der Schauspieler Brisard gehorchte denselben. Lange weigerte sich die Bescheidenheit des Philosophen gegen diese Ehre, die ganz neu und ungesehen war. Allein von allen Seiten rief man: Das Publikum giebt dir die Krone. Die Freudenbezeugungen dauerten unausgesetzt vier Stunden fort, und wurden in hunderterlei Ausdrücken bezeugt. Es lebe Herr von Voltaire! Es lebe der französische Sophokles! Es lebe unser Homer! Es lebe der Philosoph, der die Welt denken gelehrt! Es lebe der Vertheidiger des Calas!

Voltaire sehnte sich indeß nach Ferney, und die Einwohnerschaft daselbst nach ihrem Gebietsherrn zurück. Da seine Bauern erfuhren, daß er krank war, so erboten sie sich, nach Paris zu kommen und ihn in einer Sänfte nach Ferney zu bringen. Allein Voltaire änderte vorerst auf Bitten seiner Freunde seinen Entschluß, und kaufte sich ein prächtiges Hotel zu Paris. Aber die Herstellung von seiner Kränklichkeit, die er hoffte, erfolgte nicht. Rastlos und thätig, wie er noch in seinem

hohen Alter war, that er der französischen Akademie den Vorschlag, ein neues Wörterbuch der französischen Sprache, nach den bestimmtesten Regeln und den Bedeutungen der Wörter zu verfertigen. Er selbst übernahm den Buchstaben A.

Uebermäßiges Arbeiten, und der starke Gebrauch des Kaffees, den er sich angewöhnt hatte, raubten ihm unterdeß fast gänzlich den Schlaf. Man rieth ihm Opium zu gebrauchen; allein eine zu starke Dosis, die er aus Unvorsichtigkeit bekam, stürzten ihn in eine tödtliche Schlafsucht, und Voltaire starb bald hernach mit Ruhe und Gelassenheit am 31. Mai 1778.

Der Pfarrer von St. Sulpice drohte, Voltaire als einen Ketzer nicht begraben, oder wenn man ihn zwänge, ihn des Nachts wieder ausgraben zu lassen. Um alles Aufsehen und alle Widersetzlichkeit zu vermeiden, liessen die Freunde des Verstorbenen seinen Leichnam einbalsamiren, ihn des Nachts in einer Postchaise nach der Abtei Sellieres bringen, und in der dortigen Kirche begraben. Der Bischof von Troyes, unter dessen Diözese die Abtei stund, schickte sogleich, wie die Sache ruchbar wurde, einen Befehl ab, Voltairen nicht zu begraben; allein, wie der Befehl ankam, war es schon zu spät. Sein Leichnam wurde nachdem nach Romilly gebracht, und von da

am 11. Juli 1791, zufolge eines Dekrets der Nazionalversammlung in feierlicher Prozeßion nach Paris geführt, und in der Kirche der heiligen Genovefa, oder dem itzigen Pantheon, beigesetzt.

Aus dem, was in dieser biographischen Darstellung enthalten ist, wird man in den Hauptstücken schon den grossen Mann haben kennen lernen, der der Koloß der französischen Litteratur und einer der merkwürdigsten Männer unseres Jahrhunderts war. An Schönheit und Glanz des Ausdrucks übertraf er alle seine Landsleute, an Reichhaltigkeit des Witzes alle Gelehrte, die je gewesen sind.

Als dramatischer Dichter war er der erste und vollkommenste unter den Franzosen. Seine Tragödien stehen im Ganzen den Racineschen nach, übertreffen sie aber bei weiten in Schilderung des Herzens und der Leidenschaften. Voltaire brachte nur interessante Gemälde auf die Bühne, und war in manigfaltiger Schöpfung unerschöpflich und über alle erhaben. Ueberhaupt hat Voltaire das schönste Kolorit, das die französische Bühne kennt. Er ist zärtlich und ausgemalt wie Racine, erhaben wie Corneille, und philosophischer wie beide. Im gefühlvollen und starken Ausdruck der Beredsamkeit hat Rousseau den Vorzug, im Fache des Witzes und der Einbildungskraft Voltaire. Im Lustspiele stand er Mo-

liere nach: aber desto glänzender ist er in der Gattung der Poesie, die die Franzosen Pieces fugitives nennen. Als Prosaiker hat er noch nie seines gleichen gehabt. Er wurde ein Original, das man nachahmte, aber nie erreichte.

Setzt man noch hinzu, daß Voltaire der erste gewesen ist, welcher seiner Nazion die grossen Entdeckungen des Newton in der Naturkunde und Mathematik, auch andere wichtige Wahrheiten, die in England zuerst aufgewachsen waren, faßlich vorgestellt und gefällig empfohlen hat; daß er eine Menge Mißbräuche dreist gerügt, fast immer aber mit lachendem Munde bestraft hat; so kann man sich einigen Begriff von dem weit ausgebreiteten, und bleibenden Eindrucke seiner so fruchtbaren Feder, und von seinen Verdiensten machen. Leider! hat er aber auch durch viele seiner Schriften der Religion und den guten Sitten empfindlich geschadet, und seinem Ruhme dadurch grossen Abbruch gethan.

Necker.

Jakob Necker ist zu Genf 1732 gebohren. Sein Vater, der ihm eine sehr gute Erziehung gab, war Professor daselbst. Schon in seinen Kinderjahren zeichnete er sich durch seine Fähigkeiten aus, und gewann auf der Schule sehr oft den Preis. Noch sehr jung kam er in das Handlungshaus seines Onkels Vernet zu Paris, nachher als Handlungsbedienter zu dem reichen Banquier Thelüsson, mit einem sehr kleinen Gehalt. Er lebte ordentlich, war fleißig, und rechnete vortreflich. Durch diese Eigenschaften erhob er sich zu der Stelle des ersten Handlungsbedienten seiner Herren, die ihm endlich einen Antheil an ihrer Handlung überliessen. Bei seiner ökonomischen Art zu leben, bei der Menge und bei dem glücklichen Fortgang seiner Geschäfte, nahm sein Vermögen beträchtlich zu. Im Jahre 1765 heirathete er Mademoiselle Curchod, die Tochter eines schweizerischen Land=

predigers; eine Dame von feinem Verstande, und von vortreflichem Herzen, welche der berühmte Gibbon einst geliebt hatte. Als Gemahlin von Necker, versammelte sie in Paris eine Gesellschaft von Freunden der Wissenschaften und des guten Geschmacks um sich her, und stiftete eine Art von litterarischer Akademie, welche sogar d'Alembert häufig besuchte. Sie selbst schrieb viele wohlgerathene Aufsätze für den französischen Merkur und andere Journale. Necker, der schon in der Jugend schriftstellerische Versuche gemacht hatte, wollte nicht hinter seiner Frau zurückbleiben. Er las des Abends gute Schriften, und machte selbst kleine Aufsätze, in denen er seinen Styl nach grossen Mustern bildete.

So lebte er, als die Akademie eine Lobschrift auf Colbert zur Preisfrage aufgab. Eine solche Preisfrage aufgeben, hieß verlangen, daß der, welcher den Preis zu gewinnen Anspruch machen wollte, fähig seyn müsse, das verwickelte Gewebe der französischen Finanzverwaltung auseinanderzusetzen, und in seine ersten Fäden aufzulösen. Necker schrieb, und trug im Jahre 1773 den Preis davon. Seine sehr gut geschriebene Abhandlung über einen Gegenstand, den Niemand vorher kannte, und über welchen die Akademie selbst, nur in Rücksicht auf den Vortrag und die Sprache, aber nicht in Rücksicht der Sache,

zu urtheilen fähig war, machte grosses Aufsehen. Dazu kam noch das Verdienst, daß er Winke und Vorschläge gab, wie den in Verfall gerathenen Finanzen am besten abzuhelfen seyn möchte. Die scheinbare Auseinandersetzung von Dingen, die so verwickelt waren, daß sie gar nicht auseinandergesetzt werden konnten; die anscheinende, in ein Chaos gebrachte Ordnung; das auf einen dunkeln Gegenstand geworfene trügerische Licht; die akademische Zierlichkeit, mit welcher die Schrift geschrieben, die Antithesen, mit denen sie ausgeschmückt, und der selbstgefällige Witz, mit dem sie hin und wieder verbrämt war, verbreitet mit dem Nimbus, den die Preismedaille um sie her verbreitete: alles dieses zusammengenommen verschaffte Neckers Schrift einen grossen Ruf, und ihm selbst eine Menge Bewunderer. Neckers Preisschrift war der allgemeine Gegenstand aller Gespräche. Bald nachher schrieb Necker auch eine Abhandlung über den Kornhandel, wovon in einem Monate vier Auflagen gedruckt wurden, und von dieser Zeit an ward Necker für den ersten spekulativen Banquier in Frankreich gehalten.

Der Herzog von Orleans suchte bald darauf seine Gesellschaft, und bahnte ihm den Weg zur Stelle eines Finanzministers. Kaum war Necker an dieser Stelle, als er die Ban-

quiers und die Generalpächter von allen Seiten einschränkte. Sie hatten ihn, als er noch Handlungsbedienter war, beleidiget, und nun rächte er sich. Dieß konnte Niemand besser thun als er, dem alle ihre geheimen Schliche bekannt waren. Das Publikum, welchem die ganze Bande der Finanziers, wegen ihres Stolzes und Uebermuthes, von jeher verhaßt gewesen war, klatschte Neckern lauten Beifall zu, und so hatte er das Vergnügen, sich bewundert zu sehen, indem er weiter nichts, als seine Privatrache befriedigte. Er wiederholte aber zu gleicher Zeit so oft, daß er großmüthig, uneigennützig, und bloß zum Besten des Staats arbeite, daß endlich Niemand mehr daran zweifelte.

Neckers Seele ist keine von den grossen, vielumfassenden, entfernte Folgen im voraus berechnenden, planvollen, zur Herrschaft über andere geschaffnen Seelen. Zum Herrschen fehlt es ihm an Menschenkenntniß. Sein thätiger, aber eingeschränkter Geist, war zwar gewohnt, Zahlen, aber nicht Ideen zu verbinden; die Regel de Tri war die einzige, ihm geläufige, syllogistische Form, und alle Gegenstände, auf welche dieser Schluß nicht paßte, lagen ausser seinem Gesichtskreise. Dieß fühlte er wohl. Er konnte es sich selbst nicht verbergen, daß er aus der ihm bestimm-

ten Laufbahn herausgerissen worden war, und daß er zum Finanzminister keine Talente hätte. Indessen hielt er doch die eben so unerwartete, als alle seine Hoffnungen übersteigende Erhebung für eine Folge seines Verdienstes, und fing seit diesem Augenblicke an sich selbst zu bewundern. Der bisher bescheidene Necker wurde nunmehr unerträglich stolz. Seine Eitelkeit, seine Prahlerei, seine eingebildete Grösse, und die Verachtung, womit er auf alle Plane, die nicht von ihm selbst herkamen, herabsah, machten ihn bald allen, die um ihn waren, unerträglich: um so viel mehr, da er am Hofe lebte, und gar nicht die mit Höflichkeit verbundene Unerschrockenheit besaß, die den Mann von Welt so vorzüglich karakterisirt.

Bis itzt war der königliche Schatz gleich den Gefässen der Danaiden gewesen; was auf einer Seite hereinkam, floß auf hundert andern wieder heraus. Es war eine Quelle, aus welcher jeder zu schöpfen sicher war, der nur den Zutritt zu derselben erlangen konnte. Unter Neckern wurde es anders. Er hielt richtige Rechnung über Einnahme und Ausgabe, über Gläubiger und Schuldner, und wenn Geld in der Kasse vorhanden war, so schenkte er es nicht weg, sondern gab es, so lang er es nicht nöthig hatte, auf Zinsen aus.

Ein solches Verfahren war am französischen Hofe noch nie erhört worden. Necker, als Banquier, war gewohnt jährlich einmal eine Rechnung über Gewinn und Verlust zu machen. Das that er nun auch als Finanzminister; daher erschien der berühmte Compte rendu, ein Werk, das unglaubliche Wirkung that.

Schon die Bekanntmachung einer solchen Jahresrechnung schien vorauszusetzen, daß der König der Nazion über die Anwendung der Einkünfte des Staats Rechnung legen wollte. Dieß war aber nicht Neckers Zweck. Er wollte bloß sich ein Denkmal stiften, ganz Europa beweisen, wie sehr er den Ruf eines grossen Finanzministers verdiene, und wie leicht es ihm werde, Einfachheit und Ordnung in die allerverwickeltsten Geschäfte zu bringen. Dabei war die Bilanz so gezogen, wie sie allenfalls der Buchhalter eines wankenden Handlungshauses ziehen würde, das täglich den Bankerot fürchtet, und durch eine ungetreue Darstellung seiner Fonds sich Kredit zu verschaffen sucht: denn es ist leider! heut zu Tage mehr als zu gewiß bewiesen, daß dieser Compte rendu nicht richtig war. Eine andere Absicht Neckers scheint gewesen zu seyn, durch seine Ruhmredigkeit, und sein ewiges Pochen auf Tugend und Rechtschaffenheit sein Ansehen zu erhalten, und dem Staate Kredit zu ver-

schaffen; aber persönlichen Kredit, der nur dauern sollte, so lang er die Rechnung führte, und aufhören, so bald er seine Stelle verließ. So erhält oft ein Handlungshaus, bei dem man sich auf die Rechtschaffenheit des Buchhalters oder Handlungsführers verläßt, sehr lang seinen Kredit, den es sogleich verlieren würde, sobald ein anderer an dessen Stelle käme.

Alles dieses aber sah man nicht. Man fand den Gedanken neu, schön und groß, und abermals wurde Necker bewundert, und über eine Handlung gepriesen, von welcher er so grosses Lob gar nicht erwartet hatte. Dieß trug nicht wenig dazu bei, seiner Eitelkeit und seiner Ruhmredigkeit einen neuen Schwung zu geben. Er hielt sich nun in vollem Ernst für einen grossen Staatsmann, da er doch im Grunde nur ein grosser Rechner war. Er glaubte alles zu können, und alles fordern zu dürfen. Er forderte daher für seine Frau ein Tabouret im Staatssaale der Königin unter den Herzoginnen, und für sich eine Stelle im Staatsrathe, und diese Forderungen stürzten ihn. Er verlor seine Stelle, und ging sogleich nach seiner Entlassung in sein Vaterland, die Schweiz, zurück. Dort kaufte er die Baronie Coppet im Kanton Bern. Diese Baronie, die schönste und größte in der

Schweiz, liegt am Ufer des Genfersees, in der reitzendsten Gegend, die einen Rousseau und Voltaire begeisterte. Hier schrieb er in der Einsamkeit sein Werk: über den Einfluß religiöser Meinungen; eine Schrift, die man mit Vergnügen liest, auch dann, wenn man mit dem Verfasser über das Resultat seiner Untersuchungen nicht einverstanden ist.

In philosophischer Ruhe lebte Necker hier, bis man in Frankreich seine Zurückberufung in vollem Ernste verlangte. Er weigerte sich Anfangs zwar, nahm jedoch auf wiederholtes Ansuchen den Ruf an, und wurde zum zweitenmale Finanzminister. Gleich nach seiner Ankunft in Paris veranlaßte er, daß die Stände zusammenberufen wurden, weil, wie er glaubte, dieß itzt noch das einzige Mittel sey, den Staat zu retten.

Es geschah, und Necker hielt eine Rede an die versammelten Reichsstände, die begierig erwartet wurde, aber den Erwartungen gar nicht entsprach. Man bewunderte zwar einige schöne Stellen derselben, aber die unerträgliche Länge und Weitschweifigkeit; die öftern Wiederholungen; die mit Pomp gesagten Gemeinsätze; die Unverständlichkeit mancher Stellen, und die unerwartete Kleinheit der angegebenen Hilfsmittel; das Schwankende und Unbestimmte; der gänzliche Mangel an einem festen Plan; die Klaßifikazion

der Gegenstände, über welche die Versamm=lung sich berathschlagen sollte; die lange und unpolitische Hererzählung der Mittel, durch welche sich der König hätte helfen können, ohne die Stände zusammen zu berufen; die Scheingründe, mit denen er das System der Antizipazion nicht nur entschuldigte, sondern sogar vertheidigte; die Lobrede auf die Dis=kontokasse; die Empfehlung der ostindischen Kompagnie; die Vertheidigung der Vorrechte der privilegirten Stände; die Beweise, daß nach Ständen, und nicht nach Köpfen ge=stimmt werden, oder daß wenigstens die eine Art zu stimmen mit der andern abwechseln müsse; das beständige Laviren, zu einer Zeit, wo alle Segel aufgespannt waren; die Schwä=che der Regierung und des Finanzministers, welche überall durchblickte: alles dieses tadelte man daran, und zwar mit Recht. Seinen Versprechungen traute man nicht, weil sie zu groß waren, als daß sie hätten erfüllt werden können.

Durch diese Rede verlor Necker einen grossen Theil seines Ansehens, und konnte sich nur kurze Zeit in seinem Posten als Finanz=minister erhalten. Er erhielt bald wieder Be=fehl, das Königreich zu verlassen, und mit ihm erhielten zugleich die bisherigen Minister: Montmorin, de la Lücerne und St. Priest ihren Abschied. Necker reiste sogleich ab, und

als sich das Gerücht seiner Abreise verbreitete, war ein allgemeines Schrecken die Folge dieser Nachricht. Fast alle Gemüther waren gleich wieder für ihn gestimmt, und man mißhandelte sogar diejenigen, welche die erste Nachricht von seiner Abreise ins Palais Royal brachten.

Kaum also hatte der Exminister Paris verlassen, als man schon wieder von seiner abermaligen Zurückberufung sprach, und selbige im Konvent verlangte. Der König sahe sich gleichsam gezwungen, den Bitten, die wahre Forderungen wurden, nachzugeben, und Neckers Zurückberufung zu bewerkstelligen. Er schrieb deßhalb selbst an ihn, und diesem Briefe legte die Nazionalversammlung ein schmeichelhaftes Schreiben bei. Dieser Einladung konnte Necker nicht widerstehen, sie kitzelte seinen Stolz und seinen Ehrgeiz zu sehr, als daß er sie hätte ausschlagen können. Schon am 27. Juli 1789 zeigte er der Nazionalversammlung durch ein Schreiben seine baldige Ankunft an. Die Ablesung dieses Schreibens wurde mit den heftigsten Freudensbezeugungen und mit unausgesetztem Beifallklatschen angehört, und seine Rückreise war ein ununterbrochener Triumph. Von Basel bis nach Versailles war die Strasse ganz mit Volk besetzt, welches ihn als den

Schutzgott Frankreichs empfing, und ihn mit Zurufen und Glückwünschen begleitete.

Nachdem Necker in Versailles an Lobeserhebungen und Schmeicheleien alles eingeerndtet hatte, was nur einzuerndten war, so ging er nach Paris, um auch dort seiner Eitelkeit ein Opfer bringen zu lassen. Dieser Schritt ist auf keine Weise zu entschuldigen: es war eine höchst unpolitische, eine unverzeihliche Reise! Statt im Triumph in Paris einzuziehen, hätte er gegen die Nazionalversammlung, welche ihn schlechterdings nicht entbehren konnte, einen festen Ton annehmen, und von ihr verlangen müssen, daß sie sich pünktlich an die befehlenden Aufträge ihrer Kommittenten halten solle, und weigerte sie sich dieses zu thun, so mußte er die Versammlung bei der Nazion verklagen. Hätte Necker auf diese Weise gehandelt, so würde Frankreich itzt eine Konstituzion haben, die Schulden wären bezahlt, und Ludwig XVI. lebte noch.

Am 30. Juli kam Necker nach Paris. Die Bürgermiliz zu Pferde und zu Fuß, begleitet von einer unzählbaren Menge Volks, kam ihm entgegen. Ein unermeßlicher Haufe drängte sich um seinen Wagen, und die Luft ertönte von dem Geschrei: „Hoch lebe die Nazion! Hoch lebe Necker!“ So ging es fort bis an das Rathhaus. Auf der Treppe

desselben kamen ihm zwölf Rathsherren entgegen, um ihn zu empfangen.

Als er in den Saal trat, war das Beifallklatschen und Freudengeschrei über alle Beschreibung groß. Necker hielt eine Rede an die Versammlung, die ihm der Präsident beantwortete. Er wollte den Enthusiasmus, worin die Versammlung gerathen zu seyn schien, nützen, und bat für seinen in Arrest sitzenden Landsmann Besenval; der Konvent bewilligte sie, allein bei dem Volke erregte es den lautesten Unwillen. Es sah diese Begnadigung als einen Eingriff in seine Rechte an, und schrie fast unaufhörlich: Necker! Necker! wir wollen Neckern sehen. Er war genöthigt sich dem Volke zu zeigen, um es nur einigermassen wieder zu beruhigen; mit der Nazionalkokarde am Hut stellte er sich an ein Fenster, und sprach, so viel es der Lärm gestattete. Gleich erhob sich ein Freudengeschrei und Vivatrufen, das beinahe ohne Aufhören war, und er zog mit vollen Zügen das Vergnügen ein, welches ihm der Anblick so vieler tausend Menschen verschaffte, die ihm alle zuriefen, daß er ein grosser Mann und der Schutzengel Frankreichs sey.

Nach diesem Triumphe kehrte Necker entzückt nach Versailles zurück. Da aber das Volk in allen seinen Handlungen unbeständig ist, weil es nicht nach Grundsätzen handelt,

sondern immer nur dem Eindrucke des gegenwärtigen Augenblicks folgt: so dauerte auch Neckers Triumph nicht lange. Der Pöbel versammelte sich, war unzufrieden und murrte laut über die versprochene Amnestie, und über die Neckern zugestandene Befreiung Besenvals. Man war unzufrieden über den Minister, daß er die Befreiung Besenvals verlangt hatte; man machte seine Gesinnungen verdächtig, und die Ruhe wurde nicht eher wieder hergestellt, bis die Befreiung Besenvals widerrufen wurde.

Nun fühlte es Necker, wie sehr er die Gunst des Volkes verloren hatte, und sah es schon im voraus, daß er sich in seinem Posten abermals nicht würde halten können. Denn den Vernünftigen wurde er bereits seines kleinlichen Ehrgeitzes wegen verhaßt, und den Demagogen war er nicht demokratisch genug. Die Nazionalversammlung ging ihren eigenen Weg, ohne sich um die Plane des Ministers zu bekümmern. Der getäuschte Necker bat daher im September 1790 um Urlaub, um, wie er vorgab, seine zerrüttete Gesundheit wieder herzustellen, aber im eigentlichen Sinne, um nie wieder zu kommen. Der Urlaub wurde bewilligt, und so entging Necker dem Beile der Guillotine, welches ihm wahrscheinlich zu Theil geworden wäre, und reisete wieder auf sein Gut Coppet. Auf

der Reise erfuhr er hin und wieder die bittersten Kränkungen; und das Volk, welches ihn bei seiner Rückkunft nach Frankreich beinahe vergöttert hatte, war itzt bereit ihm jede Schmah anzuthun und sogar sein Leben zu bedrohen.

Die Meinung, daß Necker Frankreich an den Abgrund des Verderbens gebracht, und die Revoluzion herbeigeführt habe, ist eben so ungegründet, als der Glaube einiger warmen Verehrer von ihm, daß er nur allein im Stande gewesen wäre, Frankreich von dem Untergange zu retten. So sehr jeder Unbefangene Neckers Pünktlichkeit in Geschäften, die strenge Oekonomie, die er in die öffentliche Verwaltung einführte, und die Freimüthigkeit, mit welcher er die leichtsinnigen Verschwendungen rügte, loben muß; so gewiß ist es dessen ungeachtet, daß er der Direkzion der Staatsgeschäfte, zumal während seiner zweiten Administrazion im Jahre 1788, gar nicht gewachsen war, und daß das wenige Gute, was er während derselben ausführte, keineswegs den Schaden ersetzte, welchen das königliche Ansehen durch seine Eitelkeit erlitt. Bei der Einrichtung der Reichsstände beging er unverzeihliche Fehler, und in dieser Rücksicht war er an den nachher entstandenen Unordnungen hauptsächlich Schuld. Allein man kennt keine Handlung von ihm, die ei-

nen schlechten Charakter verriethe; und seine Feinde haben ihm ausser der Eitelkeit und einer pedantischen Strenge in seinem Betragen nichts vorwerfen können.

Von beiden Fehlern zeugen auch seine zahlreichen Schriften. Er spricht darin am liebsten von sich, und lobt mit seliger Zufriedenheit seine ehemaligen Anordnungen; auch glaubt er noch immer die Bewunderung aller Staatsmänner auf sich zu ziehen. Auf die Schreibart verwendet er beinahe zu viel Sorgfalt und verfällt daher oft in blendende Deklamazionen. Sein neuestes Werk, welches er im Jahre 1796 in 4 Bänden herausgab, ist eine Geschichte der Revoluzion, worin er sein Betragen bei derselben zu rechtfertigen sucht und nicht vergißt, sich eben so reichlich selbst Weihrauch zu streuen, wie in seinen frühern Schriften. So lange er noch die Revoluzion als Augenzeuge beschreibt, so lange ist seine Erzählung nicht ohne Interesse, ob er gleich da manche Punkte unberührt läßt, über die man nähere Aufklärungen von ihm zu fordern berechtigt scheint. Die nachherige Erzählung schränkt sich bloß auf die bekanntesten Begebenheiten ein, giebt keine neuern Aufschlüsse, und ermüdet den Leser durch die langweiligen und weinerlichen Deklamazionen und Tiraden, die der Verfasser seiner bekannten Gewohnheit nach reichlich eingeschaltet hat.

Nachdem Necker Frankreich verlassen hatte, um sich auf sein Gut Coppet in der Schweiz zu begeben, ward er auf die Emigranten Liste gesetzt, und seine Güter in Frankreich wurden in Beschlag genommen. Diesen Beschlag hat nun das Direktorium mit der Erklärung aufgehoben, daß es dem Herrn Necker als einem Genfer immer frei gestanden habe, Frankreich zu verlassen.

Necker ist von mittlerer Grösse, aber von starkem Körperbau. Seine Manieren haben etwas Rauhes; in seinen Audienzen begegnete er den Leuten verächtlich und oft spöttisch. Aber ein ganz anderes Betragen beobachtete er gegen jene, deren Einfluß auf die grosse Welt ihn bewog, behutsam gegen sie zu seyn, und die Kunst, die er in diesen Umständen anwendete, war eines seiner wirksamsten Mittel, um die Köpfe zu erhitzen, und sich Anhänger, die ihn vergötterten, zu verschaffen. Seine Frau starb ihm Anfangs 1796, und noch ist er über ihren Tod untröstlich. Seine Tochter ist die Gemahlin des schwedischen Bothschafters bei der französischen Republik, des Barons von Stael, und hat sich durch mehrere Schriften über Politik und Moral als eines der geistreichsten Frauenzimmer bekannt gemacht.

Fox.

Karl Jakob Fox ist den 24. Jäner 1749 zu London gebohren. Sein Vater, der Lord Holland, war einer der größten Männer seines Zeitalters, hatte bei dem vortreflichsten Charakter viel Verstand und ein ansehnliches Vermögen, und bekleidete zuerst das Amt eines Kriegssekretärs, später wurde er Staatssekretär und endlich nach seiner Vereinigung mit Chatam, den Vater des itzigen Premierministers Pitt, erhielt er die einträgliche Würde eines Großschatzmeisters.

Fox wurde äusserst sorgfältig erzogen, und sein Vater wendete alle Zeit, die ihm von seinen Geschäften übrig blieb, auf die Bildung seines Sohnes. Einer der wesentlichsten Punkte in der Erziehungskunst seines Vaters war: seine Kinder bei guter Zeit daran zu gewöhnen, daß sie bei jeder Gelegenheit ihre Meinung frei heraussagten; seine Nachsicht gegen sie verwahrte sie völlig vor der bei

Kindern so gewöhnlichen Blödigkeit; und sie nahmen so sehr die Gewohnheit an, über alles mitzusprechen, daß sie sich dadurch unvermerkt allgemeine Kenntnisse verschafften. Der junge Fox gab verschiedene Beweise seiner Anlagen. Als Knabe hatte er die völlige Freiheit bei Tische sich mit Männern in Gespräche einzulassen, und diese thaten es gern, weil sie früh das Licht seines Geistes durchscheinen sahen. Hier gewöhnte er sich frühe zu der freimüthigen Fertigkeit in Versammlungen zu reden, und so ward die Bahn seiner Talente eröffnet und geebnet. Daß jugendlicher Muthwillen und Vorwitz sich mit einmischten, mußten seine Eltern erwarten. Der Knabe kann nicht der bescheidene Jüngling, der Jüngling nicht der reife Mann, der Mann nicht immer der Weise seyn, und Lord Holland glich nicht denen, die Knaben, Jünglinge und Männer unterdrücken, weil sie nicht, was Menschen nie seyn können — ganz weise sind.

Als Lord Holland Staatssekretär war, las der junge Fox schon des Vaters Ausarbeitungen. Er war noch nicht 10 Jahre alt, als er einen Aufsatz, den ihm sein Vater zum Durchlesen gegeben hatte, ins Feuer warf, und seinem Vater sagte, er sey zu schwach. Und Lord Holland, statt ihn zu bestrafen, schrieb die Depesche um.

Bis dahin wollen wir die Erziehung eines geistvollen Knaben nicht tadeln. Sie war freie Exerzion. Aber Zufuhr schädlichen Stoffes war es, als der Vater seinen 14jährigen Sohn nach Spaa führte, und ihm dort jeden Abend fünf Guineen gab, um sie beim Pharao-Tische geltend zu machen. Dadurch ward in Fox die Neigung zum Spiele erzeugt, so wie des Vaters Verschwendung zu vielen Geldes ihm früher Anlaß gab, dem Hange zu Vergnügungen zu vieles einzuräumen.

Im 14. Jahre seines Alters, schickte ihn sein Vater nach Eton, wo er, ohne sich eben sehr ums Studiren zu bekümmern, nichts desto weniger sehr schnelle Fortschritte in den Wissenschaften machte. Alles, was er las, behielt er vollkommen; er hatte selbst eine Gabe zu schreiben, die keiner seiner Landsleute nachzuahmen vermochte. Sein durchdringender Verstand, seine Lebhaftigkeit und die Anmuth seines Geistes, die seiner Jugend so viele Reize gaben, liessen ihn ausserordentliche Vortheile für die Zukunft hoffen, und als ihn darauf sein Vater nach Oxford schickte, so erregte er auch hier Erstaunen und Bewunderung. Er las mit grosser Fertigkeit Aristoteles moralische und politische Schriften; Demosthenes und Homer waren seine Lieblingsgesellschafter. Dadurch gewann er eine solche Bekanntschaft mit diesen Griechen, daß spä-

terhin, als eines Tages ein Geistlicher einen Vers im Homer für unächt erklärte, weil er ein Silbenmaß enthielt, das Homer nie gebraucht haben sollte, Fox sogleich zwanzig Verse anführte, die eben das Silbenmaß hatten. Sprache und Sinn des Ersten aller Dichter waren ihm gleich bekannt. Er redete mit gründlicher Kenntniß von jener, mit tiefem Gefühle von diesem, belehrend und unterhaltend für den Sprachforscher und für den Freund des Schönen. Auch Geschichte, Sitten und Politik waren die ernsthaften Gegenstände seines Forscherblicks.

Später bat er seinen Vater ihn auf Reisen gehen zu lassen, welche Erlaubniß er von selbem auch ohne Mühe erhielt. Ganz voll von den Vergnügungen, die er in Frankreich und Italien zu geniessen hoffte und eben so eingenommen von seinen Talenten, auf welche er bei der Rolle, die er zu spielen gedachte, besonders rechnete, schiffte er sich ein und kam glücklich in Paris an. Er betrog sich auch in seinen Erwartungen nicht; denn er machte sich hier durch die Biegsamkeit seines Geistes bald viele Freunde. Die Unstätigkeit seines Charakters, kam mit dem flüchtigen Wesen der Nazion, unter der er itzt lebte, vortreflich überein. Die Hofleute bemerkten an ihm ein Talent fürs politische

Fach,

Fach, welches weit über die Granzen seines Alters reichte; in allen Arten von Streitigkeiten erhielt seine Meinung jederzeit den Sieg.

Ein solcher Ruf machte ihn bald zum Abgott der Frauenzimmer. Er mischte sich allzeit in ihre Privatunterhaltungen und fand sich stets bei ihren Nachttischen ein. Wenn man alle Liebesabenteuer, die er in Frankreich, Italien und in seinem Vaterlande bestand, erzählen wollte, würde ein dicker Band nicht hinreichen. Im Winter verließ er Paris, begab sich von da nach Venedig und dann nach andern Städten Italiens. Endlich kehrte er wieder nach England zurück; und da sein Vater seines Alters wegen im Parlamente nicht immer Sitzung nahm, so ließ er seinen Sohn darin aufnehmen.

Im Jahre 1768 ward er für eine Kommunität in der Provinz Sussex erwählt, und den folgenden Winter bekam er den Auftrag, in einer sehr wichtigen Angelegenheit das Wort zu führen, ob er gleich noch nicht das erforderliche Alter erreicht hatte. Er war diese Gunst theils seinem persönlichen Talent, theils der Aufführung schuldig, die er beobachtete, indem er sich auf die Seite des Ministeriums schlug, welches ihn für fähig erklärte, den Obliegenheiten seiner Stelle mit Ehren vorstehen zu können. Und er zeigte dabei eine so

männliche und starke Beredsamkeit, daß die ältesten Parlamentsglieder darüber staunten.

Wenn er indessen als Parlamentsglied, oder auch bloß als Advokat, so oft einen glücklichen Erfolg hatte, so darf man dieß nicht auf Rechnung seiner Arbeitsamkeit oder seines Eifers fürs Studieren, sondern nur jenem durchdringenden Verstande zuschreiben, welcher ihm mit einem Blicke den schwierigsten Punkt einer Sache entdecken ließ, ohne daß er erst nöthig hatte, die damit verbundenen Thatsachen zu untersuchen. Er bemeisterte sich jeder aufgeworfenen Frage mit Leichtigkeit, und beurtheilte mit schnellem Blicke ihre Stärke oder Schwäche, er durchsah jede Maßregel bis zu ihrer geheimsten Absicht. Das Eindruckvolle seiner Beweis-Folgerungen, seine Fertigkeit, die angemessensten, ausdruckvollesten und kräftigsten Wörter zu finden, machten ihn bald hervorscheinend, und nur der Fortgang, den er täglich machte, zeigte daß er noch nicht seine Höhe erreicht hatte. Seine Freunde hofften, so wie er in Geschäfte verwickelt werden dürfte, würde auch sein Geschmack für Spiel und Luxus abnehmen, aber sie betrogen sich. Ob er schon im Parlament mit einer sehr ernsthaften Mine erschien, so überließ er sich doch nichts desto weniger allen Vergnügungen übermäßig.

Um ihn wo möglich zu hindern, seinem Hange zu Ausschweifungen nachzugehen, verschafte ihm sein Vater eine Stelle im Departemente der Marine. Allein die Bemühung blieb umsonst; denn obgleich dieses neue Amt seine ganze Aufmerksamkeit erforderte, so blieb er doch dem Spiele so ergeben, daß er oft in St. James Quartier eine Depesche unterzeichnete, die er im Departemente der Admiralität geschrieben hatte, indem er in der einen Hand die Feder und in der andern die Karten hielt. Er hatte sich dadurch gegen 20,000 Gulden Schulden auf den Hals geladen, auf vieles Bitten gab ihm endlich sein Vater diese Summe um sie gleich abzuzahlen, er wollte es am andern Tage thun, kam aber denselben Abend noch in eine Spielgesellschaft und verlor da die ganze Summe.

Die Freundschaft welche Lord Borcas für Fox zeigte, trug nicht wenig bei, ihm eine Stelle im Ministerio zu verschaffen. Fox verließ seinen Dienst beim Admiralitätskollegio, um Platz im Staatsrath zu nehmen, wo sein Freund präsidirte. Nichts war indeß fähig ihn vom Spiele abzuziehen, und es ist sich daher nicht zu verwundern, wenn der Ertrag seiner Stelle und die Unterstützung seines Vaters nicht hinreichend war. In diesen Zeiten der Noth suchte er tausend unbekannte Mittel

hervor, um sich aus der Verlegenheit zu reissen. Kaum giebt es in London einen Wucherer, mit dem er nicht in Verbindung gestanden hätte. Er hatte in seinem Hause ein verborgenes Zimmer, wo er die Juden und alle seine Mäckler empfing; dieses nannte er deßwegen die Kammer von Jerusalem. Indessen hatte das Verfahren des Fox bei verschiedenen Gelegenheiten, die Vernachläßigung seiner Amtsgeschäfte, seine Verschwendung und einige andere geheime Gründe, ihn endlich genöthigt, nach dem Tode des Marquis von Rockingham, seine Stelle im Ministerio niederzulegen.

Fox war, dem König selbst unerwartet, mit Lord North einverstanden und versöhnt, und trat nun 1784 neuerdings als Staatssekretär ein. Indeß besaß er diese Stelle doch wieder nicht lang. Er hatte eine Bill ins Parlament gebracht, daß man der Ostindischen Kompagnie das Regiment über ihre grossen Erwerbungen in Indien nehmen, und sie 7 Direktoren unterordnen sollte, die von dem Unterhause ernannt würden. Natürlich hatte diese Bill des Königs Beifall nicht, und da sie im Oberhause abgeschlagen wurde, so versuchte der König sein ganzes Ministerium zu verändern, und es gelang ihm ein neues nach seinem Willen und dem Rath seiner Freunde, insonderheit des Lords Tempel, zu

ernennen. Pitt wurde nun Kanzler und Unterschatzmeister der Exchequer, und Fox mit seiner Partei mußte abtreten.

So war Fox in einem Zeitraume von achtzehn Monaten zweimal ein alles bewirkender Minister und zweimal ein Bettler, der von dem Almosen seiner Freunde leben mußte: ein Fall, der in der Geschichte gewiß beispiellos ist! Da er 1783 das erstemal das Ministerium verließ, so fand er sich den andern Tag im Parlament ein, nahm seinen Sitz auf der Opposizionsbank, und hub seine Rede mit diesen Worten an: Hier stehe ich nun wieder, so arm als ich war! Diese Dürftigkeit aber, die noch immer bei diesem unruhigen Manne fortdauert, ist nicht die Folge seiner uneigennützigen Administrazion: sondern die Kürze derselben, sein grosser Hang zur Verschwendung und die Hoffnung, lange am Ruder zu bleiben, waren Ursache, daß er beidemal das Ministerium so arm wieder verließ, wie er hereingetreten war.

Seit der Zeit, als er das zweitemal aus dem Ministerium trat, ist nun Fox immer auf der Seite der Opposizion und den Absichten des Königs und seines Ministers Pitt allezeit entgegen. Aber in das Innere seiner politischen Discussionen hinein zu gehen, ist hier, ohne eine Uebersicht des ganzen Laufes der Geschäfte unmöglich. — Besonders zeigte er,

seit dem Ausbruche der französischen Revoluzion und des später deßwegen zwischen beiden Reichen entstandenen Krieges, seine Mißbilligung der Grundsätze des itzigen Englischen Ministeriums am deutlichsten: in jedem Jahre als das Parlament versammelt war, schlug er vor mit den Franzosen Friede zu machen; erschwerte immer dem Minister Pitt die Bewilligung der Subsidien zur Fortsetzung des Kriegs und zur Vertheidigung des Landes u. s. w. Da er indeß nie die Oberhand erlangen konnte, und seine Anträge immer durch eine grosse Stimmenmehrheit verworfen wurden, so wollte er im Jahre 1797 das Parlament gar nicht mehr besuchen, weil, wie er sagte, alle seine Reden ohnehin fruchtlos wären; jedoch erscheint er nun doch auf das dringende Zureden seiner Freunde wieder öfter in demselben. Im Jahre 1798 aber mußte Fox noch die Kränkung erleben, daß ihn der König eigenhändig aus dem Buche, wo er als geheimer Rath desselben eingeschrieben stand, ausstrich.

Unter den vielen grossen Eigenschaften in Foxens Rednertalenten zeichnet sich besonders seine Stärke in der Darstellung oder Auseinandersetzung aus. Wie verworren und verwickelt auch eine Sache seyn mag: so weiß er sie so zu entfalten und abzuwinden, daß sie dem gemeinsten Hörer verständlich wird. Er entkleidet die Wahrheit von jedem Anputze,

der, sey es aus Kunstgriff oder aus Vernachläßigung, ihre eigentliche Gestalt verhüllt; er zeigt ihre entblößten Nerven und Sehnen. Gleich einem Demosthenes bestehet die Vortreflichkeit seiner Rede im Wesentlichen, in der klaren Auseinandersetzung der Thatsachen, im Herbeiführen und Einpressen überwiegender Gründe. Seine Rede ist fast immer ausschließlich an die Umstände der Zuhörer gerichtet. Er hat Bildnerei, aber mehr zur Aufklärung als zur Verschönerung. Wie Demosthenes stehen ihm Witz und Laune zu Gebot, aber immer nur als Hilfsmittel, nie als Hauptwerkzeuge. Seine Kenntnisse sind so ausgebreitet und vielfältig, daß er die kunsttreibenden Männer nicht in Grundsätzen, sondern in den eigentlichen technischen Begriffen und in dem Innern ihrer Kunst übertrifft. Seine Unordnung ist offenbar nicht vorbereitet, die Gedanken steigen so schnell in seiner Seele, daß es ihm unmöglich fallen würde, irgend einer vorher überdachten Ordnung zu folgen. Und dennoch ist sein Vortrag das Resultat eines umfassenden Geistes, eben so schnell als kraftvoll. Sein Stil ist, wie ein starker Verstand und eine vollkommene Kenntniß der Sprache ihn erwarten lassen, ganz ohne Ziererei. Er sucht nicht ängstlich äussern Schmuck und Wohllaut, sie gesellen

sich zu ihm. Aber die ersten Eigenschaften der Sprache, Deutlichkeit, Nachdruck und Angemessenheit charakterisiren seine Reden: ohne Rhetorisches Gepränge und blumenreiche Verzierungen ist seine Sprache bloß der Ausdruck des Gefühls und der Vernunft.

Paine.

Thomas Paine ist zu Thetford in der Grafschaft Norfolk am 29. Jäner 1737 gebohren. Sein Vater, der Sohn eines kleinen, aber doch angesehenen Pächters, war von Gewerbe ein Schnürbrustmacher, und seiner Religion ein Quäker. Seine Mutter war die Tochter eines Advokaten von Thetford, und von der in England herrschenden Kirche. Er ward in seiner Vaterstadt unter dem ehrwürdigen William Knowles, Schulmeister zu Thetford erzogen, und für einen Knaben von grossen Fähigkeiten gehalten, obgleich er nicht sehr ordentlich und fleißig war. Seine Studien schränkten sich mehr auf das Nützliche, als auf das Schöne ein; er lernte lesen, schreiben und rechnen. Im 13. Jahre verließ er die Schule, um das Gewerbe seines Vaters zu lernen, welches er auch, obgleich er es nicht liebte, beinahe fünf Jahre trieb.

Im Jahre 1756 kam der junge Paine nach London. Er arbeitete eine Zeitlang bei Morris, einem sehr bekannten Schnürbrustmacher, in Hannoversstreet, Long-Acre. Er blieb indeß nicht lange in London; und wahrscheinlich ist dieses die Periode, in welcher er seine erste Seefahrt unternahm.

In einem jugendlichen Alter, roh und unternehmend, und von dem Heroismus eines Herrn entflammt, der einst auf einem Kriegsschiffe gedienet hatte, betrat er eine neue Laufbahn, und ging an Bord des Kaperschiffs the Terrible, das der Kapitain Death anführte. Von dieser Unternehmung ward er indeß noch glücklicherweise bei Zeiten durch eine liebvolle Ermahnung seines guten Vaters zurückgebracht; aber der Eindruck derselben auf den jungen Paine, so groß er auch Anfangs war, verlor sich doch in kurzer Zeit; der junge Mann begab sich nachher auf das Kaperschiff König von Preussen, und ging damit in See. Diese Lebensweise setzte er aber nicht lange fort; denn im Jahre 1758 finden wir ihn schon wieder in Dover, wo er beinahe ein ganzes Jahr sein erlerntes Gewerbe trieb.

Im April 1759 ließ er sich als Meister in seinem Handwerke in Sandwich nieder, und heirathete am folgenden 27. September Mary Lambert, ein hübsches Mädchen, die Tochter eines Zollbeamten. In Sandwich

blieb er aber nicht länge, sondern zog am 7. April 1760 mit seiner Frau nach Margate. Kurze Zeit darauf verlor er sein Weib, und ging nun wieder nach London.

Die Versuche, die Paine mit seinem Gewerbe machte, brachten ihm kein Vergnügen, und nur wenig Gewinn; dieses bestimmte ihn damals, demselben auf immer zu entsagen. Als Jüngling lernte er die Pflichten und die Einkünfte eines Zollbeamten kennen. Seine Frau sprach vermuthlich oft mit ihm von den Ehren und Vortheilen ihres verstorbenen Vaters. Durch diese Betrachtungen geleitet, ging er im Juli 1761 wieder in seines Vaters Haus, um zu Thetford in Ruhe und Einsamkeit den grossen Gegenstand seiner künftigen Laufbahn zu verfolgen.

Nach einem fünfzehnmonatlichen Studium ward Paine in einem Alter von 25 Jahren am 1. Dezember 1762 bei der Accise angesetzt. Diese Erfüllung seines Wunsches hatte er der freundschaftlichen Vermittlung des gelehrten Registrators zu Thetford, Cocksedge, zu verdanken. Aber er brachte in dieser seiner Laufbahn nicht mehr als zwei oder drei Jahre zu; denn es ist gewiß, daß er, aus welchen Ursachen wissen wir nicht, am 27. August 1765 seiner Dienste entlassen ward.

Nach diesem Unfalle gerieth er in grosse Dürftigkeit. Es heißt, daß er einige Zeit fast

ohne Nahrung und Wohnung zubrachte. Am 11. Juli 1766 ward er in sein Amt wieder eingesetzt; ein Umstand, der zu beweisen scheint, daß er seine erste Entlassung nicht verdient habe. Diese Wiederaufnahme verschaffte ihm indessen noch keine unmittelbare Stelle. Er ward daher in der Zwischenzeit bei einer Schule als Lehrer der englischen Sprache in Lemanstreet, Goodman's Fields, angesetzt, wofür er jährlich 25 Pfund Sterling Gehalt bekam. In derselben Eigenschaft lebte er nachher eine kurze Zeit in Kensington.

Im März 1768 ward er Accisebeamter in Lewes, in der Grafschaft Sussex. An diesem Orte wohnte er bei einem Tabaksfabrikanten Ollive; nach dessen Tode er seine Handlung unter seinem eigenen Namen fortsetzte, und Elisabeth Ollive, die Tochter seines verstorbenen Hauswirths heirathete. Diese Periode soll eine der glücklichsten seines Lebens gewesen seyn. — Im Jahre 1772 faßten die Accisebeamten im ganzen Königreiche den Entschluß, bei dem Parlamente um eine Vergrösserung ihres Gehalts zu bitten. Paine, der eine der Hauptpersonen war, wurde von ihnen aufgefordert, ihre Sache zu Papier zu bringen; dieses that er, und machte nach einer Arbeit von mehreren Monaten den Aufsatz durch den Druck bekannt. Ungeachtet aller

seiner Mühe aber hatte seine Schrift doch nicht den gewünschten Erfolg.

Im April 1774 häufte sich bei Paine ein Unglück über das andere. Alle Effekten in seinem Laden wurden verkauft, um seine Schulden zu bezahlen. Da er als Großirer auch mit accisbaren Artikeln handelte, so war er, wir wissen nicht, ob mit Recht oder Unrecht, im Verdacht, als wenn er Unterschleif machte; und ward am 8. desselben Monats nach einem zwölfjährigen Dienste wieder seines Amtes entlassen. Am folgenden 24. Mai kam Paine mit seiner Frau überein, sich von einander scheiden zu lassen, und den 4. Juni darauf ward die Ehescheidung förmlich vollzogen. Manche behaupten, daß Paine seine Frau mit Grausamkeit behandelt habe, und daß dieses die Ursache ihrer Trennung gewesen sey.

Gegen das Ende des Jahrs faßte er, zufolge einer starken Empfehlung an Dr. Franklin, den Entschluß, sein Vaterland zu verlassen, und segelte daher im September nach Amerika ab. Er kam zu Philadelphia im Winter an, einige Monate vor der Schlacht von Lexington, die im April 1775 vor sich ging. Sein erstes Geschäft in der neuen Welt war, das eines Ladendieners bei Actkin, einem fleißigen Buchhändler in Philadelphia, mit 20 Pfund Sterling jährlichen Gehalts.

Bald darauf legte er sich auf die Chymie; und im November, als die Zufuhr von Schießpulver nach Amerika abgeschnitten war, beschäftigte sich sein fruchtbares Genie mit Versuchen, den Kongreß auf eine leichte und wohlfeile Art mit Salpeter zu versehen.

Von der Zeit an ward er mehr bekannt, und sein zeitheriges Leben verdient schon besondere Aufmerksamkeit. Am 10. Jäner 1776 gab er seine berühmte Schrift unter dem Titel: Common sense (gesunde Vernunft) heraus. Dieses Werk ward allgemein gelesen, und meistentheils mit Beifall aufgenommen. Die erste Auflage ward bald vergriffen. Eine zweite erschien in kurzer Zeit, die um ein Drittel vermehrt war.

Im Laufe des Jahrs 1776 befand sich Paine bei der Armee, in welcher Eigenschaft, wissen wir nicht. So viel ist gewiß, daß er Washington auf seinem Rückzuge vom Hudson'sflusse nach dem Delaware begleitete. Zu derselben Zeit nahm der Kongreß die Flucht; alles war erschrocken; bloß Paine nicht. Er sah, daß die Amerikaner Hilfsquellen genug hatten, um die Hoffnung nicht schwinden zu lassen, und bestrebte sich, andern dasselbe Zutrauen einzuflößen. In dieser Absicht gab er am 19. Dezember die: Crisis heraus, worin er jeden Grund der Hoffnung auseinander setzte, und jede Ursache der Furcht untersuchte.

Dieses Werk, das 13 Stücke enthält, gab er zu verschiedenen Zeiten heraus, bis daß die Revoluzion zu Stande war. Das letzte Stück erschien am 19. April 1783, an demselben Tage, da die Aufhörung der Feindseligkeiten proklamirt wurde.

Im Jahre 1777 ernannte ihn der Kongreß einmüthig, und ohne daß er es vorher wußte, zum Sekretär in dem Departemente der auswärtigen Angelegenheiten. Von der Zeit an genoß er einen genauern Umgang mit dem Dr. Franklin. Sein Amt war ihm sehr angenehm, da es ihm die Gelegenheit verschaffte, die Lage fremder Höfe, und ihre Art, Geschäfte zu verrichten, näher kennen zu lernen. Als aber zwischen dem Kongreß und ihm, wegen einem ihrer damals sich in Europa aufhaltenden Kommissarien, des Herrn Silas Deane, ein Mißverständniß eintrat, nahm er am 8. Jäner 1779 seinen Abschied, und schlug zu gleicher Zeit die Geldunterstützung aus, die ihm von den französischen und spanischen Ministern, Gerard und Don Juan Miralles, angeboten wurde.

Kurz nachher ward er zum Lehrer der Künste bei der Universität von Philadelphia ernannt: und im Jahre 1780 ward er Mitglied der amerikanischen philosophischen Gesellschaft, als sie durch die Legislatur der Provinz Pensilvanien wieder belebt wurde. Seine

Unabhängigkeit als politischer Schriftsteller war sehr bekannt. Sein Patriotismus hatte ihm viele Freunde erworben, und unter andern schien der General Washington eine grosse Meinung von der Wichtigkeit seiner Dienste zu haben. Zur Belohnung für diese Dienste bekam er von Neu-York einige konfiszirte Ländereien zu Neu-Rochelle, und von Pensilvanien 500 Pfund Sterling zum Geschenke.

Als seine Gegenwart in Amerika nicht länger nothwendig war, ging er im Herbste des Jahres 1786 nach Frankreich, und kam zu Anfange des Jahrs 1787 in Paris an. Was er vorzüglich mit sich brachte, war sein Ruf als Schriftsteller, und das Modell zu einer Brücke, das der Akademie der Wissenschaften vorgezeigt wurde. Von Paris ging er den 13. September nach England hinüber; gerade 13 Jahre nach seiner Abreise nach Philadelphia. Vor Ende des Monats ging er nach Thetford, um seine Mutter zu sehen, der er wöchentlich 9 Schilling aussetzte; diese Unterstützung hörte aber nachher auf, als der amerikanische Kaufmann, der die Auszahlung zu besorgen pflegte, bankerott wurde.

Einen Theil des Jahrs 1788 wohnte Paine zu Rotherham in Yorkshire, wo seine eiserne Brücke geschlagen, und vorzüglich auf Kosten des scharfsinnigen Waiker zu Stande

gebracht wurde. Der Plan hatte indessen Paine eine ansehnliche Summe gekostet; und da auch die angenommenen Anweisungen des amerikanischen Kaufmanns auf ihn, sich auf 620 Pfund Sterling beliefen, die er nicht sogleich bezahlen konnte, so ward er am 29. Oktober 1789 arretirt. Bei dieser Gelegenheit wurden zwei ehrwürdige Kaufleute seine Bürgen; da er nun eine beträchtliche Summe, die er unterdessen aus Amerika empfangen hatte, auszahlte, und auf das Uebrige einen Wechsel von sich gab, so ward er im November, nach einem dreiwöchentlichen Gefängnisse, wieder in Freiheit gesetzt.

Nach der Bekanntmachung der Betrachtungen über die französische Revoluzion von Burke gab Paine im Februar 1791 sein bekanntes Werk, unter dem Titel: Rechte des Menschen, heraus. Dieses Buch ward im Verlage des Buchhändlers Johnson gedruckt; da es aber einige strenge Bemerkungen über verschiedene Theile der englischen Regierung enthielt, so ward Johnson durch den Rath einiger seiner Freunde dazu verleitet, die Bekanntmachung desselben von sich abzulehnen, worauf es dann erst nach Verlaufe eines Monats vom Buchhändler Jordan öffentlich angezeigt wurde.

Um die Mitte des Mai's ging Paine wieder nach Frankreich. Als Ludwig XVI. zu Varennes angehalten, und wieder nach Paris zurückgebracht wurde, war Paine in ziemlicher Gefahr. Ein Offizier rief nämlich im Namen der Nazionalversammlung, daß alle Anwesende still und bedeckt seyn sollten. In einem Augenblicke hatten alle Köpfe ihre Hüte auf. Paine hatte unglücklicherweise seine Nazionalkokarde, das Zeichen der Anhänglichkeit an Freiheit und Gleichheit, verloren. Es entstand nun mit einmal ein Geschrei: Aristokrat! Aristokrat! An die Laterne! An die Laterne! Paine ward nun von denen, die bei ihm standen, gebeten, seinen Hut aufzusetzen, und es dauerte eine ziemlich lange Zeit, ehe der Pöbel sich zur Ruhe bringen ließ. — Am 13. Juli ging er wieder nach London zurück.

Im Februar 1792 erschien der zweite Theil seiner Rechte des Menschen, der ihn noch mehr in Ruf setzte. Der Absatz dieser Schrift war grösser, als vielleicht der Absatz von irgend einem bisher in England gedruckten Buche; denn als dieser zweite Theil herauskam, waren von dem ersten Theile in England, Schottland und Irrland nicht weniger als zwischen 40 und 50,000 Exemplare gedruckt; wenn man nun dazu nimmt, daß noch viele wohlfeile Ausgaben herausgekommen sind, von

denen ebenfalls viele tausend Stücke abgingen, so kann man wohl annehmen, daß die Summe aller verkauften Exemplare sich auf nicht viel weniger, als 300,000 belaufen mag.

Am folgenden 6. September ward Paine von dem Departemente von Calais zu seinem Repräsentanten im französischen Nazionalkonvent erwählt. Er verließ London am 13., und kam, nachdem er erst mancherlei Beleidigungen von dem Volke zu Dower ausstehen mußte, den folgenden Tag in Calais an, von wo er gleich nach Paris abging. Hier ward er von seinen Kommittenten mit vieler Freude, und mit ausgezeichneten Beweisen der Hochachtung empfangen. Sein Betragen und seine Schicksale als Konventsmitglied sind allgemein bekannt.

Unter der Schreckensregierung des Robespierre wurde er als ein Fremder, und weil er es mit der Partei der Girondisten gehalten hatte, arretirt, mußte im Gefängnisse vieles Ungemach erdulden, und hätte vielleicht gar noch die Guillotine besteigen müssen, wenn nicht der Sturz des Tyrannen ihn gerettet hätte. Er wurde nachher aus dem Gefängnisse entlassen, und lebt seit dieser Zeit ruhig und still in Paris von der Schriftstellerei. Seine letztern Werkchen: Untersuchungen über wahre und fabelhafte Theologie, und über den Got-

tesdienst, sind voll der bittersten Ausfälle auf die Religion, und voll unreifer und falscher Urtheile; daher auch schon von mehrern Schriftstellern gründlich widerlegt worden. Auch seine Schrift: über das Sinken und den Untergang des englischen Finanzsystems, zeichnet sich bloß durch falsche Schlüsse und grosse Bitterkeit gegen sein vaterländisches Ministerium aus, und er wird den sobald prophezeiten Verfall dieser Finanzen gewiß nicht erleben.

Bahrdt.

Karl Friedrich Bahrdt war den 25. August 1741 zu Bischofswerda in der Lausitz gebohren. Sein Vater, der Diakonus des Orts, wurde bald von da zu bessern Stellen befördert und kam wenige Jahre darauf nach Leipzig, wo er Anfangs als Prediger an der Petrikirche, hernach als Professor der Theologie und Superintendent angestellt wurde. Die Erziehung des jungen Bahrdt wurde Hauslehrern überlassen; da aber die meisten derselben mittelmäßige oder ganz unfähige und schlechte Menschen waren, unter deren Leitung seine wissenschaftliche und sittliche Bildung wenig gedeihen konnte, so machte sein Vater den Versuch ihn auf die Nikolaischule zu schicken, und da auch dieses nicht den erwünschten Erfolg hatte, so brachte er ihn nebst einem andern seiner Söhne auf die Schulpforte.

Hier äusserte sich schnell bei dem 14jährigen Knaben die Folge besserer Disziplin und

Anleitung. Er zeichnete sich durch schnelle Fortschritte vor seinen Mitschülern aus und widerstand auch der Verführung zu Thorheiten und Ausschweifungen. Allein dieß dauerte nicht lange und er ward nach 2 Jahren seines schlechten Betragens wegen relegirt. Er kehrte also nach Leipzig zurück und wurde, nachdem er noch einigen Privatunterricht von Ernesti im Griechischen und Lateinischen erhalten, in seinem 16. Jahre Student. Nachdem er ein paar Jahre studirt hatte, trat er zum erstenmale in der Nachbarschaft von Leipzig als Kanzelredner auf. Da ihm dieser erste Versuch gelang, da er reichlichen Beifall der Gemeinde und der Predigerfamilie des Orts einerndtete, so gaben diese Umstände seiner Eitelkeit und seinem Selbstvertrauen einen neuen Schwung, und erzeugten in ihm, der sich nun zu allem fähig hielt, den Entschluß, sobald als möglich zu promoviren, um als akademischer Lehrer aufzutreten. Diesen Plan führte er im Jahre 1761, dem 20. seines Alters, aus, wo er zum Doktor der Philosophie und zum Magister der freien Künste kreirt wurde.

Bahrdts Studienplan ward in Allem übereilt. Er bezog die hohe Schule, als er noch auf den niedrigen Schulen hätte lernen sollen und er ward itzt akademischer Lehrer, als er erst reif zum akademischen Lehrling war,

Dennoch betrat er im süssen Selbstgenusse seiner neuen Würde den Lehrstuhl und debutirte, unter ziemlichen Beifalle, mit Vorlesungen über die Dogmatik, die er als Wiederholung der Vorlesungen seines Vaters ankündigte. Im Jahre 1762 erhielt er eine Katechetenstelle in Leipzig und einige Jahre darauf wurde er Substitut seines Vaters und ausserordentlicher Professor der geistlichen Philologie. Der allgemeine Beifall, den man seinen Kanzelvorträgen zollte, verblendete ihn immer mehr, und er war schon nicht mehr zufrieden, bloß in dem Umfange von Leipzigs Mauern zu glänzen, sondern er suchte auch seinen Ruhm durch Schriftstellerei, weit und breit zu verherrlichen; anfangs nur durch kleine exegetische, kritische und andere Abhandlungen, hernach durch grössere Schriften. Im Besitz einer Professur und mit glänzenden Aussichten für die Zukunft, fehlte ihm in der Gegenwart nichts als ein reichliches Auskommen, welches er sich durch eine reiche Heirath zu verschaffen hoffte; aber er sah sich unter mannigfaltigen Vorwänden von verschiedenen vermöglichen Leipzigerinnen abgewiesen. Dieß war nur das Vorspiel des Mißgeschicks, das ihn im Jahre 1768 betraf. Seine Verhältnisse hatten den sinnlichen und sorglosen Mann nicht abhalten können, sich in ein liederliches Haus zu verirren. Er ward von einer Dirne als Vater

angegeben, kam darüber in Inquisizion, und mußte seine Aemter niederlegen.

Dieser Schlag zertrümmerte das ganze Gebäude seines Glückes in Leipzig und nöthigte ihn, ein Land zu verlassen, in welchem seine Schande überall kund worden war. Er flüchtete nach Halle zu Klotz, dieser verhalf ihm zu einer Professur der biblischen Alterthümer in Erfurt, jedoch ohne Gehalt. Allein auch hier entzweite er sich bald mit den theologischen Professoren einiger heterodoxer Grundsätze wegen. Während dieser Zeit schrieb er mehrere Werke und war überhaupt voll literarischer Projekte: auch die Idee eine reiche Frau zu finden, die seine Finanzumstände verbessern könnte, wachte wieder bei ihm auf und führte ihn zu mancherlei eigennützigen Versuchen, die aber ohne den gewünschten Erfolg blieben, bis er endlich die junge Witwe Kühn, Tochter des ehemaligen Superintendenten Volland in der Reichsstadt Mühlhausen, fand, sich in ihre artige Figur und in die 6000 Thaler, die ihr das Gerücht beilegte, verliebte, und sie zu seiner Gattin bekam.

Die Kabalen der Erfurter Theologen und die Eingeschränktheit seiner ökonomischen Umstände, welche er durch unnöthigen Aufwand noch verschlimmerte, fingen an ihm den Aufenthalt in Erfurt zu verleiden. Er setzte alle seine Freunde und Bekannte in Bewegung,

um sich durch sie eine andere Stelle zu verschaffen. Endlich erhielt er auf Semlers Vorschlag den Ruf als Prediger und vierter Professor der Theologie in Giessen, welche Stelle er im Jahre 1771 antrat. Seine schriftstellerische Ader floß hier sehr reichlich: einestheils führten ihm seine Geldverlegenheiten die Feder, anderntheils rastete sein unruhiger Geist nicht, seine heterodoxen Grundsätze aufzustellen, um, wie er wähnte, die noch im Finstern sitzenden Zeitgenossen aufzuklären. Der natürliche Erfolg dieser ohne alle Rücksicht und Behutsamkeit ausgebreiteten Heterodoxien, besonders seines kühnen Angriffs auf die Versöhnungslehre und seines modernisirten neuen Testaments, war ein über ihn in Giessen sich zusammenziehendes Ungewitter. Allein auch hier rettete ihn plötzlich ein Deus ex machina aus diesem Labyrinthe.

Der Herr von Salis verlangte ihn auf Basedows Empfehlung zum Direktor seines Philantropins zu Marschlinz in Graubündten mit 2000 Gulden Gehalt. Bahrdt nahm mit Freuden den Ruf an, besuchte noch vor der Abreise zu dem Ort seiner Bestimmung, das Dessauische Philantropin, um sich wie Salis wollte, in die Geheimnisse der Erziehungskunst einweihen zu lassen, und eilte darauf im Jahre 1775 von Giessen weg. Er war aber unterwegs gegen Salis eingenom-

men worden und auch Salis hatte Nachrichten über Bahrdt eingezogen, die ihm eine geheime Abneigung einflößten. Es fehlte daher vom ersten Augenblicke an das wechselseitige Vertrauen, ohne welches kein gemeinschaftliches Werk mit Erfolg betrieben werden kann. Bahrdt hatte nichts als Wonne und Glückseligkeit von seinem Aufenthalt in Marschlinz geträumt; er hoffte hier als Direktor alles nach seinem Sinne schaffen, auch in der Pädagogik sich einen Namen erwerben, in glücklicher Unabhängigkeit und bei seinem ansehnlichen Gehalte in Ueberfluß leben zu können. Itzt fand er das meiste so viel anders als es ihm seine Phantasie vorgemalt hatte. Er hing vom Herrn von Salis, einem strengen, ernsten und zurückhaltenden Manne ab, ohne dessen Genehmigung er wenig thun konnte. Er mußte sich in die eingeführte Ordnung des Hauses fügen; sich an strenge Regelmäßigkeit und Beobachtung der mit seiner Stelle verbundenen schweren Pflichten binden; er konnte nur wenig Zeit für sein Vergnügen sparen; er fand wenig Umgang nach seinem Geschmacke, und sein Gehalt, statt ihn reichlich zu nähren, wollte niemals zureichen. Dieß alles erregte bei Bahrdt üble Laune, die immer fester einwurzelte und endlich in ihm tiefen Groll gegen Salis und Eckel am ganzen Philantropin hervorbrachte.

Satt und überdrüßig des Lebens in Marschlinz, das ihm ein Jahr vorher noch Eldorado geschienen hatte, seufzte er nach Erlösung, und siehe das Glück, welches ihn nie ganz verließ, eröffnete ihm abermals die Aussicht auf einen bessern Zustand! Da gerade damals die Superintendentur in Dürkheim an der Hardt erledigt war, und man dem damaligen Grafen von Leiningen-Dachsburg, der einen angenehmen Redner zu haben wünschte, Bahrdts Predigertalente rühmte, so bekam er diese Stelle, traf im Julius 1776 in Dürkheim ein und wurde mit ausgezeichneter Hochachtung enpfangen und behandelt. Es war dieß gewiß die schönste Periode seines Lebens. Alles drängte sich ihn zu sehen, und ob er gleich klein von Person war, so machten doch seine sprechenden Gesichtszüge, sein seelenvolles Auge und die Annehmlichkeit seiner Sprache und seines Umgangs ihn bald jedermann interessant. Er fand durch seine Predigten vielen Beifall, vorzüglich bei der gebildeten Klasse. Dem gemeinen Manne war es freilich anstößig, daß er die spezielle Seelsorge ganz von sich ablehnte, indeß wurden die Klagen darüber nie laut.

Er hatte sein Projekt, eine Erziehungsanstalt zu unternehmen, nicht vergessen. Itzt stellte es sich wieder seiner Phantasie von der schönsten Seite dar, im Gefolge von Schä-

zen, die er damit erwerben, vom grossen Nutzen, den er stiften, und von einem ausgebreiteten Rufe, den er dadurch gewinnen würde. Er wußte das Heilbringende einer solchen Anstalt und den grossen Zufluß auswärtigen Geldes, das dadurch ins Land käme, dem Landesherrn so lebhaft zu schildern, daß dieser ihm selbst dazu die Hand bot. Bahrdt wußte, daß zu Heidesheim ein gräfliches Schloß leer stehe und schlug dem Fürsten vor, ihm dasselbe einzuräumen: dieß geschah. Bahrdt kündigte nun mit Posaunenschall das neue Heidesheimische Philantropin der Welt in zwei Sprachen, der deutschen und französischen an, und machte allerlei Versuche, durch Subscripzion oder Akzien, Geld zur Einrichtung der Anstalt zu bekommen. Da diese vergeblich waren, so verfiel er darauf, seine Uebersetzung des neuen Testamentes wieder auflegen und in einer verbesserten Gestalt erscheinen zu lassen. Von allen Seiten strömten nun Pränumerazionsgelder herbei, so daß er in kurzer Zeit über 1200 Thaler beisammen hatte. Er fand nun auch einige Freunde, die ihm in Frankfurt Kredit verschafften, und nun konnte er die nöthigen Geräthschaften zur Einrichtung des Erziehungshauses anschaffen. Das Schloß wurde Bahrdten vom Hofrath Rühl, der später beim Ausbruche der französischen Revoluzion in der ersten Legislatur und dann im Na-

zionalkonvent eine nicht unbedeutende Rolle als Deputirter vom Elsaß spielte, auf Befehl des Fürsten, aber mit manchen Einschränkungen, übergeben.

Das Philantropin wurde im Jahre 1777 feierlichst eingeweiht und es ging anfangs alles gut, da Bahrdt schon viele Zöglinge hatte und auch wirklich mit Professoren versehen war. Er arbeitete selbst ziemlich fleißig und suchte besonders die sokratische Lehrart einzuführen und zu vervollkommen; das Institut würde sich erhalten und nach und nach verbessert haben, hätte Bahrdt eine bessere Auswahl unter seinen Lehrern getroffen, wäre er ein ordentlicherer Haushalter gewesen und hätte er sich nicht, anstatt zu handeln, beständig mit Entwerfung neuer Projekte abgegeben, wovon eins das andere verdrängte. So wurde eine Lichtgiesserei und eine Wagenschmierfabrik im Schlosse angelegt, ja sein Hausmeister brachte ihn dahin, daß er eine Fabrik anlegte worin ein silberfarbigtes Metall verfertigt werden sollte, mit welchem, wenn es von andern für Silberarbeit angesehen würde, er einst einen ausgebreiteten Handel anzufangen hoffte. Natürlich scheiterten alle diese Unternehmungen; nicht glücklicher war er mit der Errichtung einer Buchhandlung und einer Buchdruckerei.

Dieß und ein Zusammenfluß von mehrern Umständen brachten das Philantropin seinem Untergange nahe. Bahrdt wollte etwas Entscheidendes unternehmen, und um seiner Anstalt von Grund aus aufzuhelfen und sie wieder in den glänzendsten Zustand zu versetzen, schritt er zu dem verzweifelten Wagestück, eine Reise nach Holland und England zu unternehmen, um daselbst Zöglinge zu werben, die besser bezahlten, als die Deutschen. In London wurde Bahrdt vom Prediger Wendeborn und Joh. Reinh. Forster, der unlängst als Professor in Halle starb, vorzüglich freundschaftlich aufgenommen, und er ließ sich auch dort in der grossen Freimaurer-Loge aufnehmen, wo er in einem Abend drei Grade erhielt. Es ging ihm recht wohl, und er fand durch Wendeborns Vermittlung Leute, die sich für seine Erziehungsanstalt interessirten. Bahrdt reisete mit vier Zöglingen von London ab, zu denen sich unterwegs in Holland, Cleve und Crefeld noch neun gesellten. Vergnügt und in dem Wahn, bald sein Philantropin auf den höchsten Gipfel der Blüthe gebracht zu sehen, eilte er seinem Heidesheim zu, erfuhr aber, noch ehe er es erreichte, daß er durch ein Reichshofraths-Conclusum von allen seinen Aemtern suspendirt sey! Dieß war ein Donnerschlag für ihn: er wußte sich aber zu fassen, um seine innersten Gefühle wenigst vor seinen Zöglingen

zu verbergen, und beschloß das Institut so lang fortdauern zu lassen als es ihm vergönnt seyn würde. Allein kaum waren vier Wochen verflossen, so war seine Absetzung schon allenthalben bekannt, und so holten die Eltern ihre Zöglinge nach und nach fast alle wieder ab.

Dieß Anathema vom Reichshofrath hatte sich Bahrdt durch sein neues Testament zugezogen, und da er die ihm schuld gegebenen Irrthümer nicht widerrufen wollte, so mußte er das Land meiden; vorher machte er aber noch sein Glaubensbekenntniß bekannt, um damit gleichsam seine bisherigen Ueberzeugungen zu versiegeln. Bahrdt sah sich nun ängstlich nach einem Lande und einem Plätzchen in demselben um, wo man ihn etwa dulden möchte. Er suchte um eine Zuflucht in den Preußischen Staaten an, sie wurde ihm bewilligt, doch mit dem Bedinge, daß er sich stille halten und keine theologische Kollegia lesen sollte. Er faßte nun den Entschluß sich in Halle niederzulassen, ging, seiner Gläubiger wegen, heimlich von Heidesheim weg, und kam mit seiner Familie den 28. Mai 1779 in Halle an.

Hier lebte er Anfangs ganz stille, eingezogen, und fast ohne allen Umgang. Für die ersten Bedürfnisse war durch eine Berliner Subscripzion gesorgt, nach welcher ihm zwei Jahre jährlich 200 Thaler in verschiedenen Terminen durch den Professor Eberhard aus-

gezahlt wurden, der zugleich ein wachsames Auge auf die Verwendung derselben haben mußte. Um sich aus der kümmerlichen und dürftigen Lebensweise, die seiner Sinnlichkeit so vielen Abbruch that, herauszureissen, wußte sein Fleiß und seine Betriebsamkeit indeß bald Rath zu schaffen; er nahm nämlich zur Schriftstellerei wieder seine Zuflucht. Bahrdts Aufenthalt in Halle war indeß verschiedenen dortigen Professoren sehr zuwider, weil sie sich von seinem bekannten fehlerhaften Charakter und von der Sucht seine Meinungen auszubreiten, nichts Gutes versprachen. Doch setzte er seinen Plan durch, wenigst als Privatlehrer philosophische und humanistische Vorlesungen halten zu dürfen. Seine rhetorischen Vorlesungen, zu deren Behuf er bald auch seinen Versuch über die Beredsamkeit herausgab, fanden den ausgebreitetesten Beifall. Auch über den Tacitus und Juvenal stellte er Vorlesungen an und übersetzte auch beide. Da er durch alle diese Mittel seine erschöpfte Kasse wieder in bessern Stand gesetzt hatte, so kehrte auch seine vorige Heiterkeit wieder zurück, es stellte sich aber mit ihr auch alles wieder ein, was man sonst an ihm getadelt hatte.

Bahrdt hatte einige Jahre hindurch mit der anhaltendsten Thätigkeit gearbeitet. Im Winter von 1786 bis 1787 schrieb er 160

ge-

druckte Bögen; aber er hatte durch Ueberspannung seiner Kräfte und durch seine sitzende Lebensart seine Gesundheit geschwächt. Sein Arzt Goldhagen rieth zu einer veränderten Lebensart, welche Bahrdt auch bald darauf einschlug. Er erfuhr zufälliger Weise, daß eine bei ihm dienende Köchin, Christine, einer grossen Wirthschaft vorgestanden habe. Augenblicklich fiel ihm ein, dieses Talent zu benutzen und eine grosse Wirthschaft anzulegen, durch welche er hoffte, von Nahrungssorgen und übermäßigen Geistesanstrengungen befreit, ein bemittelter Mann zu werden. Sobald dieser Entschluß gefaßt war, half kein Einreden und keine Gegenvorstellung seiner Gattin. Es ward ein Weinberg bei Halle gekauft, zu welchem einige Ländereien und ein kleiner Meierhof gehörten. Das Wohnhaus wurde durch zwei Flügel vergrössert und zu einem Kaffeehause eingerichtet. Ein Pächter führte die Landwirthschaft, und die innere Hauswirthschaft ward jener Magd anvertraut, welche den ersten Anlaß zu dem ganzen Unternehmen gegeben hatte, und die von der Zeit an Bahrdts ganzen Beifall und sein volles Vertrauen besaß. Als Wirth und Gesellschafter spielte Bahrdt seine Rolle unübertreflich gut. Wenn er des Morgens seine gelehrten Geschäfte besorgt hatte, so schenkte er

den grössern Theil des Nachmittags seinen Gästen; gewöhnlich spielte er mit ihnen und aß des Abends in ihrer Gesellschaft, wo er Jedermann durch seine muntere Unterhaltung vergnügte. Er sorgte auch auf alle Art für das anständige Vergnügen und die Zufriedenheit derer, die seinen Weinberg besuchten und dadurch auch für das Beste seines Beutels. Fingen seine Gäste etwa an seltner zu kommen, so wußte er sie durch allerhand unschuldige, seiner Erfindungskunst Ehre bringende, Mittel anzulocken. Eine vorher angekündigte Weinlese, ein Deklamateur, ein Vogelschiessen, ein Hahnenschlagen, eine neue Art von Kuchen, alle solche Lockungsmittel zu rechter Zeit in Halle bekannt gemacht, verfehlten ihren Endzweck nie. So lieb man auch Bahrdt als Gastwirth bekommt, so schwarz erscheint dagegen sein Charakter in dieser Zeit im Betragen gegen seine Gattin. Er unterhielt einen entehrenden Umgang mit der oben genannten Haushälterin Christine, setzte ihr seine Gattin nach und zwang sogar diese zuletzt durch eine Reihe schlechter Handlungen ihn zu verlassen. Gutmüthig kehrte sie zwar wieder zu ihm zurück, aber nur um ein Opfer grösserer Mißhandlungen zu werden: bis sie endlich später sich ganz von ihm entfernte und zu ihrem Bruder zog.

Die lebhaften Weinbergsszenen wurden plötzlich unterbrochen, da Bahrdt im Jahre 1789 wegen des Lustspiels: das Religions-edikt und wegen der deutschen Union in Gefangenschaft gerieth. Von letzterer wollte er nie Urheber sondern bloß Mitstifter seyn; die Hauptzwecke derselben, so wie sie nachher bekannt geworden sind, gingen auf Vervollkommnung der Wissenschaften, der Künste, des Kommerzes u. s. w. insonderheit der Volksreligion. Der Zweck Bahrdts bei derselben also schien Aufklärung im weitesten Sinne des Worts, in welchem er es verstand, hauptsächlich aber Aufklärung über die positive Religion zu seyn, und nächstdem die Spekulazion den gesammten Buchhandel allmählig an die verbündeten Männer der Union zu ziehen, dadurch Schätze zu gewinnen und eine Alleinherrschaft in der deutschen Gelehrten-Republik einzuführen. Sein Haussekretär Röper wurde sein Angeber und so erfolgte die erwähnte Verhaftnehmung. Während seiner dreißigwöchentlichen Gefangenschaft in Halle schrieb er die Moral für den Bürger, eine seiner ausgebreitetesten und besten Schriften, die ihn nicht mehr als drei Wochen Zeit gekostet haben soll. Das Urtheil der Kriminaldeputazion des Kammergerichts über ihn fiel dahin aus, daß er zwar wegen seiner Theilnahme

an der Direkzion der Unionsgesellschaft frei zu sprechen, daß er aber wegen Abfassung des Lustspiels oder wenigst des Antheils, den er daran genommen, strafbar zu achten sey. Es wurde ihm die Bezahlung der Kosten und zwei Jahre Festungsarrest in Magdeburg zuerkannt, welchen Arrest der König auf die Hälfte der Zeit herabsetzte. Seine Musse wendete er hier an die Geschichte seines Lebens zu schreiben, die freilich die Farbe seines Schicksals an sich trägt und nur zu oft bloß Roman ist!

Nachdem er wieder in Freiheit gesetzt war, kehrte er zu seiner Meierei bei Halle zurück, und hier war in der ersten Zeit der Zulauf bei dem Martyrer ausserordentlich groß. Zu so manchen traurigen Vorfällen welche Bahrdt erlebt hatte, kam nun noch der Tod seiner ältesten von ihm am meisten geliebten Tochter, die den 18. Februar 1791 starb. Von dieser Zeit an empfand Bahrdt selbst Halsbeschwerden, die in jene, seine ganze Maschine zerstörende Krankheit, übergingen, welche sich nach langem Leiden erst mit seinem Tode endigte. Er zog bei seinem Zustande eine Menge Aerzte zu Rath, folgte aber mehr den Eingebungen seiner vermeinten Einsicht, als den Aerzten, und verschrieb sich selbst eine Menge Merkurius, welchen er viele Monate lang brauchte und, der Himmel weiß warum, für eine Art von Universalmittel hielt! Da

er sich gar nicht mehr helfen konnte, ließ er den Professor Junker rufen, dieser kam und fand den höchsten Grad der Quecksilberkrankheit. Der Mund war ganz verschwollen und voller Geschwüre u. s. w. Hierzu kamen seit vielen Wochen Anfälle eines Zehrfiebers und mehrere andere Uebel: übrigens waren weder Knochenschmerzen noch irgend ein Geschwür in andern Theilen vorhanden und es ergab sich aus allem, auch aus den heiligsten Versicherungen des Kranken, daß keine Ursache einer unreinen Krankheit zugelassen worden sey; dagegen die Bewirkung des Speichelflusses bloß einer falschen medizinischen Idee zuzuschreiben war. Eine der Bahrdtischen ganz entgegengesetzte Behandlung erleichterte nun wirklich den Zustand des Leidenden, der wieder anfing, Heiterkeit und Hoffnung zu äussern. Indeß sah Junker Zeichen genug einer sichern Lebensgefahr und äusserte dieß gegen mehrere Personen: als dieses Gerücht Bahrdten zu Ohren kam, beschwor er Junkern ihm alles zu entdecken, dieser that es, und Bahrdt gab sich darauf ganz zufrieden und machte sein Testament. Den 16. April verlor er die Sprache und mußte nun alles schriftlich begehren. Er blieb ohne alle merkliche Unruhe der Seele und ohne körperliche Schmerzen bis an den Abend des 23. Aprils 1792, wo er bei völli-

ger Gegenwart des Geistes in seinem 52sten Lebensjahre verschied.

Bahrdt war sehr vollkommen organisirt. Obgleich sein Körper vor der völligen Ausbildung etwas weich und schwächlich war, so besaß er doch als Mann einen in jeder Rücksicht vollkommen gesunden und starken Körper, in welchem alle animalischen Verrichtungen aufs Beste von statten gingen. Er war weder hager noch fett, aber ausserordentlich stark von Nervenbau. In den spätern Jahren zog er sich durch vieles Sitzen die gewöhnliche Krankheit der Gelehrten, Beschwerden des Unterleibs zu. — Leichtsinn und Sinnlichkeit waren die Grundlagen seines Charakters: sie waren die Quellen seiner Tugenden und seiner Fehler, sie trieben fast immer ihr Spiel vereinigt, und lassen sich in dem Urtheile über ihn schwer von einander trennen. Eine andere Haupttriebfeder seiner Handlungen war Eitelkeit, die durch verkehrte Erziehung geweckt, nachher eine wichtige Rolle in seinem Lebenslauf spielte. —

Ninon de l'Enclos.

Anne, genannt Ninon de l'Enclos, wurde den 15. Mai 1616 zu Paris gebohren. Sie war das einzige Kind ihrer Eltern, und der Gegenstand ihrer zärtlichsten Liebe. Ihr Vater war der feinste Epikuräer; er kannte die Welt, er kannte die Menschen; sein Geist war durch die schönen Wissenschaften gebildet; er war Kenner in den bildenden Künsten, und selbst Künstler: er spielte die Laute ausserordentlich schön. Er hatte ein grosses Vermögen, und er wendete es allein an, der Welt, und aller ihrer Freuden zu geniessen. „Nütze die köstliche Zeit: geniesse!" Das war das Resultat seiner Philosophie.

Dieser Mann war Ninons Erzieher; seine Philosophie bildete Ninons Seele; sein System wurde das ihrige, das feinere aristippische System des Genusses der Welt. Er unterrichtete seine Ninon selbst auf der Laute, er leitete ihre Lektüre, er bildete von der frü=

hesten Kindheit an ihren Geschmack. Der Weg, den Ninon an der Hand eines gütigen Vaters ging, war ein Weg durch lauter Rosengefilde: was Wunder, daß die weiche Ninon den Weg mit Freuden ging! Ihre Mutter war nach der damaligen Zeit eine sehr religiöse Frau: sie versäumte keine Messe, keine Vesper, und sie zwang die junge fröhliche Ninon, sie immer zu begleiten. Sie mußte, und ihr Vater lächelte, und steckte ihr heimlich ein unterhaltendes Buch voll Gedichte, oder Erzählungen zu, und Ninon haßte von Herzen alle Messen und Predigten. Diese lästige Frömmigkeit mußte der kleinen Ninon noch eine festere Anhänglichkeit an das System ihres Vaters geben. Ihr Verstand wurde von der Wahrheit dieser liebenswürdigen Philosophie überzeugt, weil ihr Herz sich dabei glücklich fühlte.

In Ninons vierzehntem Jahre starb ihre Mutter, und nun, in diesen entscheidenden Jahren, da der Verstand sich entwickelt, das Herz anfängt zu fühlen, drückte sich ihres Vaters gefährliches System tief in Ninons offnen Geist, und in ihr verlangendes Herz. Ihr Vater starb ein Jahr darauf in Ninons Armen. Sieh, meine theure Ninon, sagte er in der letzten Stunde seines Lebens zu ihr: in diesem Augenblicke ist nichts mein, als der traurige Gedanke, daß mich nun alle Freuden verlassen. Ich habe fröhlich gelebt; aber das

Leben ist nur ein Augenblick! du überlebst mich Kind: geniesse des kostbaren und kurzen Lebens! geniesse so viel Freuden als du kannst, und sey nur vorsichtig in ihrer Wahl!

Diese letzten Worte des sterbenden Vaters waren gleichsam die Regel für das ganze Leben der schönen Ninon. Das erste, was Ninon that, war ihre ökonomische Einrichtung. Sie legte das väterliche Vermögen auf gewisse Zinsen an, und so erhielt sie eine jährliche Revenüe von 8 bis 10,000 Livres, wovon sie bequem leben konnte; das war der Rath ihres Vaters, und Ninon befolgte ihn treulich. Sie nahm sich fest vor, nie zu heirathen. Die Ehe, Ninon, ist ein drückendes Joch! sagte ihr Vater seufzend jedesmal nach einer unglücklichen Stunde der Ehe mit Ninons Mutter. Wenn Ninon über diesen Punkt gefragt wurde, so antwortete sie nichts, als: ich kann nicht gut seyn, wenn ich nicht frei bin! Sie raubte sich selbst den Genuß jeder häuslichen Freude, und senkte dadurch wenigstens für eine lange Zeit den Dorn der tiefesten Melancholie in ihr fühlendes Herz.

Itzt fing Ninon ihr Leben, wie sie sich den Plan gemacht hatte, an; ihr Haus war das Haus der lautesten Freude, der zwanglosesten Fröhlichkeit, der Tempel der Musen, und der Aufenthalt der Liebe. Hier wird Ninons Leben eine Kette von Liebeshändeln,

ihr guter Ruf litt sehr, sie wurde der Dämon aller Mütter, und aller jungen Weiber. Auch hier blieb sie ihrem Systeme treu. Sie hielt die Liebe bloß für ein Vergnügen; sie machte sich keinen Augenblick Bedenken, ihren Liebhaber aufzuopfern, sobald er anfing, ihr Langeweile zu machen.

Die Liste von Ninons Anbethern ist ungeheuer groß, und die Namen der ersten Männer Frankreichs stehen auf dieser Liste; allein, so unbeständig Ninon war, so war sie doch nie treulos. Sie sagte ihrem Liebhaber trocken, und lustig: Ich liebe Sie nicht mehr! und der Handel war abgebrochen. Allein, gewöhnlich wurden dann ihre Liebhaber ihre Freunde, und so freigeisterisch Ninon in der Liebe dachte, eben so rein, und so edel war ihre Meinung in der Freundschaft. Sie konnte es nicht ertragen, wenn man über die Freundschaft spöttelte; sie sprach immer mit einem feierlichen Enthusiasmus von den Pflichten der Freundschaft, von der Heiligkeit dieser Tugend. Und so, wie sie sprach, so handelte sie: sie war die treueste, die beständigste, die uneigennützigste, die eifrigste Freundin. Wie Gourville Frankreich verlassen mußte, so vertraute er zwei Kästen mit Golde, einen der verschwenderischen Ninon, den andern einem sparsamen und heiligen Mönche. Nach einigen Jahren kehrte Gourville zurück. Der

Mönch betrog ihn um sein Geld. Er ging zu Ninon. Bei Ninon hatte sein Gold gewuchert. Sie hatte es in andere und bessere Geldsorten umgesetzt, und gewonnen. Gourville schlug es ab, den Gewinnst zu nehmen, und Ninon öffnete ein Fenster, und drohete den Kasten auf die Gasse zu werfen, wenn er nicht sein Geld nähme.

Indeß läßt sich die ausschweifende Ninon noch immer entschuldigen: sie lebte in Paris mitten unter einem ausschweifenden Hofe, in dem Getümmel von Menschen, die alles hatten: Witz, Schönheit, Liebenswürdigkeit, alles, ein leichtes und junges Herz irre zu führen, und Ninon selbst kehrte bald auf den Weg der Anständigkeit zurück. Auf die ausschweifende Ninon folgte die Philosophin Ninon; und itzt fängt sie an ehrwürdig zu werden. Man nannte sie nun nicht mehr Ninon; man nannte sie nun die Mademoiselle de l'Enclos. Itzt wurde ihr Haus die Wohnung der reinen Heiterkeit, der ruhigen und anständigen Freude, der Tempel der Musen, der Aufenthalt der Grazien, und das Heiligthum der Freundschaft. Sie versammelte um sich her die beste Gesellschaft, die feinsten Köpfe ihrer Zeit, und der Beweis, wie sehr man itzt die Philosophin ehrte, war, daß selbst die ersten Damen ihre Freundschaft suchten.

Die größten Dichter ihrer Zeit lebten ihre schönsten Stunden in dem Hause der liebenswürdigen l'Enclos; da lasen sie ihre unsterblichen Werke erst vor, und unterwarfen sie dem Urtheile der Grazien. Selbst Voltaire hat sie noch in seinem 10. Jahre gesehen, und Ninon bemerkte schon damals den grossen Mann in dem Knaben, und hinterließ ihm zum Bücherankauf ein Vermächtniß. Alle ihre Freunde blieben ihr treu, alle ihre Liebhaber wurden ihre Freunde, und das größte Alter gab ihr selbst noch Anbether. Die allgemeine Achtung gegen sie wuchs mit jedem Jahre, das sie lebte, und der Ruf, man ist in Ninons Hause aufgenommen, war in Paris für jeden die unfehlbareste Empfehlung. Sie war noch liebenswürdig in ihrem 80. Jahre. Die Grazien und Musen verliessen erst ihre Wohnung mit ihrem Tode.

Voltaire sagt von ihr: „Die feinsten Köpfe des Königreichs, und die ausgezeichnetesten Menschen waren ihre Gesellschaft. Man aß alle Abende bei ihr, und da sie nicht reich war, so sorgte jeder für seinen Tisch bei ihr. Sie liebte, und wechselte: es ist wahr; allein sie wurde bald Philosophin. Ihre Philosophie war gedacht, fest, unveränderlich, über alle Vorurtheile und Spitzfindigkeiten erhaben. Sie fiel in ihrem 22. Jahre in eine sehr bedenkliche Krankheit. Ihre Freunde beweinten

ihr Schicksal, daß sie der Erde in der Blüthe ihres Alters entrissen werden sollte. Ach, sagte sie, ich lasse ja nur Sterbende zurück! Eine sehr philosophische Sentenz, dünkt mich. Die nachherige Maintenon war ihre vertraute Freundin. Sie schliefen einige Monate zusammen, wie es damals Mode war unter Freundinnen; allein Ninon raubte ihrer Freundin ihren Liebhaber, und sie blieben dennoch Freundinnen, und das ist nicht Mode. So groß war die Liebenswürdigkeit dieser Ninon."

Sie starb zu Paris den 17. Oktober 1706 in ihrem 90. Jahre, allgemein beklagt. Der ewige Frühling ist gestorben! sagte einer bei der Nachricht ihres Todes. Nein, sagte ein anderer: Der größte Mann, und das schönste Weib sind in Ninon gestorben! — Wir haben noch einige Briefe von ihr. Die bekannte Sammlung von Ninons Briefen an Sevigne ist nicht von ihr. Ninon hat selbst über die Liebe anders gedacht, als ihr in diesen Briefen Schuld gegeben wird. Die wenigen Briefe, die von ihr noch übrig sind, enthalten meistens Reflexionen über die Unbeständigkeit des Lebens, über die Abhängigkeit des Geistes vom Körper; viel gesalzene gutmüthige Laune in Horazens Manier!

Shakespeare.

William Shakespeare, dieser grosse Mann, den die Natur mit einer so ungemeinen Fähigkeit begabte, daß seine Einbildungskraft, seine Gedanken, seine Ausdrücke, einem Meere ohne Grund und Ufer glichen, wurde zu Stratford in der Grafschaft Warwik im Monat April 1564 gebohren. — Sein Vater, John Shakespeare, stammte aus einer guten Familie in der Grafschaft. Er besaß im 16. Jahrhundert noch einige Lehengüter, die die Krone seinem Urgroßvater zur Belohnung geleisteter Militärdienste gegeben hatte; allein diese geringe Erbschaft war für einen Vater von zehn Kindern zur Erhaltung einer so zahlreichen Familie nicht hinläglich. Er ergriff die Handelschaft, und wurde ein Wollhändler.

Als sein ältester Sohn, dessen Leben wir hier beschreiben, aus den Kinderjahren heraustrat, schickte er ihn in die öffentliche Schule, wo er in kurzer Zeit den besten Fort-

gang machte. Sein Vater, der ihn zu seinem Nachfolger bestimmte, rief ihn bald wieder zurück, um ihn bei seinem Handel zu gebrauchen. — Es kann seyn, daß dieser ehrliche Mann die schönen Wissenschaften bei einem Kaufmann als sehr unnöthig ansah, allein seine mittelmäßigen Glücksumstände waren doch immer die Hauptursache, die den Lauf der weiteren Erziehung in den Schulen bei seinem Sohne unterbrachen.

Shakespeare widmete sich nun gänzlich dem Handelsgewerbe, zu welchem ihn sein Vater bestimmt hatte. Um sich darin recht festzusetzen, heirathete er, und zwar schon in seinem 17. Jahre, die Tochter eines reichen Eigenthümers aus der Nachbarschaft. In dieser Lebensart vergaß er auf sich selbst, und wurde von andern vergessen, als er zu seinem Unglücke mit jungen Leuten seines Alters in Bekanntschaft gerieth. Dieß waren nun meist lüderliche Bursche, deren Zeitvertreib darin bestund, aus den benachbarten Wäldern das zur Jagd gehegte Wild zu rauben. Die unüberlegte Leichtsinnigkeit seines Charakters zog ihn eines Tages mit ihnen fort, in den Park des Sir Thomas Lucil von Cherlekot, unweit Stratford, der ihn dieserhalb gerichtlich belangte.

Aufgebracht über die Hitze, mit der Sir Lucil seine Klage betrieb, machte Shakes-

peare über ihn eine Ballade, und aus dem Kaufmann wurde ein Dichter. Dieß dichterische Feuer schlief in seinen Adern, ein Funke weckte es auf. — Dieser erste Versuch Shakespeares ist nicht auf unsere Zeiten gekommen, dieß ist ein Verlust für uns, da es immer bemerkenswürdig ist, wie ein grosser Mann seine Laufbahn eröffnet. Man versichert: seine Ballade sey wirklich so stark und bitter gewesen, daß Sir Lucil darüber fast wüthend wurde, und ihn deßhalb um desto eifriger verfolgte.

Dadurch ward Shakespeare in die Nothwendigkeit gesetzt, sich auf einige Zeit zu entfernen; er verließ seine Geschäfte, seine Familie, seine Provinz, und floh nach London. Hier machte er mit einigen Schauspielern Bekanntschaft, trat in ihre Gesellschaft, wurde Akteur und Autor. — Es ist ungewiß, in welchen Rollen er in den damals aufgeführten Stücken erschien; man vermuthet indessen, daß er als Schatten in seinem Hamlet sich am meisten ausgezeichnet habe. — Allein der Ruhm des Autors machte, daß man auf das Spiel des Akteurs vergaß. — Man kann sagen, daß er nur dieserwegen auf dem Theater sich zeigte, um solches zu veredeln, und die Spielenden um so mehr aufzumuntern.

Shakespeares Ruhm stieg durch seinen Hamlet, Julius Cäsar, Othello, Lear, Makbeth, Romeo, Richard III., den Sturm, u. a. m. zu einer solchen Grösse und Erhabenheit, daß er einen unermeßlichen Raum zwischen sich und seinem Jahrhunderte hinter sich ließ. — Man wirft zwar Shakespearen vor, daß er sich nicht stets in gleicher Stärke gezeiget habe. Der Vorwurf kann wahr seyn, weil die Natur selbst auch ihre Schwäche hat. Allein, um Shakespeare recht zu kennen, muß man seinen Geist haben, oder sich ihm, soviel nur immer möglich ist, zu nähern suchen. Bis man eine gesunde Kritik über diesen Dichter antrifft, findet man deren zwanzig, die es nicht sind.

Dieser grosse Mann wurde von Jedermann gern gesehen, wohl aufgenommen, und geehrt. Er war ein treuer, großmüthiger, und wohlthätiger Freund; die Güte seines Herzens zwang selbst den Neid, daß er ihm seinen Ruhm nicht mißgönnete. Der durch seine für den unglücklichen Grafen von Essex bezeigte Neigung so berühmte Graf von Southampton erklärte sich öffentlich für Shakespeares Mäzen. Eines Tages schenkte er ihm 1000 Pfund Sterling, um im Stande zu seyn, einen Kauf zu machen, den er eben zu schliessen Willens war. — Ich führe diese

Anekdote an, weil der Hofmann den grossen Mann liebte. Dieß Geschenk wäre eine Beleidigung gewesen, wenn es nicht aus den Händen der Freundschaft gekommen wäre.

Ein noch erhabenerer Beifall erhob den Glanz seines Triumphs. Die Königin Elisabeth beehrte ihn mit ihrer Achtung und ihrem Schutze, als einen Dichter, der die Epoche ihrer Regierung noch berühmter machte. Sie war bei den Vorstellungen verschiedener seiner Stücke gegenwärtig. Er verfertigte zum Vergnügen dieser Fürstin: die lustigen Weiber zu Windsor.

Endlich verließ dieser mit Ruhm überhäufte, und mit Lorbeern gekrönte Mann das Theater, um zu Stratford, seinem Vaterlande, als Weltweiser zu leben. Er brachte einige Jahre in der Einsamkeit, und im Umgange seiner Freunde zu, war im Besitze eines ansehnlichen Vermögens, und wurde von allen Standespersonen und Freunden des Edlen und Schönen seiner Zeit geschätzt und geliebt. Sein sanftes Herz, sein natürlicher Verstand voll Feuer, sein ungezwungnes einnehmendes Betragen, machten ihn bei allen seinen Nachbarn beliebt, und vermehrten die Bewunderung seiner Talente. Am Hofe Jakobs I. sagte man oft: Laßt uns in Stratford den Jupiter sehen, der sich zu den Menschen herabläßt. Wenn man von diesem Lobe

auch die Hälfte dem Nazionalenthusiasmus zuschreibt, so bleibt immer genug, Shakespearen zu verewigen.

Unter verschiedenen Anekdoten von ihm, welche alle eben so viele Beweise seines uneigennützigen und gefühlvollen Herzens sind, ist besonders folgende bemerkenswerth. Er besuchte nach einer langen Abwesenheit eine Dame von seiner Bekanntschaft, fand sie in Trauer um ihren Mann, und durch den Verlust eines Prozesses zu Grunde gerichtet, ohne Hilfe, und um den Unterhalt dreier Töchter bekümmert. Gerührt umarmt er Mutter und Töchter, geht schweigend, kömmt bald wieder zurück, und nöthigt sie, eine sehr beträchtliche Summe anzunehmen, die er von einem Freunde geliehen hatte, findet aber diesen Beistand für so viel Bedürfnisse noch zu klein, wird traurig, und ruft mit Thränen: Zum erstenmal bedaure ich, daß ich nicht reich bin! Und so wird die unglückliche Familie genöthigt, ihren großmüthigen Tröster wieder zu trösten.

Shakespeare starb 1618 im 53. Jahre seines Alters, und wurde in der Kirche zu Stratford begraben. Er hatte drei Töchter, wovon zwei heiratheten, und ohne Kinder starben. In der Abtei Westmünster wurde ihm ein prächtiges Monument gesetzt. Pope sagte

von ihm: Wenn je ein Autor den Namen eines Originals verdiente, so wars gewiß Shakespeare.

Die Sprache Shakespeares war weit über sein Zeitalter erhaben. Man muß staunen, wenn man den poetischen Vortrag seiner berühmtesten Zeitgenossen mit seiner starken, aus dem Herzen geschöpften, und in die Herzen dringenden Seelensprache vergleicht. Er ist der Schöpfer des dramatischen Jamben, den er zuweilen mit Prosa vermischt, und gerade da wie einen Feuerstrom ergießt, wo das Pathos die letzte Höhe erreicht hat. Immer ist sein Ausdruck dem Gedanken angemessen, wie ein schöner Körper einer schönen Seele. — Wenn unter uns Deutschen die Klage so allgemein ist, daß selbst unsere bessern Dramatiker nnd Dichter, Alletagsgedanken durch Wörterpomp zu Festtagsgedanken erheben wollen, so findet sich bei Shakespeare gerade das Gegentheil. Seine erhabensten Ideen kleidet er oft ins scheinloseste, schlichteste Pilgergewand. Man sieht es seinen größten Szenen recht an, mit welcher himmlischen Leichtigkeit sie mehr hingetändelt, als gemalt worden sind. — Die Fruchtbarkeit und Schnelligkeit in seinen Arbeiten ist um so bewundernswürdiger, da

alle 43 von ihm gedichteten Schauspiele mehr oder minder von seinem schöpferischen Geiste beseelt, und alle vor Tausenden durch seinen grossen, selbst in seiner Verirrung unverkennbaren Stempel bezeichnet sind.

Columb.

Christoph Columbus oder Colombo wurde 1442 gebohren; sein Vater war ein Wollkämmer zu Cogureto, einer Stadt an der Küste von Genua. Einige Reisen auf dem Meere, und das Aufsehen welches die Unternehmungen der Portugiesen damals machten, brachten ihm Geschmack an der Schifffahrt bei. Er sah ein, daß man noch etwas Grösseres thun könne, als man bisher versucht hatte, und urtheilte bloß aus der Karte von unserer Halbkugel, und durch Räsonnement aus der Disposizion unserer Welt, daß es noch eine andere Halbkugel geben müsse. Er faßte daher den Entschluß, auf die Entdeckung derselben auszugehen.

Als ihn sein Vaterland Genua als einen Schwärmer behandelt, und Johann II. König von Portugal, seine Dienste abgewiesen hatte, ging Columb an den Spanischen Hof, wo ihm die Königin Isabella drei Schiffe an=

vertraute, nicht ohne von einem Theile des Volkes wiederholte Beweise des Spottes, und der Verachtung erfahren zu haben. Es hat sich sogar in Spanien eine Tradizion erhalten, welche sagt, daß, wenn Columb mit jener Träumermiene, welche ihm das grosse Projekt, das er in seinem Geiste führte, geben mußte, durch die Strasse ging, die Vernünftigsten den Finger an die Stirn legten, damit quer über dieselbe fuhren, und durch dieses Zeichen einander sagten, Columb habe sein Gehirn verloren.

Von den Canarischen Inseln, wo er die Anker lichtete, brauchte er nicht mehr, als 33 Tage, um im Jahre 1492 die erste Insel von Amerika zu entdecken. Während dieser kleinen Ueberfahrt hörte seine Equipage nicht auf zu murren. Es waren sogar einige, welche sehr laut sagten, das kürzeste Mittel sey, diesen Abenteurer, der nichts zu verlieren habe, über Bord zu werfen, und alsdann zu sagen, er sey, indem er die Sterne betrachtete, hineingefallen. Aber sobald seine Reisegefährten auf der Insel Guanahani ans Land gestiegen waren, grüßten sie diesen Wahnsinnigen, den sie ersäufen wollten, als Admiral und Vicekönig.

Die Insulaner, durch den Anblick dreier Spanischer Schiffe in Furcht und Schrecken gesetzt, flohen in die Gebirge. Columb konnte nur eines Weibes habhaft werden, welcher er

Brod, Wein, Confituren und einige bunte Steine gab; diese gute Behandlung machte, daß die Wilden zurück kamen. Die Kastilianer gaben ihnen Scherben von zerbrochenen Töpfen, Stücke Glas, und Fajance für Gold. Der Cazike, oder Anführer dieser Insulaner, erlaubte ihnen, ein hölzernes Fort auf der Insel anzulegen, welche sie Espagnola nannten. Columb ließ 38 Mann von den Seinen hier, und segelte wieder nach Europa.

Ferdinand und Isabella empfingen ihn, wie er es verdiente, liessen ihn, als einen Grand von Spanien, in ihrer Gegenwart setzen, und sich bedecken, erhoben ihn, und seine ganze Nachkommenschaft in den Adelstand, ernannten ihn zum Großadmiral und Vicekönig der neuen Welt, und schickten ihn 1493 mit 17 Schiffen zurück. Er entdeckte itzt neue Inseln, als die Caraibischen, und Jamaika.

In dieser letzteren Insel wäre er ohne eine besondere List Hungers gestorben. Es sollte daselbst bald eine Mondsfinsterniß sichtbar seyn; er ließ die Wilden in der Gegend aufsuchen, warf ihnen ihre Härte gegen ihn vor, drohete ihnen, daß sie bald ein schreckliches Beispiel der Rache des Gottes der Spanier seyn würden, und weissagete ihnen, daß sich an diesem Abend der Mond röthen, verfinstern, und ihnen sein Licht entziehen würde. Die Mondsfinsterniß fing wirklich einige Stun-

den darauf an. Die Wilden erschracken, erhoben ein fürchterliches Geschrei, stürzten zu den Füssen des Columb, und schworen ihm, es ihm nie wieder an etwas fehlen zu lassen. Columb ließ sich nach einiger Zeit erbitten, und versprach ihnen seinen Gott zu bitten, daß er den Mond wieder scheinen lasse. Er erschien einige Augenblicke darauf wieder; und die Wilden, welche ihn nun als ein höheres Wesen betrachteten, waren überzeugt, daß er den Himmel und die Erde nach seinem Willen regiere.

Als er von dieser Entdeckung zurückkam, sah er sich und die Seinigen, angefallen von einem wüthenden Sturm, dem Tode nah. Umgeben mit allen Schrecknissen des Todes, dachte er nur an eins, bedauerte er nur eins: daß die Frucht seines Laufes für die Menschheit verloren gehen soll. Er ging in sein Zimmer, schrieb geschwind unter dem Getöse des Sturmes, und dem Geschrei der Equipage, das Tagebuch seiner Reise auf Pergament, hüllte es in gewixtes Tuch ein, schlug es in eine Wachstafel, und warf es in einer wohlverspündeten Tonne ins Meer, in der Hoffnung, der Himmel würde ein so kostbares Depot erhalten, und es auf irgend eine Weise an Menschen kommen lassen.

Bei seiner Rückkehr von diesem Zuge 1505, beschämte er seine Feinde durch eine

berühmt gewordene Plaisanterie. Sie sagten, es sey nichts leichter, als seine Entdeckungen, die er bloß einem Bischen Muth, und vielem Glücke verdanke. Er gab ihnen auf, ein Ei auf die Spitze zu stellen; da es niemand konnte, zerbrach er die Spitze des Eies, und brachte es so zum Stehen. Nichts war leichter! riefen die Umstehenden. — Ich zweifle daran gar nicht, erwiederte Columb, aber niemand dachte daran; und gerade auf diese Weise hab ich Indien entdeckt.

Dieselben Neider hatten ihn auch bei Ferdinand und Isabella verdächtig gemacht. Bei seiner zweiten Reise wurden ihm sogar auf seinen Schiffen Männer mitgegeben, welche über sein Betragen wachen sollten. Diese führten ihn, an Händen und Füssen gebunden, nach Spanien zurück. Man behielt ihn 4 Jahre daselbst, sey es nun, daß man fürchtete, er möchte das, was er entdeckt hatte, für sich behalten, wie seine Feinde gesagt hatten, oder daß man ihm Zeit zu seiner Rechtfertigung lassen wollte. Man schickte ihn endlich in seine neue Welt zurück, und auf dieser dritten Reise war es, wo er das feste Land 10 Grade vom Aequator, und die Küste entdeckte, auf welcher man Carthagena baute.

Als Columb von dieser letztern Reise zurückgekehret war, beschloß er kurz darauf, im Jahre 1506 in einem Alter von 64 Jahren

zu Valladolid seine mehr glänzende als glückliche Laufbahn. Man setzte ihm zu Genua eine Statue, und Ferdinand Columb schrieb das Leben seines Vaters. — Aber Amerikus Vesputius genoß des Ruhmes, der neuen Hälfte der Welt seinen Namen zu geben. Er gab vor, das feste Land zuerst entdeckt zu haben. Columb hatte indeß schon 5 Jahre vorher drei verschiedene Reisen als Admiral und Vicekönig gemacht, ehe Amerikus Vesputius eine als Geograph dahin machte. Es gebühret also unstreitig Columb die Ehre, die Werke der Schöpfung für uns verdoppelt, und diesen so ansehnlichen Welttheil zuerst gefunden zu haben.

Columb war von Person groß und wohlgebildet. Sein Ansehen und sein ganzes Wesen zeigte etwas Erhabenes. Er hatte ein länglichtes Gesicht, eine Habichtsnase, blaue muntere Augen und eine weisse Gesichtsfarbe. In der Jugend waren seine Haare röthlich: aber bei seinen schweren Arbeiten und bei den unaufhörlichen Drangsalen, womit er zu kämpfen hatte, wurden sie frühzeitig weiß. Sonst war er von dauerhafter Leibesbeschaffenheit, von grosser Stärke und Behendigkeit: dabei hatte er ein gefälliges und ungezwungenes Wesen an sich und war immer gegen jedermann freundlich und bescheiden. Gegen Fremde war er höflich, gegen seine Bedienten leutselig,

bei guten Freunden lustig und was ihn vorzüglich auszeichnet — er blieb fast in jeder Lage seines Lebens gelassen. Großmuth, erhabne Gesinnungen, Verstand, Unerschrockenheit im Unglücke und weise Vorsichtigkeit bewies er bei allen Gelegenheiten, und an Geduld zur Ueberwindung der größten Schwierigkeiten hatte er wenige seines Gleichen. Er lebte mäßig, kleidete sich ohne Pracht, und so oft sich bei seinen Unternehmungen Mangel und Beschwerlichkeiten einstellten, that er freiwillig Verzicht auf jeden Vorzug, jeden Genuß und jede Bequemlichkeit, deren nicht alle seine Gefährten mit ihm zugleich geniessen konnten. Er war zum Zorne geneigt; aber durch fortgesetzte Uebung schwächte er diese Leidenschaft so, daß er bei den gröbsten Beleidigungen seiner unwürdigen Widersacher, die bewundernswürdigste Sanftmuth äussern konnte. — Dieß war der Mann, den seine Zeitgenossen so sehr verkannten, aber dessen Name von Mund zu Mund zur spätesten Nachwelt fliegen und immer Liebe und Bewunderung in den Herzen tugendhafter Menschen erwecken wird!

Münzer.

Thomas Münzer wurde 1490 zu Stollberg am Harze gebohren, studirte zu Wittenberg die Theologie, lebte nachher zu Halle eine Zeitlang als Privatlehrer und predigte mit ziemlichen Beifalle, so daß er in der chursächsischen Stadt Zwickau zum Prediger gewählt wurde. Allein kaum hatte er sein Amt angetreten, als er sich zu der, seit der Reformazion entstandenen Sekte der Wiedertäufer schlug, welche aus Mißverstand und Schwärmerei folgende Sätze behaupteten: Kein Christ dürfe schwören; keiner eigenes Gut besitzen, sondern alles müsse gemeinschaftlich seyn; bloß Erwachsene müßten getauft; alle gottlose Menschen weggeschafft werden; es gäbe ausser der Bibel noch ein inneres Wort Gottes, welches der Geist durch Träume und Gesichter predige.

Der Magistrat in Zwickau ließ Münzern, der einer der ersten Anführer dieser Wiedertäufer war, vorfordern und dann des Landes

verweisen: er ging nach Altstedt, einer Stadt in Thüringen, wo man unvorsichtig genug war, ihn zum Pfarrer zu machen. Nun ging er immer weiter, und predigte ordentlichen Aufstand gegen die Obrigkeit: als die Bauern hörten daß ein Prediger von der Kanzel gesagt habe, man brauche, wenn man nicht wolle, seiner Obrigkeit nicht zu gehorchen, so strömten sie ihm haufenweise zu, und plünderten unter seiner Anführung bald darauf die katholische Kirche in Willersbach aus und steckten das Dorf in Brand. Und nun machte er mit seinen Mordbrennergesellen ein förmliches Bündniß, nach welchem ihm diese eidlich versprechen mußten, daß sie alle Obrigkeit ausrotten und ein neues Regiment einführen wollten.

Itzt wars höchste Zeit, dem Aufrührer das Mörderhandwerk zu legen, er wurde daher 1524 nach Weimar gefordert, wo er zwar erschien, vor Angst bebte, aber nur soviel von seinen Lehren eingestand, als er ohne Gefahr gestehen konnte. Er wurde nun mit einem versiegelten Befehle an die Altstedter Obrigkeit zurückgeschickt, daß diese ihn des Landes verweisen sollte: dieses Schicksal mochte er geahndet haben; denn er nahm seine besten Sachen zusammen und ging bei Nacht und Nebel weg. Einige Zeit wanderte er in der Irre herum, fand aber endlich in der Reichsstadt Nürnberg Aufnahme. Auch hier

predigte er seine abscheulichen Lehren öffentlich und dieß hatte die Folge, daß ein grosser Theil fränkischer und schwäbischer Bauern, die vorher schon aufrühriſche Bewegungen gemacht hatten, sich itzt zu Tausenden zusammenrotteten, Kirchen und Klöster verbrannten, Dörfer zerstörten und ihre Edelleute erwürgten.

Dieser Ursachen wegen wurde Münzer aus Nürnberg verjagt: da er aber hörte, daß ein gewisser Pfeiffer, in der Reichsstadt Mühlhausen ebenfalls gegen die Obrigkeiten predigte, so ging er geradenwegs dahin und machte mit ihm Gemeinschaft. Hier war der Magistrat zwar auf der Hut, konnte aber doch vors erste nichts thun, und so wurde Münzer kecker, machte sich zum Pfarrer an der Kirche St. Peters und Georgs, verjagte die deutschen Herren aus dem Ritterhofe und nahm ihn in Besitz. Nun verlangte er daß man ihn zum Rathsherrn machen sollte, und da ihm dieß der Magistrat abschlug, berief er seine Rotte, stürmte das Rathhaus, und setzte den ganzen Rath ab. Der Vater im Himmel, sagte er dann, habe ihm dieß geheissen. Itzt machte er sich zum Bürgermeister und verordnete aus seiner Rotte einen neuen Rath.

Um fürs erste die Bürger zu gewinnen, führte er die Gemeinschaft der Güter ein. Nun verließ der Handwerksmann seine Werkstatt, der Fuhrmann seinen Karren, der Taglöhner

seine Arbeit: alles lief mit Prügeln und Aexten herbei, und wer unter den Reichen sein Gold und seine Kostbarkeiten nicht gutwillig hergeben wollte, dem wurde das Haus überm Kopfe angesteckt. Am kläglichsten gings den Klöstern in der Stadt und auf dem Lande, und den adelichen Höfen; denn da hauseten diese Mordbrenner gar barbarisch. Itzt, da alles nach Münzers Kopfe ging, stellte er sich an die Spitze seines Haufens, griff mit demselben die Stadt Frankenhausen an, und eroberte selbe auch. Auf dem Rathhause daselbst tobte er wie ein wildes Thier, zerriß alle Briefe und verbrannte alle Urkunden.

Nun aber machten sich der Churfürst von Sachsen, der Herzog von Braunschweig und der Landgraf von Hessen mit einem Heere von 1800 Reitern und einigen tausend Mann Fußvolks auf den Marsch, griffen ihn am 15. Mai 1525 bei Frankenhausen an, schlugen ihn mit seiner Rotte in die Flucht, eroberten Frankenhausen, tödteten ihm gegen 7000 Mann und 300 Bauern wurden durch den Scharfrichter hingerichtet. Münzer selbst hatte sich in ein Haus auf den Boden geflüchtet. Hier fand er ein Bett, verband sich den Kopf und legte sich wie ein Sterbender ächzend hinein: der Bediente eines Braunschweigischen Rittmeisters fand ihn so, hatte Anfangs Mitlei-

den,

den, aber da er eine Tasche mit Briefen liegen sah, schöpfte er Verdacht und brachte ihn endlich durch den gezogenen Säbel zum Geständniß, daß er Münzer sey. Er wurde nun festgesetzt und den Fürsten ausgeliefert.

Er sollte itzt die Theilnehmer seiner Rebellion nennen; aber er schwieg trotzig stille. Die Henker spannten ihn dann auf die Folter und nun war alle seine Keckheit weg, und er erhob ein klägliches Geschrei. Dieß ging den Fürsten nahe, sie liessen ihn wieder ausspannen, und übergaben ihn dem Grafen Ernst von Mansfeld, der ihn auf einen Wagen schmieden und nach der Stadt Heldrungen bringen ließ. Auch hier blieb er halsstärrig und wollte nichts bekennen, aber als die Folter seinen Leib ausdehnte und alle seine Glieder aus den Fugen zerrte, so nannte er endlich alle seine Spießgesellen. Am 18. Juni 1525 wurde er dann enthauptet, hierauf sein Körper gespießt und der Kopf auf einen Pfahl gesteckt. Und so nahm, nachdem auch die andern Anführer hingerichtet waren, diese Rebellion ein Ende.

Tököly.

Emerich Graf von Tököly war 1656 gebohren, und wurde äusserst sorgfältig erzogen. Sein Vater Stephan Tököly war einer der reichsten Edelleute in Ungarn, und der evangelischen Religion zugethan. Schon vor des jungen Tököly Geburt herrschten Uneinigkeiten zwischen dem Kaiser als König von Ungarn, und vielen ungarischen Edelleuten. Letztere beklagten sich, freilich mit Unrecht, über Schmälerung ihrer Freiheiten, über die Beschränkung der Protestanten, und über die vielen deutschen Truppen im Lande. Als später Graf Nadasdy, Zrini und Frangepan wegen Verschwörung arretirt, und 1671 enthauptet wurden, fand sich in ihren Papieren, daß auch unseres Emerichs Vater, Stephan Tököly, einigen Theil an ihren Planen genommen hatte.

General Heister, der in Ungarn kommandirte, rückte daher 1671 auf des Kaisers

Befehl gegen Tökölys festes Schloß Hußth vor: während dieser Zeit starb der alte Graf, und hinterließ seinen 15jährigen Sohn Emerich in den Händen seiner Freunde Petroczy und Barkotzy. Diese entflohen mit ihm, da sie sahen, daß das Schloß sich nicht halten konnte, und kamen glücklich in Siebenbürgen an, wo sich Emerich Tököly sogleich unter den Schutz der Pforte begab, und sich einige Zeit seiner grossen Jugend wegen ruhig verhielt.

Endlich im Jahre 1678 trat er als Generalissimus der ungarischen Mißvergnügten auf, und da er in ganz Ungarn Schriften ausstreuen ließ, daß er die Rechte seiner Landsleute wieder herstellen wolle, so brachte er bald eine Armee von 20,000 Mann zusammen, und eroberte damit Eperies, Neusohl, Schemnitz und Rosenau. Die folgenden 3 Jahre liefen ohne grosse Gefechte ab, nur trachtete Tököly die Pforte ganz für sich zu gewinnen: auch heirathete er 1682 die Wittwe des verstorbenen Fürsten Rakoczy, und unternahm in diesem Jahre mehrere glückliche Züge, eroberte Kaschau, Leutschau, Zips, und drang in Schlesien ein; wurde auch von der Pforte zum Fürsten von Oberungarn erklärt.

Im Jahre 1683 rückten nun die Türken bis Wien, und belagerten es, während dem Tököly das Schloß zu Preßburg erobern wollte,

aber sich bald mit grossem Verluste zurückziehen mußte, so wie auch die Türken bei Wien gänzlich geschlagen wurden. Der Großvezier wollte die Schuld alles Unglücks auf Tököly schieben, dieser aber reiste selbst nach Adrianopel, vertheidigte sich da bei dem Großherrn auf das beste, zeigte alle Fehler, die der Großvezier begangen hatte: daher wurde dieser strangulirt, und dem Tököly aller Schutz verheissen.

Das Jahr 1684 ging ohne eine merkwürdige Schlacht vorbei, aber 1685 war Tököly sehr unglücklich; er verlor mehrere feste Plätze, wurde zu Peterwardein vom türkischen Bascha arretirt, und nach der Türkei abgeführt; worauf ein grosser Theil der Mißvergnügten sich unter kaiserlichen Schutz begab. Tököly wurde zwar als unschuldig erkannt, und wieder losgelassen, allein da ihn der größte Theil seiner Anhänger verlassen hatte, konnte er 1686 und 1687 nichts erhebliches ausrichten, und auch die Pforte war in dieser Zeit immer unglücklich.

Allem Anscheine nach würde 1688 der Friede mit der Pforte und dem Kaiser zu Stande gekommen seyn, wenn nicht in diesem Jahre Ludwig XIV. von Frankreich dem Kaiser den Krieg angekündigt hätte, wodurch der Muth der Türken, durch Tökölys Eingebungen, wieder wuchs. Tököly selbst wurde auch

heimlich von Frankreich mit Geld unterstützt, und wollte 1689 nach Temeswar, das von den Kaiserlichen belagert wurde, frische Mannschaft bringen: sein Versuch mißlang aber, er ward verwundet, und mußte nach der Wallachei zurückkehren.

Im Jahre 1690 wurde Tököly von der Pforte zum Fürsten von Siebenbürgen erhoben, dagegen hatte der Kaiser den ältesten Sohn des verstorbenen Fürsten Apafi dazu ernannt. Tököly erschien hierauf mit 15,000 Mann an der Grenze von Siebenbürgen, und machte ein kaiserliches Korps von 4000 Mann ganz nieder; konnte aber doch in diesem Lande keinen grossen Anhang erhalten, da der größte Theil der Nazion an Apafi hing, und endlich auch einmüthig von derselben als Fürst anerkannt wurde.

Nun war Tököly wirklich in der traurigsten Lage, die gewöhnlich die Folge des Revoluzionsgeistes ist. Die meisten, die einst mit ihm gemeinschaftliche Sache gemacht hatten, waren zur Vernunft zurückgekehrt, und hatten ihn allein gelassen: er machte der Pforte immer neue Vorschläge, aber diese achtete seiner wenig mehr, und da eine Veränderung nach der andern unter ihren Regenten vorging, so mußte er zufrieden seyn, daß er von ihr noch immer Schutz für seine Person genoß. Durch den Sieg aber, den Prinz Eugen 1697 bei

Zenta über Sultan Mustapha erhielt, wurden seine Plane endlich alle zu Boden geschlagen, und die Türken trachteten ernstlich Friede zu machen, welcher 1699 zu Karlowitz zu Stande kam, und wo ausgemacht wurde, daß jeder Mißvergnügte, der sich in die Türkey geflüchtet hatte, dort verbleiben mußte.

Tököly blieb also mit seiner Gemahlin unter dem Schutze der Pforte, und hielt sich bald zu Konstantinopel, bald zu Galatha auf. Ein paar Jahre nach dem Karlowitzer Frieden starb ihm seine Gattin, und er selbst schloß endlich sein unruhiges Leben zu Ismid bey Nikomedien den 13. September 1705, nachdem ihn vorher die Schmerzen des Podagra ziemlich mürbe gemacht hatten. Er war unstreitig ein grosser Mann, hatte viel Beurtheilungskraft und ausserordentliche Gegenwart des Geistes, die ihn niemals verließ. Oesterreich und Ungarn würden seine Asche gesegnet haben, wenn seine grossen Fähigkeiten in jüngern Jahren eine bessere Richtung bekommen hätten.

Gedruckt mit v. Ghelenschen Schriften.

Inhalt.

		Seite
1.	Maria Theresia	3
2.	Friedrich II.	32
3.	Stanislaus August.	56
4.	Prinz Eugen.	74
5.	Prinz von Coburg.	102
6.	Wurmser	128
7.	Suworow	137
8.	Pichegru	160
9.	Custine	179
10.	Moreau	188
11.	Hoche.	201
12.	Charette	212
13.	Barras	219
14.	Merlin von Douai	226
15.	Sieyes	231
16.	Voltaire	245
17.	Necker	269
18.	Fox	285
19.	Paine	297
20.	Bahrdt	309
21.	Ninon de l'Enclos	327
22.	Shakespeare	334
23.	Columb	342
24.	Münzer	349
25.	Tököly	354

EIGENTHUM DER STADT
AUGSBURG

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schiller, Karl A.

Gallerie interessanter Personen Oder Schilderung des Lebens und Charakters der Thaten und Schicksale berühmter und berüchtigter Menschen der ä lternund neuern Zeit
Bd.: 2.

Wien 1799

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Bio 6970 -2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11236435-1
VD18 15517268-001